R

Bor.
99 m

Horn

R

# Friedrich der Dritte,

## Kurfürst von Brandenburg,

## Erster König in Preußen,

dargestellt

von

## Franz Horn.

---

Berlin, 1816,
in der Maurerschen Buchhandlung,
Poststraße Nr. 29.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

# Dem Leser.

Als ich das Leben des großen Kurfürsten schrieb, that ich meinem Gemüthe ein volles Genüge; denn schon lange hatte ich mich gesehnt, ein reines und vollständiges Bild des nie auszulobenden Fürsten zu geben, der, wie keiner in seinem Jahrhundert, so reinmenschlich erhaben, ein vollendet Deutscher Held und Weiser, in Kraft und Milde, Würde und Anmuth dasteht. Als ich es endlich nach langer und sorgfältiger Prüfung meinen geliebten Deutschen Landesleuten übergab, da hoffte ich freilich auf freundliche Theilnahme; doch war das höchste Lob, das ich erwartete, allerdings nur das Geständniß, so habe man sich den Kurfürsten immer gedacht, und deshalb habe man auch gern wiederholt, was ich über ihn als Anerkennung gesagt. Allein es fand sich eine noch günstigere Theilnah-

me, und ich muß dieses Umstandes hier gedenken, da ich mir nicht erlassen kann und will, hier öffentlich und herzlich dafür zu danken.

So nun, erfreut und ermuntert, konnte ich einen andern sehr nahe liegenden Gedanken ausführen, den ich schon längst gehegt und mit Liebe gepflegt hatte: die Darstellung des Lebens und der Regierung des ersten Preußischen Königs. Die Art, wie dieser Fürst bisher von den meisten Geschichtschreibern aufgefaßt worden, ist so ungenügend, ja zum Theil so ganz verkehrt und falsch, daß eine abermalige ganz unbefangene Revision der Geschichts-Akten und eine aus derselben hervorgehende, genaue und gründliche Darstellung seines Lebens nicht bloß als wünschenswerth, sondern wirklich als nothwendig erscheint.

Er, der seinem erhabenen Hause die herrliche Krone zubrachte, die seitdem für ganz Europa so hocherfreulich leuchtet, sollte ohne Vorliebe, aber auch ohne Vor-Abneigung, würdig und klar geschildert werden, und gern bot ich

meine Kraft auf, um jenem Vorsatze einigermaßen zu genügen.

Ich habe mich bemüht, den Geist jener Regierung als eine Einheit aufzufassen, und unbefangen darzustellen, wobei dann die Schilderung mehrerer ausgezeichneten Männer, die damals in den Preußischen Staaten lebten und wirkten: Krieger, Staatsmänner, Prediger, Dichter, Maler, Bildhauer u. s. w. keinesweges fehlen durfte, sondern gleichfalls mit Liebe unternommen wurde.

Dem edeln Preußen ist nichts fremd, und darf nichts fremd sein, was sein theures Vaterland angeht. Er will nicht allein die Frucht genießen, sondern auch das innere Wesen und die Wurzel des edeln Baumes kennen, unter dessen Schatten er mit Stolz und Freude lebt.

Ihr aber unter den wackern Deutschen und Preußen, denen eine höhere Kraft verliehen worden ist als mir, und die Ihr höhern Lorbeer in der vaterländischen Geschichte zu errin-

gen vermöget, als ich vermag, vergesset nicht, ihn auch erringen zu wollen, und wenn ihr einst mein Werk weit übertroffen habt, dann, — ich reiche Euch darauf treulich die Hand — soll meine Freude am innigsten sein.

Berlin, im Julius 1815.

Franz Horn.

# Friedrich III, Kurfürst von Brandenburg, als König in Preußen: Friedrich I.

## Erstes Buch.

### §. 1.

Es ist ein großes, aber bedenkliches Glück, (so begann ich bereits die kurzen Andeutungen über die Idee Preußens und dessen spätere Geschichte,) der Sohn eines in jeder Hinsicht so ganz ausgezeichneten Fürsten wie Friedrich Wilhelm war, zu sein. Die Zeitgenossen, verwöhnt durch eine solche Größe, verlangen von dem Nachfolger eine ähnliche, ja oft, in ihrer Ungerechtigkeit, gerade dieselbe: ohne zu bedenken, daß die Natur alles was sie erzeugt, nur einmal gleichgestaltig hervorbringt, und sich nur in unendlicher Mannichfaltigkeit gefällt.

Indessen findet sich, daß unter Friedrichs Zeitgenossen nur wenige sich jener Ungerechtigkeit schuldig machten; allein diese wenigen wußten ihre Stimme dergestalt geltend zu machen, daß sie auch auf das Urtheil der Nachwelt nur zu sehr gewirkt hat. — Doch die Stimme der Hochachtung und der Liebe, die sich bei so vielen aussprach, die

mit ihm lebten, sollte billig nicht verhallen, denn bedeutend ist sie immer, wenn auch mitunter Uebertreibungen an den Tag kommen sollten. Nicht bloß die Dichter jener Zeit nannten ihn den Weisen, oder den Salomo des Nordens, sondern auch manche nüchterne Beobachter aus der Ferne glaubten Ähnlichkeit zwischen ihm nnd jenem Fürsten zu finden. Wer aber auch nicht gleich so überschwängliche Worte gebrauchen wollte, der erkannte doch in ihm einen reinen und entschiedenen Willen, der, wenn auch sehr oft in Nebensachen, doch fast nie in der Hauptsache irrte, ein rastloses Streben, die höchste Fürstenwürde Brandenburgs nnd Preußens geltend zu machen, einen hohen Eifer für die Religion, besonders für die öffentliche Gottesverehrung, bei manchen Misgriffen in der Art zu herrschen doch eine innige Liebe für seine Unterthanen, eine wahrhaft königliche Freigebigkeit, die sich besonders zeigte, wenn es galt, den Wissenschaften und Künsten öffentlichen Schutz zu verleihen u. s. w.

Was aber ganz besonders wichtig erscheinen muß, ist die fast unbegränzte Liebe seiner Unterthanen für ihn, die nicht bloß bis zum letzten Augenblicke seines Lebens dauerte, sondern auch noch lange nach seinem Abscheiden eine Sehnsucht veranlaßte, wie sie wohl nur wenigen Fürsten gewidmet wordenist. Diese Liebe gewinnt ein desto rührenderes Ansehen, wenn wir erwägen, wie so manches Trübe in Friedrichs Regierung fiel, und wie Vieles die Brandenburger leiden mußten, theils durch Geschick und Nothwendigkeit, theils durch jene Misgriffe, von denen der Fürst allerdings nicht frei zu sprechen ist.

§. 2.

Desto befremdender ist das Verhältniß und die Stimmung, in welche die meisten späteren Geschichtschreiber zu Friedrich sich setzen. Gleichsam als sei ihnen ein Freibrief zugestellt, der ihnen Sicherheit gebe für jeglichen ungebührlichen Tadel und jegliche in das Leere gehende Lästerung, häufen sie nicht selten Vorwürfe auf den Fürsten, von denen wenigstens die Hälfte falsch sein müßte, da sie sich zum Theil gegenseitig widersprechen. Statt, wie dem Historiker geziemt, den Geist zu entfesseln und das Gemüth in schöne Freiheit zu versetzen, lallen manche in trüber Beschränktheit nach, was sie oft sogar nur durch die dritte oder vierte Hand empfangen haben. Sie berufen sich dabei oft auf eine einzige große Quelle, aber sie verstehen jene Quelle nicht, und haben nichts gemein mit ihr.

Manche unter ihnen gehen so weit, Friedrichen jede Tugend und jede Größe abzusprechen, und selbst dem, was sie unumgänglich als groß während seiner Regierung anerkennen müssen, geben sie doch einen trüben Ursprung: die Eitelkeit; gleich als könne durch sie je etwas Vortreffliches und Dauerndes hervorgehn. Während sie sich selbst der Deutschheit rühmen, tadeln sie doch seine Anhänglichkeit an Deutschland und das kaiserliche Haus, und, während sie es, wie billig, vortrefflich finden, daß Preußen zu einem Königshause geworden, wollen sie doch ihm das gebührende Lob nicht geben, daß er sämmtliche Schwierigkeiten besiegte, die sich ihm bei dem Streben, die Königskrone auf sein Haupt zu setzen, entgegen stellten. Alles

was reines Unglück in seiner Regierung ist, (und es ereignet sich dessen vieles,) wird ihm zur Last gelegt, und alles Verkehrte, was unter ihm durch einige verkehrte Minister geschah, soll nur Er verschuldet haben, so daß es nicht selten scheint, als verlange man von ihm das, was dem sterblichen Menschen nicht gegeben ist: Allgegenwart, und Allwissenheit.

§. 3.

Wenn nun jene ungemäßigten Tadler, unter denen sogar Einer so tief in niedere Gesinnung versunken war, daß er nicht erröthete, Friedrichs körperliches Gebrechen mit scherzender Behaglichkeit zu erwähnen, die Geschichte dieses Fürsten verwirrt, und sein Bild, nach der Schattenseite zu, verfälscht haben; so ist dies historische Unheil auch auf der entgegengesetzten Seite durch übertreibende Lobredner aus früheren Zeiten her, angerichtet worden, indem sie in seiner ganzen Regierung fast nur Licht und Sonnenglanz erblickten. Indessen haben schon lange jene feindlich gesinnten Tadler den Sieg davon getragen, und der aufmerksame Leser deutscher Geschichtbücher kann fast immer mit Bestimmtheit voraussagen, wie Friedrichs Charakterbild in grauer Farbe und peinlicher Beschränktheit erscheinen wird.

Bei so bewandten Umständen habe ich denn für zweckmäßig erkannt, die gesammte Geschichte jenes Fürsten noch einmal von vorn an durchzunehmen, und sonder Vorliebe und Vorhaß einer genauen und unbefangenen Prüfung zu unterwerfen, so daß dann, wenn dem guten Willen die segnende Kraft von oben zu Theil wird, ein deutlicheres

und reineres Bild entstehen dürfte, als uns bis jetzt von Friedrich dem Ersten gegeben worden ist. Dieses Ziel stets vor Augen haltend, wollen wir deshalb mit Unbefangenheit und Einfachheit beginnen.

## §. 4.

Friedrich wurde seinem Vater, dem großen Kurfürsten, am 1. Julius 1657 zu Königsberg in Preußen geboren, zu einer Zeit, die für den Staat eine der unglücklichsten und bedrängtesten war. Das Land hatte sich bei weitem noch nicht erholt von den tiefen Wunden, die der dreißigjährige Krieg ihm geschlagen, und schon war, durch die Vereinigung von vielen traurigen Umständen, für Brandenburg und Preußen ein neuer Kampf entstanden, dessen Ende Niemand absehen konnte. Ja, dieser Kampf hatte etwas so Verwickeltes und Schwankendes, daß er selbst den Muthigsten und Tapfersten betrüben konnte, der doch stets mit Klarheit schauen will, wo eigentlich der wahre Feind zu finden sei. Für Brandenburg war damals gewissermaßen nur ein lichter Punkt: sein Fürst selbst, dessen Heldenmuth und Besonnenheit endlich nach langem Kampfe aushalfen und retteten. Doch im Jahre 1657 war gerade die tiefste Nacht, und so ist es denn recht bedeutend und herzlich rührend, daß die Preußen, trotz ihres großen Kummers, dem neugeborenen Hohenzoller doch so laut und innig fröhlich das Willkommen entgegen riefen. Es war damals noch die gute Zeit, wo die bessern Dichter alle, gleichsam als die gewissenhaften und starken Aussager der Empfindungen des braven Volkes angesehen

wurden, und so sind dann die Gedichte auf Friedrichs Geburt allerdings wichtig, selbst für den Historiker zu nennen. Unter jenen Dichtern nun findet sich auch Einer, den nicht bloß die Preußen, sondern sämmtliche Deutsche, wenn sie ihn kennten, für einen wahrhaftigen Dichter erklären würden. Dieser würdige Mann *) verkündete in seinem Willkommens-Gedichte an den neugeborenen Prinzen, er würde, obwohl damals noch gar keine Hoffnung dazu da war, regierender Fürst werden. Ja es folgte sogar ein zweiter, nicht minder ausgezeichneter Mann, und prophezeihte, was in der That an das Wunderbare gränzt, er werde einst die Königskrone an sein Haus bringen. Oft schon äußerte sich der Stolz der edeln Preußen, im Unglück am schönsten.

## §. 5.

Die frühere Jugend des Prinzen bezeichnete ein Unglück, das leider für sein ganzes Leben fortwirkte. Die Amme hatte ihn, der sorglos kindlich mit ihr spielte, aus den Armen gleiten lassen, und er war rücklings zu Boden gefallen, und zwar so heftig, daß dadurch nicht nur sein Wachsthum gehemmt, sondern auch sein Rücken widerna-

---

*) Es ist Simon Dach, geb. 1605 zu Memel, gest. 1659, Verfasser mehrerer geistlicher und weltlicher Lieder, unter welchen letztern besonders sein: „Ännchen von Tharau" Fülle, Kraft und Anmuth offenbart. Sein edles Gemüth und sein ausgezeichnetes Talent erwarben ihm das Wohlwollen des großen Kurfürsten in hohem Grade.

türlich verschoben, und seine Gesundheit überhaupt geschwächt wurde. Leider zeigte auch die Folge, daß jenes durch Nachlässigkeit hervorgebrachte körperliche Gebrechen auch auf die Stimmung seines Geistes einigen Einfluß äußerte, worüber weiter unten die Rede sein wird.

Uebrigens würde man sehr irren, wenn man sich Friedrichs Äußere unvortheilhaft denken wollte. Stirn und Auge zeigten den denkenden Geist, und sein ganzer Anstand verkündete den mächtigen Fürsten, der sich bewußt war, unter Deutschlands Beherrschern eine der ersten Stellen zu behaupten.

Die Wahl der Erzieher des Prinzen war von dem Vater mit großer Ueberlegung getroffen. Der eine war Otto, Freiherr von Schwerin, der andere Eberhard von Dankelmann, und beide, voll Eifer und Kraft, zeigten sich des wichtigen Auftrags würdig, der ihnen geworden war. Es ist hier der Ort, über diese Fürsten-Erzieher ein kurzes Wort zu reden.

## §. 6.

Otto von Schwerin, einer der reichsten Gutsbesitzer uud Brandenburgischer Ober-Präsident, war 1616 in Pommern geboren. Schon in den früheren Mannesjahren zeigte er eine ungewöhnliche Selbstbeherrschung, und die Geschicklichkeit, mit der er des großen Kürfürsten Plane aufzufassen und mit auszuführen vermochte, erwarben ihm dessen Zutrauen, das sich späterhin in wahrhafte Freundschaft verwandelte. Wir sehen ihn bereits im Jahre 1658 als ersten Minister, und er wußte sich in die-

ser hohen Würde so gleichmäßig zu erhalten, daß wir ihn zu jener geringen Zahl von Männern rechnen dürfen, deren Verdienst und deren Glück stets gleichen Schritt hält. Ihm verdankt Friedrich seinen ganz besondern Eifer für die Religion, der indessen dadurch nicht selten einseitig erscheinen muß daß er die Partei der Reformirten nicht bloß allen andern weit vorzog, was bei ihm wohl keiner Entschuldigung bedarf, sondern auch in ihr das einzige Heil zu finden meinte. In Alt-Landsberg, dem Wohnorte und der Besitzung des Freiherrn, wo derselbe auf eigene Kosten eine reiche Kirche hatte erbauen lassen, verlebte der Prinz einen großen Theil seiner Jugend in einer einfachen und wohlgenutzten Thätigkeit. Da Schwerin selbst nicht bloß die Wissenschaften liebte, sondern auch den Namen eines wirklichen Gelehrten verdient, so genoß unter seiner Leitung auch Friedrich eines Unterrichts in Wissenschaften und Sprachen, den wir allerdings bedeutend nennen dürfen. Friedrich erlangte nicht unbeträchtliche Kenntnisse in der Geschichte und Redekunst, so wie in der lateinischen und französischen Sprache, und er redete stets und gern gemessen und zierlich, da er überhaupt die schöne Form sehr liebte.

Es verdient bemerkt zu werden, daß der Graf mit ihm nicht bloß alle Sonntage, sondern überhaupt jedem öffentlichen Gottesdienste, welcher in Alt-Landsberg gehalten wurde, beiwohnte, und Friedrich behielt diese rühmliche Gewohnheit auch in späteren Jahren als regierender Fürst immer bei, und nur Krankheit konnte ihn abhalten; nicht weltliche Geschäfte. Daher stammt denn

auch sein Eifer für theologische Angelegenheiten, denen er, sie mochten sich auch noch so verwickelt, oder mit einer gewissen schwerfälligen Gelahrtheit angethan, zeigen, stets die größte Theilnahme schenkt.

Der Freiherr starb zu Alt-Landsberg am 14 Nov. 1679 mit dem herrlichen Gefühle, ein durchaus verdienstvolles, reiches und glückliches Leben geführt zu haben: und den Brandenburgern bis auf den heutigen Tag darf man den Namen Schwerin nur nennen, um theuere Erinnerungen, es sei nun, daß sie sich an frühere oder spätere Jahre knüpfen, hervorzurufen.

## §. 7.

Schwerins Nachfolger war Eberhard Christoph Balthasar, Freiherr von Dankelmann, geboren am 13. Nov. 1643 zu Lingen, wo sein Vater eine nur mäßige Bedienung bekleidete, von deren nicht sehr bedeutendem Ertrage derselbe sieben Söhne erziehen und studiren ließ. Obwohl diese sieben Brüder alle (späterhin von den Brandenburgern das Siebengestirn genannt,) ausgezeichnetes Talent besaßen, so hatte doch Eberhard unter ihnen bei weitem den ersten Rang, nnd sein wahrhaftes Genie leuchtete dergestalt hervor, daß selbst Schwerin ihn ausdrücklich zu seinem Nachfolger in allen seinen Ämtern empfahl. So ward er denn nicht nur Erzieher des Prinzen, sondern stieg auch von einer Ehrenstelle zur andern, und wurde zuletzt der mächtigste Mann im Brandenburgischen Staate nach dem Kurfürsten. Da er aber sich im Besitze der ausgezeichnetsten Fähigkeiten, der vortrefflichsten Kenntnisse, und

der seltensten Arbeitsamkeit fühlte, und mit Stolz als solchen erkannte, der er wirklich war, so scheint er sich zuletzt für ganz unantastbar gehalten und manche äußern Formen der Verhältnisse übersehen, oder gar zerrissen zu haben, welche die Gesellschaft anzuerkennen, ja zu achten befiehlt. So wurde es in der Folge seinen Feinden möglich, ihn zu stürzen, und ihm die Liebe zu rauben, die ihm Friedrich so manches Jahr hindurch gewidmet hatte. Daß ihn der Fürst wahrhaft hoch geachtet, ja verehrt habe, ist allerdings keinem Zweifel unterworfen, so wie überhaupt in Friedrich das Talent der Liebe und des Hasses recht vorherrschend war. Allein jenes Gefühl für Dankelmann war bei dem Fürsten, wie es scheint, mit einer gewissen Scheu verbunden; wenigstens fehlte ihm ganz jene Behaglichkeit, die ihn späterhin an andere bequemere Freunde knüpfte; und so wird begreiflich, daß ein Band zerrissen werden konnte, das zwei sehr verschiedenartige Naturen an einander knüpfen sollte. Das spätere Schicksal dieses Mannes werden diese Blätter tiefer unten ausführlich mittheilen. Hier ist nur der Ort, anzuzeigen, daß er das Geschäft des Erziehers mit einer Sorgsamkeit verwaltete, die kaum ihres Gleichen haben konnte. Er war der wahrhaftige Freund des Prinzen, er wußte in jeder Verlegenheit zu helfen, er versöhnte ihn häufig mit dem abgeneigten Vater, er blieb ihm treu zu einer Zeit, wo die Kurfürstin Dorothea sich entschieden feindselig gegen ihn zeigte, ja er rettete ihm einst in einer gefährlichen Krankheit, wo alle Hülfe vergeblich schien, durch Klugheit und Treue das Leben.

## §. 8.

Das Verhältniß des großen Kurfürsten zu Friedrich war im Ganzen nicht erfreulich. Zuvörderst mußte hier die große Verschiedenheit ihrer beiderseitigen Naturen wirken, der zufolge der Vater diesem Sohn keine unbedingte Liebe schenken konnte. Dennoch ehrte er ihn gern öffentlich, und als er 1673 gegen Frankreich zog, machte er ihn zum Statthalter in der Kurmark, bei welchem wichtigen Amte ihn der Fürst Georg von Anhalt-Dessau unterstützen sollte.

Die ganze Liebe Friedrich Wilhelms besaß der ältere Sohn, Karl Aemil, (geb. am 6. Februar 1655) ein Jüngling, in dem die Preußen das reine Ebenbild ihres Heldenfürsten sahen. Doch diesen nahm bekanntlich in dem unglücklichen Jahre 1674 der Tod hinweg (27. Nov. zu Straßburg) und nie vergaß der Kürfürst, was er in ihm verloren, denn auch bei dem besten Streben vermochte Friedrich nicht, ihn ganz zu ersetzen; doch soll dadurch nicht mit Sicherheit ausgesprochen werden, daß er unter ihm stand. Gedenken wir endlich auch der Stiefmutter Sophie Dorothea, so ist jenes Misverhältniß leicht erklärt, worüber in der Geschichte Friedrich Wilhelms ausführlich gesprochen worden ist.

Der Kurprinz Friedrich lebte seit dem Tode des älteren Bruders größtentheils zu Köpenik in der Stille; doch finden wir ihn auch nicht selten als Theilnehmer an den Kriegen seines Vaters; denn trotz seiner schwachen Gesundheit machte er den beschwerlichen Winterfeldzug von 1679 in Pommern und Preußen mit. In demselben

Jahre vermählte er sich zu Potsdam mit der Prinzessin Elisabeth von Hessen-Cassel, mit der er eine sehr glückliche und zärtliche Ehe, doch leider nur kurze Zeit, führte; denn schon 1683 starb sie an den Kinderblattern. Sie liebte ihren Gemahl so leidenschaftlich, daß sie ihn auf ihrem Sterbebette gebeten haben soll, sich nicht wieder zu vermählen, ein Wunsch, den er wahrscheinlich erfüllt haben würde, wenn nicht höhere Rücksichten für den Staat ihm ein Anderes geboten. Aus dieser Ehe stammt nur ein einziges Kind, die Prinzessin Louise Dorothea Sophie (geb. am 19. Sept. 1680), von welcher weiterhin die Rede sein wird.

§. 9.

Es ist merkwürdig daß Friedrich während jener vierjährigen Ehe fast gar nicht zu Regierungsgeschäften gezogen, sondern ihm Muße gegeben wurde, sich selbst und seiner häuslichen Glückseligkeit ganz zu leben.

Er vermählte sich zum zweitenmale mit der Prinzessin Sophie Charlotte, der Tochter des Fürsten Ernst August von Braunschweig-Hanover. Sie war geboren am 20. Oktober 1668, ward vermählt am 28. Sept. 1684, und starb am 1. Februar 1705. Über sie, die vielberühmte, wird gleichfalls in der Folge geredet werden. Sie gab ihrem Gemahl zwei Söhne, Friedrich August, der aber schon wenige Monate nach seiner Geburt starb, und Friedrich Wilhelm, den Nachfolger Friedrichs und zweiten König von Preußen. Über die unglückliche dritte Gemahlin Friedrichs, die Prinzessin Sophie Louise von Meklen-

burg-Grabow wird gleichfalls an gehörigem Ort gesprochen werden.

Es scheint, daß Sophie Charlotte sehr viel beigetragen habe, das Verhältniß zwischen Vater und Sohn zu mildern, und, wenn wir so sagen dürfen, zu ebenen. Wirklich war auch dieses Verhältniß in den allerletzten Lebensjahren des großen Kurfürsten ein glücklicheres als früherhin. Wir wissen, daß Friedrich Wilhelm ihn damals nicht selten mit zu den wichtigsten Regierungsgeschäften zog, und daß er endlich auf dem Sterbebette sich nicht bloß völlig mit ihm versöhnte, sondern ihm die innigste Liebe und den reichsten Seegen schenkte, der für den fühlenden Sohn sein ganzes Leben hindurch die innigste Bedeutung haben mußte.

## §. 10.

Selten hat sich wohl ein Fürst in einer so eigenen und bedenklich glänzenden Lage gefunden, als Friedrich III, beim Antritte der Regierung (29. April 1688). Er war der Herr einer Ländermasse, die, sonst nicht durch sich selbst verbunden, nur durch den gewaltigen Geist des Vaters vereint worden war. Dieses Gebiet war für einen deutschen Kurfürsten schon fast zu ausgedehnt, und man hatte es dem großen Friedrich Wilhelm gewissermaßen nur um der Größe willen, die selbst die Feinde bei ihm anerkennen mußten, vergeben, daß er es so groß gemacht hatte, denn seine tiefere Idee bei jener Vergrößerung war wohl fast allen verborgen. Aber man war keinesweges bereit, auch dem Nachfolger, den man noch nicht kannte,

ein Ähnliches innerlich zuzugeben. Äußerlich freilich mußte man das wohl, denn Preußens Macht, durch Friedrich Wilhelm fest gegründet, stand nun einmal gebietend da, und so war man wohl gezwungen, anzuerkennen, was einmal in seiner Entschiedenheit dastand. Friedrich fühlte deutlich, daß die Augen Europa's, und vor allen Deutschlands, auf ihn gerichtet waren, als auf den mächtigsten Deutschen Fürsten, daß man von ihm eine nicht mindere Größe verlangte, als die so eben noch den Brandenburgischen Thron geziert hatte, und doch räumte er sich in seiner Bescheidenheit, von der sich viele Spuren finden, die lautere Wahrheit ein, daß er allerdings nicht den Geist seines Vaters besitze. So blieb ihm denn nur übrig zu thun was er vermochte, und er begann bald zu zeigen, daß er den festen Vorsatz habe, in die Fußstapfen des Verewigten zu treten.

## §. 11.

Aber außer jener besondern Bedenklichkeit seiner Lage, war die Lage Europa's noch bedenklicher und mithin auch die Seinige als deutscher Fürst. Gleich jetzt, fast in demselben Moment, daß er den Fürstenstuhl bestieg, sollte er einen Entschluß fassen, der, wenn der Fürst folgerecht handeln wollte, für sein ganzes Leben entscheiden mußte. Daß er so entschied, und wirklich für immer entschied, wird der Geschichtschreiber und der Leser zu würdigen wissen.

Ludwig XIV hatte, wie wir im Leben des großen Kurfürsten gesehen haben, seit der durch den Friedensschluß zu Nimwegen damals vollkommen beurkundeten politischen

Schwäche des Deutschen Reiches dasselbe als den bequemsten Spielraum für seine ungemessenen Wünsche angesehen. Er hatte Kränkungen auf Kränkungen gegen dasselbe gehäuft, und nur eine Art von Scheu vor dem unabwendbaren Hasse von ganz Europa, und die vor Friedrichs Wilhelm wirklicher Macht und starkem Willen, konnte ihn abhalten, die große Bedrängniß, in welcher sich der Kaiser Leopold 1683 gegen die Türken befand (und worin größtentheils nur Ludwigs Künste ihn versetzt hatten,) noch mehr zu benutzen, als er sie wirklich benutzte. Dennoch war es ihm nicht gelungen, sich selbst auch bei den blindesten seiner Nachbaren, den reinen Ruf zu erhalten; wohl aber hatte er ein Anderes erreicht. Die Franzosen selbst waren ihm ganz ergeben, und sahen ihren wahren Herzenswunsch, endlich einmal einen solchen König erhalten zu haben, leider erreicht, und so konnte er, bei verhärtetem Hochmuth, den Haß der Nachbarn leicht ertragen, da er nicht wohl in Verachtung übergehen durfte.

## §. 12.

Fast scheint es, als habe Ludwig Friedrich Wilhelms Tod abgewartet, um Deutschland mit einem neuen Kriege zu überziehen. Zwar war der zwanzigjährige Waffenstillstand noch lange nicht zur Hälfte abgelaufen, aber er hatte schon früher gezeigt, daß ihn dergleichen Bedenklichkeiten nicht rührten. Ein öffentlich auszusprechendes Wort, und eine sogenannte Veranlassung war leicht zu finden in dem Erbschaftstreit wegen der Kurpfalz und der Wahl eines Erzbischofs von Köln. Auf jenes Land machte er

Ansprüche im Namen seiner Schwägerin Elisabeth v. Orleans, geborenen Pfalzgräfin vom Rhein; die andere Würde wollte er dem ihm ganz ergebenen Kardinal v. Fürstenberg zuwenden. Gerüstet war er längst, und so erfolgte dann, da man die unbilligen Forderungen verweigerte, die Kriegserklärung am 24. Sept. 1688. Jetzt entschloß sich Friedrich, um Deutschlands willen jede Kränkung zu vergessen, die einst von Oestreichs Seite seinem Hause wiederfahren war, und sich innig an den Kaiser zu schließen, der in ihm den treuesten Bundesgenossen erhielt, den er je erlangen konnte. Überhaupt muß der Geschichtschreiber zu Friedrichs hohem Ruhme gedenken, daß er eine recht innige und nie zu erschütternde Abneigung gegen Ludwigs ganzes glänzend unsittliches Wesen und dessen Menschenverachtende und mordende Politik hegte, und daß er, der sonst wohl verzeihen konnte, die Beleidigungen gegen die deutsche Würde ihm nie vergab. Mochte immerhin auch Persönlichkeit mit in das Spiel kommen: die rechtliche Persönlichkeit soll sich gegen die unrechtliche geltend machen.

Zum Glücke war auch jetzt gerade Ludwig in der Laune, seine Gesinnung ziemlich klar auszudrücken, und in widerlichem Uebermuth hatte er selbst vergessen, um den großen Friedrich Wilhelm, von dessen Absterben er nach herkömmlicher Weise unterrichtet worden war, die gewöhnliche Trauer anzulegen. Der König, der, mit aller äußerlichen Sitte vertraut, und wohlwissend, daß den deutschen Kurfürsten eine den Europäischen Königen gleiche Würde zugestanden sei, jene öffentliche Ehrbezeigung

zeigung dennoch unterließ, wollte also offenbar beleidigen, und es ist deshalb nicht nur nicht zu tadeln, sondern wahrhaft zu rühmen, daß Friedrich durch jene Vernachlässigung nicht nur sich, sondern auch die deutsche Kurfürsten-Würde gekränkt glaubte. Als Mensch konnte er jenen Uebermuth leicht verachten, da Ludwig ohnehin sich wohl nur seltsam unter den Leidtragenden würde ausgenommen haben, und die Europäischen und deutschen Fürsten seine Stelle hinreichend ersetzten; allein man vergesse nicht, daß hier nicht bloß von dem Menschen sondern von dem Fürsten die Rede ist.

## §. 13.

Mit dieser Gesinnung ganz übereinstimmend war die Verbindung, welche er mit Wilhelm von Oranien schloß, um demselben zum Sturze Jakobs des zweiten, Königs von Großbrittanien, der seinen Unterthanen das höchste Kleinod, die Geistesfreiheit rauben wollte, behülflich zu sein. Er erfüllte dadurch nur den letzten Wunsch seines sterbenden Vaters; aber die Art, wie er diese Verbindung schloß, macht seiner eigenen Klugheit Ehre. Die Unterhandlungen zwischen Wilhelms Abgesandten, von Benting (Grafen von Portland) und dem Herzoge von Schomberg und den Ministern von Dankelmann und Fuchs wurden in solcher Stille und mit solcher Vorsicht betrieben, daß die Europäischen Mächte fast nicht eher davon erfuhren, als bis die Brandenburgischen Hülfsvölker, vereinigt mit Holländern und Engländern, schon wirklich in Thätigkeit waren und die große Sache befördern halfen.

Das Geschick war dem gerechten Unternehmen hold. Wilhelm, an der Spitze eines bedeutenden Heeres, sah sich gefürchtet und geliebt, und bahnte sich leicht den Weg zu dem Throne des herrlichen Landes. Jakob, der das Beste in den Menschen verletzt hatte, erkannte jetzt zu spät, daß nirgends ihm Liebe begegnete, und, der Krone beraubt, von allen verlassen, mußte er England meiden und mit seiner Gemahlin Maria Stuart nach Frankreich fliehen, wo ihm der äußerlich ehrenvolle Empfang keinesweges Ersatz gewähren konnte, für den Verlust der wirklichen Macht, den er selbst sich zugezogen hatte. Alles dieses vollendete sich so rasch, daß schon am Schlusse des Jahres 1688 die ganze Thronumkehrung vollendet war.

## §. 14.

Doch wie anders in Deutschland! Hier wollte das Schicksal zeigen, daß keine Tugend ein Volk retten könne, wenn es nicht auch die höchste politische besitze: Wachsamkeit und Einigkeit. Ludwig hatte mit einer Gattung von Klugheit, die der Held verschmäht, mit seinem Kriegsmanifeste gewartet, bis er den Kaiser in die verworrenen Angelegenheiten Ungarns so tief verwickelt wußte, daß ihm nur wenig Kraft für anderweitige Unternehmungen blieb. Doch, damit noch nicht zufrieden, war er geringhaltig genug gewesen, um selbst noch vor dieser Kriegserklärung seine Heere in das unbeschützte Deutschland eindringen zu lassen. Mit gewohnter Leichtigkeit brachen die Franzosen über den Rhein hinüber, der schon seit dem Westphälischen Frieden seine Vorschutzwehr verloren hatte,

überschwemmten die herrlichen Gegenden und beraubten und verwüsteten die blühenden Städte und Dörfer. Das fast unschätzbare Mainz fiel durch Verrath in die Hände der Feinde, die nun für jeden Fall einen Anlehnungspunkt behauptend, ungestraft in den gesammten Rheingegenden, ja sogar fast bis in das Herz des südlichen Deutschlands sich ausbreiten konnten.

Es giebt eine trübe Empfindung, erzählen zu müssen, daß das deutsche Reich auch diesmal sich mit gewöhnlicher Langsamkeit bewegte. Denn erst am 14. Febr. 1689 wurde zu Regensburg die Erklärung abgefaßt, daß Frankreich für einen Reichsfeind zu achten sei, weshalb denn auch jeder Reichsfürst die Verpflichtung habe, das Reichsoberhaupt in dem begonnenen Kriege zu unterstützen. Hätte man diesen Schluß, der sich fast überklar von selbst ergab, sechs Monate früher gefaßt, wie viel Elend wäre von dem vaterländischen Boden abgewendet worden, der so rasch eine Beute des Feindes geworden war.

## §. 15.

Ludwig hatte nämlich diesmal eine neue Art Krieg zu führen für gut gefunden, der zufolge er alles eroberte deutsche Land rein ausplündern, verwüsten und verbrennen ließ. Was von Hunnen und Vandalen nur auf Streifzügen und in wilder Leidenschaft verübt worden war, das geschah hier mit systematischer Kälte, ja mit gelassener Verhöhnung. Die Greuel, welche durch die Franzosen in Heidelberg, Rohrbach, Kirchheim, Kreuznach, Frankenthal, Rastatt, vor allen aber in den ehr-

würdigen Reichsstädten Speier und Worms verübt wurden, übersteigen jeglichen Glauben dergestalt, daß der Geschichtforscher, wenn er die einzelnen Nachrichten genau sondert und zu einem Resultate gelangt, kaum hoffen darf, den Nichtkenner jener Jahre von der Möglichkeit, daß sie wirklich geschehen seien, zu überzeugen. Er kann deshalb hier nur kurz erwähnen, daß der König zur Verbrennung von zwölfhundert Städten und Dörfern wirklichen und bestimmten Befehl ertheilt hatte, und daß weit über die Hälfte derselben wirklich in Flammen aufgegangen sind, nachdem vorher jegliches öffentliche und Privateigenthum, wenn es die Mühe des Forttragens belohnte, nach Frankreich in Sicherheit gebracht worden war. Dabei darf die Geschichte ferner nicht vergessen zu bemerken, daß auch Kirchen und Gräber nicht verschont, daß die Gebeine der alten Kaiser in Speier und die der alten Pfalzgrafen zu Heidelberg wild umhergeworfen, und die silbernen Särge zerschlagen und fortgeschleppt wurden, daß man mit den Schädeln spielte; sie muß endlich auch der gebrochenen Ehrenworte gedenken, welches Verbrechens sich einige französische Generale im Angesicht Europa's ungestraft schuldig machten. Als Entschuldigung für sämmtliche Grausamkeiten wußte Melak und Ernqui nichts weiter anzuführen als den ausdrücklichen Befehl des Königs, und den Umstand, die leidenden Einwohner seien ja doch nur Ketzer, die keine andere Behandlung verdienten. Indessen hat wohl noch niemand den künstlich geglätteten und nüchternen Franzosen der damaligen Zeit jene fanatische Wuth zugetraut, und es wird

wohl bei dem bekannten Resultate sein Bewenden haben, daß bei jenen Greuelthaten nichts weiter waltete, als niedrige Habsucht, gemüthsfrostige Grausamkeit, und wizzelnde Verruchtheit. *)

---

*) Mehrere französische Schriftsteller haben sich bemüht, die Gräuel, welche in der Pfalz verübt wurden, so darzustellen, als seien sie ohne Ludwigs Willen ausgeführt, wobei sie indessen auf der andern Seite vergaßen, in welchem Lichte auch dann ihr Ludwig erscheint. Düclos in seinen Memoires secrets erzählt die Sache also:

Les fureurs exercées dans le Palatinat en 1689 excitèrent une indignation générale. Madame de Maintenon n'eut pas besoin d'en exagérer l'atrocité; la religion étoit inutile, l'humanité suffisoit pour servir de texte. Louvois après avoir fait incendier Worms et Spire, eut encore la barbarie de proposer de brûler Trèves, pour empêcher les ennemis, d'en faire leur place d'armes. Le roi en fut révolté et le lui défendit. Deux jours après Louvois revint à la charge et dit au Roi, qu'une délicatesse de conscience l'empêchoit sans doute, de consentir à la dèstruction de Trèves; mais que guerre et pitié ne s'accordant pas, lui, Louvois pour en décharger la conscience du Roi, avoit pris le tout sur soi, et venoit d'envoyer l'ordre de celle exécution militaire. Le roi, ordinairement si maître de lui, se transporte de colère, saisit les pincettes, et veut en frapper Louvois. Madame de Maintenon se jette au devant, et laisse échapper le ministre effrayé. Le roi le rappelle, et les yeux enflammés: Dépêchez un courier; qu'il arrive à temps; s'il

## §. 16.

Wir dürfen unserm Friedrich zum wahren Ruhm anrechnen, daß er unter den Fürsten Deutschlands einer der thätigsten war, dem Feinde mit ganzer Kraft zu begegnen. Nachdem er die Freude erlebt hatte, daß ihm am 18. August 1688 ein Sohn geboren worden war, und nachdem er am 12. September seinem Vater ein prachtvolles Leichenbegängniß bereiten lassen, konnte er sich jetzt ganz dem großen Geschäft der Befreiung Deutschlands widmen. Ein auserlesenes Heer von Brandenburgern hatte sich in der Gegend von Köln am Rhein versammelt, wo auch er selbst bereits im Anfange des Jahrs 1689 eintraf, um sie in Person anzuführen.

Ähnlichen Eifer zeigten die Kurfürsten von Baiern und Sachsen, so wie auch die Wahl Karls V. von Lothringen zum Anführer des kaiserlichen Heers die besten Hoffnungen schöpfen ließ. Auch war der Anfang den

---

y a une seule maison de brulée, votre tête en répondra. Il ne fallut point de second courier, le premier n'étoit pas parti. Les dépêches étoient prêtes; mais Louvois, déja sur ses gardes, par la façon dont la première proposition avoit été reçue, avoit suspendue le départ, jusqu'à ce qu'il eût le succès de sa tentative. Le premier courier passa, dans l'esprit du Roi, pour avoir porté l'ordre sanguinaire; et le second pour en avoir empêché l'exécution.

Die ganze Geschichte ist, wie billig, nur mit Ironie zu lesen, und so wird sie Niemandem unverständlich sein können.

Wünschen der Deutschen hold; Friedrich schlug die Franzosen bei Ordingen (2. März) in einem entscheidenden Treffen, trieb sie bis Neuß zurück, und bewährte, daß wenigstens ein Theil des kriegerischen Geistes seines Vaters auch auf ihm ruhe. Dann nahm er rasch Rheinbergen und Kaiserswerth ein, und belagerte Bonn, wobei ihm aber sehr bedeutende Schwierigkeiten begegneten, indem der Ritter von Asfeld, französischer Befehlshaber in der Festung, mit Kraft und Talent jeden nur möglichen Widerstand leistete.

Friedrich, bis jetzt nur an schnelle Erfolge gewöhnt, hatte hier den schwersten Kampf zu bestehen, den der feurige Mensch und der feurige Feldherr nur mit sich selbst bestehen kann. Er mußte sich selbst erklären, daß hier selbst die ritterlichste Tapferkeit, gegen Wälle und Mauern, Gräben und Thürme gerichtet, nichts ausrichten könne; er mußte das Schwerste lernen, was der Krieger und der feurige Mensch nur lernen können, das traurige Warten. Er hatte in der Schlacht bei Ordingen die reine Freude des edlen Sieges kennen gelernt; er hatte gesehen, geordnet, gehandelt; und mußte sich jetzt bequemen, nur umzuschauen, zu rathschlagen, die Stimmen zu wägen, dem Moment nicht rasch zu vertrauen u. s. w. Er lernte es wirklich; doch war diesmal sein Rath der Beste, und unabgeschreckt durch unzählbare Schwierigkeiten, folgte er dem Gedanken, daß Bonn erobert werden müsse, wenn nicht der ganze Feldzug ziellos sein solle.

§. 17.

Doch auch Friedrichs reine Tapferkeit und Unerschrokkenheit wollte das Geschick erproben, indem es ihn in persönliche Gefahr brachte, und wir erzählen diesen Umstand mit desto größerem Vergnügen, da ihn manche jener oben im Allgemeinen erwähnten feindselig gesinnten Schriftsteller ganz vergessen haben.

Da fast sämmtliche Rathgeber Friedrichs der Meinung waren, daß das ihm untergebene Heer zur Belagerung von Bonn nicht hinreichend sei, und er fast allein der Ansicht getreu blieb, es müsse fallen, so hielt er für besonders nöthig, die Stärke und Schwäche der Festung, wie des Feindes, genauer kennen zu lernen, um durch diese Kenntniß auch anderen dieselbe Ueberzeugung und dieselbe Zuversicht zu geben.

Eines Tages, als er den Zustand der Belagerten auf das genaueste in Augenschein nehmen wollte, befahl er dem General Schöning, dem er allein sein Vorhaben entdeckte, 1000 Reiter zu diesem Ende in Bereitschaft zu halten. Am 31. Julius, früh Morgens, ritt er mit Schöning aus dem Lager; ward aber sehr überrascht, als er bei den äußersten Vorposten die Reiter nicht fand, die dahin befehligt worden waren. Schöning entschuldigte sich, daß man seinen Befehl mißverstanden haben müsse, und Friedrich, keinen Verzug länger ertragend, nahm jetzt nur die letzten Feldwachen mit, und begab sich bis auf einen Kanonenschuß weit von den Belagerten, vor die Feste.

Es schien den Feinden nicht unbemerkt geblieben zu

sein, welch' ein Gegner ihnen so nahe sei, und Kugeln schlugen von allen Seiten auf die Anhöhe nieder, von der herab der Kurfürst die Stadt in Augenschein nahm. Die Bedeckung hatte sich indessen auf Friedrichs Befehl einzeln durch einen hohlen Weg ziehen müssen, und konnte sich erst bei Pappelsdorf (das nahe an der Festung in einem Grunde liegt) wieder in Ordnung stellen.

§. 18.

Indessen bot der Freiherr Eberhard von Dankelmann, der den Kurfürsten begleitet hatte, alles auf, was nur die Beredsamkeit eines Freundes Dringendes haben kann, um ihn zu bewegen, das gefahrvolle Beobachten einzustellen. Doch ruhig fuhr Friedrich damit so lange fort, bis er über alles, was er hatte wissen wollen, in das Klare gekommen war; dann erst begab er sich, auf einem Fußsteige, der durch einen Weinberg führte, wo das feindliche Geschütz nicht einschlagen konnte, auf den Rückweg. Allein während er so ruhig beobachtet hatte, war ein nicht geringer Haufen von Franzosen aus der Festung geschlichen, hatte sich im tiefern Grunde im Hinterhalt gelagert, und brach jetzt hervor, um den Fürsten selbst zum Gefangenen zu machen. Aber sie hatten vergessen, daß sie mit Preußen zu thun bekommen würden, die unbesiegbar erscheinen, wenn sie für das geliebte Haupt ihres Beherrschers kämpfen. Friedrich, an der Spitze seiner kleinen Schaar, machte sich eine blutige Bahn durch den wilden Feindeshaufen. Er kämpfte hier im eigentlichsten Sinne für sein Haupt und für sein Leben, denn es war

hier lediglich auf seine Person angesehn, und die Feinde kannten nicht bloß sein Gesicht uud seine Gestalt, sondern es war ihnen sogar — auf welche Weise ist nicht bekannt — die Farbe seines Pferdes und der Schaberacke verrathen worden.

Friedrich zeigte gleich bei seiner Zurückkunft im Lager, daß sein gefahrvoller Gang nicht ohne Nutzen für die Belagerung gewesen war, indem er jetzt Anordnungen traf, durch die der Fall der Festung allein entschieden werden konnte. Der Gewinn derselben ist durchaus sein eigenes Werk. *)

Endlich, am 2. Oktober, ward sein Muth und seine Ausdauer durch die Uebergabe von Bonn belohnt. Doch, gewohnt, auch bei dem Feinde Tapferkeit zu ehren, bewilligte er dem Ritter Asfeld, der selbst tödtlich verwundet worden war, und die Hälfte seiner Mannschaft verloren hatte, eine sehr .nilde Capitulation; ein Benehmen, das um so mehr anzuerkennen ist, da es von feindlicher Seite nicht nachgeahmt worden ist.

§. 19.

Dieser Feldzug allein würde ein rühmliches Denkmal von Friedrichs Muth und Kriegskenntniß geben; aber

---

*) Vgl. Versuch einer Geschichte der Feldzüge des Preußischen Heeres u. s. w. von Friedrich Behmer. Berlin 1803, Th. II. S. 45. ff. Der Verfasser hat bei dieser Erzählung die Puffendorfische Handschrift benutzt.

wir haben ihn in demselben auch noch von andern Seiten zu betrachten, die ihm zur Ehre gereichen. Er hatte Ludwigen gezeigt, daß er ein freier deutscher Fürst sei, der sich nicht vor dem inponirenden Glanze scheue, den jener um sich zu ziehen gewußt; er hatte die unselig verschiedenen Rücksichten mehrerer deutschen Fürsten, wenigstens für den Moment, gegen den wahrhaftigen Feind zu vereinigen gewußt; er hatte drei wichtige Festungen wieder erobert, und den größesten Theil des unglücklichen Niederrheins von dem verderblichsten aller Feinde befreit. Während er seinem edeln Versprechen gemäß, Wilhelm von Oranien eine sehr bedeutende Unterstützung hatte zukommen lassen, war es ihm dennoch möglich gewesen, mit dem Aufgebot aller seiner Kräfte, ein Heer von fünf und zwanzigtausend Mann eigener Truppen für die deutsche Sache in's Feld zu stellen, deren Besoldung und Verpflegung ihm am Ende des Jahrs bereits drei Millionen Thaler gekostet hatte; — und nun sollte er auch noch das Schmerzlichste erfahren, was ihm in diesem Augenblicke nur begegnen konnte: die Undankbarkeit seiner Freunde und Bundesgenossen.

Er mußte für sein Heer die Winterquartiere mit Mühe erringen, und den genügsamsten Truppen, und den Rettern eines bedeutenden Theils von Deutschland ward (es ist traurig zu erzählen) nur mit Widerwillen Obdach und Beköstigung gegeben. Der Wiener Hof zeigte sich, wie fast immer, kühl und spröde, und der Kurfürst von der Pfalz, für den doch ganz besonders gefochten worden

war, ahmte jenes Betragen nach, das für ihn am wenigsten sich eignete.

## §. 20.

Wie sehr dieses Benehmen Friedrichen kränken mußte, ist um so leichter zu erachten, da wir in seinem Gemüth die leiseste Erregbarkeit, ja sogar mitunter eine nicht glückliche Empfindlichkeit wahrnehmen, die ihm jedes Versäumen oder Umgehen der Pflichten Anderer gegen das Brandenburgisch Haus, um so schmerzlicher machte. Daß ihn aber dieses Gefühl der Kränkung nicht irre werden ließ in seiner eigenen Pflicht, und daß er fortfuhr, mit gewohntem Eifer selbst für — Undankbare zu fechten: das, dünkt uns, muß ihm stets hoch angerechnet werden.

Noch hatte er während dieses Feldzuges die Betrübniß, einen ausgezeichneten Feldherrn zu verlieren. Das Brandenburgische Heer hatte nämlich zwei Anführer, von Barfuß *) und von Schöning, und wir wagen nicht zu entscheiden, wer von ihnen der ausgezeichnetere war. Schöning hatte sich bereits das Vertrauen des großen Kurfürsten in hohem Grade zu erwerben gewußt, so wie Barfuß das des jetzt regierenden Fürsten. Da nun in dem beendigten Feldzuge der Aufbruch einer Abtheilung des Heeres nach Mainz ohne Schönings Wissen geschehen war, so fühlte er als Generalfeldmarschall sich dadurch beleidigt, und nach einem Wortwechsel zog er im Vorge-

*) S. Beilage A.

mach des Kurfürsten gegen den Mitfeldherrn den Degen. Friedrich, der das Geräusch vernommen, trat hervor, und sah sich genöthigt, den Bruch des Hausfriedens durch Schönings Entlassung zu bestrafen. Das Heer verlor an ihm einen trefflichen Führer, der nun in Kursächsische Dienste ging. *) Späterhin ersetzte Flemming dessen Stelle.

§. 21.

Aber außer diesen kriegerischen Unternehmungen, war Friedrich auch als Landesvater keinesweges unthätig. Zuvörderst glaubte er sich verpflichtet, dem Testamente seines Vaters (über welches in der Lebensbeschreibung des großen Kurfürsten ausführlich gesprochen worden), eine andere Richtung zu geben. Er, der in der That jeden ausgesprochenen Willen seines Vaters zu erfüllen trachtete, sah sich diesmal genöthigt, einen Willen zu umgehen, dessen Vollstreckung die kühne Schöpfung des vortrefflichen Fürsten selbst würde zerstört haben.

Gestützt auf die alten Familienverträge des Hohenzollerschen Hauses, die jede Theilung des Reichs verboten, brachte er es bald dahin, daß seine würdigen Stiefbrüder in seine Ansicht eingingen, und mit gewohnter Freigebigkeit setzte er sie durch Ertheilung von reichen Aemtern, Gütern und Jahrgehalten, in den Stand, den Verlust der ihnen zugedachten Provinzen zu verschmerzen. So kam,

*) S. Beilage B.

mündlich sehr bald, schriftlich aber erst am 3. März 1692, der Erbvergleich zu Stande, der jedem Prinzen das ihm Zukommende anwies.

## §. 22.

Vergeblich hotte sich die verwittwete Kurfürstin Dorothea jenem Vertrage zu widersetzen gesucht. Friedrich behandelte sie mit der ausgezeichnetsten Achtung, die er ihr, als Gemahlin des Vaters, schuldig war; aber er vermochte nicht, die Liebe zu heucheln, die sie nie erworben. Sie fühlte das selbst sehr deutlich und sah nicht nur ihre entfernteren Hoffnungen für die Zukunft, an welche sie ihr ganzes Leben gewandt hatte, vereitelt, sondern auch die, welche sie für sich selbst in unmittelbarer Beziehung auf die Gegenwart hegte. Der Tod des großen Kurfürsten hatte ihre ganze Kraft gebrochen, und in der That mußte sie, die niemanden liebte als ihn, und von niemanden geliebt worden war, als von ihm, jetzt, da ihn der Tod weggenommen, sich einsamer fühlen, als vielleicht je eine Einsame war. Matt und krank, und dennoch jeder ärztlichen Warnung widerstrebend, folgte sie dem langen Leichenzuge ihres großen Gemahls, wie eine Leidtragende im höchsten Sinne des Wortes, zu Fuße nach. Als man den Sarg in die Ruhestätte brachte, sprach sie zu wiederholten malen den entschiedenen Wunsch aus, gleich jetzt mit ihm hinabgesenkt zu werden: und tröstete sich dann nur mit dem Gedanken, daß dieses Ziel ihr doch gar bald bevorstehen müsse. Da sie Berlin nie geliebt hatte, so zog sie jetzt gänzlich nach Potsdam, wo sie ein sehr eingezo-

genes Leben führte, das sie durch das Lesen der Bibel und anderer geistlicher Schriften zu erheben und zu erheitern strebte. Indessen war ihre Gesundheit zerstört und die Aerzte riethen ihr eine Reise nach Karlsbad. Sie unternahm sie wirklich, sagte aber vorher, sie werde sicher nicht wiederkommen, und allerdings konnte sie leicht also vorherverkünden, da sie sich seit dem Tode ihres Gemahls nur als ein lebendiges Grab gefühlt und also genannt hatte. *) Sie starb am 6. Aug. zu Karlsbad; ihre Leiche ward nach Potsdam gebracht, wo sie am 20. anlangte, doch, ihrem Willen gemäß, erst am 12. Sept. in die fürstliche Gruft getragen wurde. Selbst das Datum des Begräbnißtages wollte sie mit ihrem Gemahl theilen.

Sie erreichte ein Alter von 52 Jahren und 10 Monaten, und, wie sie im Leben nur von wenigen geliebt worden war, so benahm man sich auch bei ihrem Tode kühl und gleichgültig.

Über ihren gewiß bedeutenden und schwer zu entwickelnden Charakter ist in dem Leben des großen Kurfürsten ausführlich gesprochen worden.

## §. 23.

**Es ist besonders wichtig, die Verordnungen Friedrichs**

---

*) S. das Gedicht: die leidtragende Dorothea, das, von dem Hofdichter v. Besser herrührend, dessen Poesien zum Theil als versificirte Zeitungen zu betrachten sind, allerdings eine Art von officiellem Charakter an sich trägt. Doch wird man es um des Inhalts willen nicht ohne Theilnahme lesen können.

während der ersten Jahre seiner Regierung zu betrachten, weil sich in ihnen wenigstens ein Theil des Geistes abspiegelt, mit dem er seine neue Bestimmung zuerst auffaßte.

Wir finden zuvörderst die Verordnung wegen des Leichenbegängnisses seines Vaters, wobei er die Ehrfurcht für denselben mit seiner Prachtliebe, die sich hier zum erstenmale öffentlich äußerte, und späterhin immer weiter ausbildete, vereinigen konnte. — Ferner die Schlichtung des Rangstreites zwischen den Städten Brandenburg und Stendal, in Beziehung auf einander und auf die Residenz, ein Streit der mit der höchsten Wichtigkeit genommen wurde: was er auch in gewisser Hinsicht sein kann, wenn Formen den Geist bewahren mögen. — Sodann ein sehr geschärftes Duellmandat, das in der That nöthig schien, da der blutigen Einzel-Fehden zu viele wurden, und so gar Fremde mitunter den Brandenburgischen Boden wählten, um dort ihre Privatstreitigkeiten durch den Zweikampf auszumachen. Auch sein Vater hatte früherhin in dieser Beziehung verordnet, wie er jetzt.

Der Befehl, die sogenannten Marinegelder, lediglich für die Afrikanische Schiffahrt zu verwenden, erscheint uns als ein bloßes durch Kindespflicht gebotenes Eingehen in die Wünsche des Vaters, denn sonst dürfte man allerdings Spuren finden, daß Friedrich an einen guten Erfolg jener Unternehmung nicht glaubte.

Sodann der Befehl, nicht nur den Bau der angefangenen Friedrichsstadt fortzusetzen, sondern sie auch nach einem weiter angelegten Plane auszuführen, wobei der

Fürst

Fürst den Bauenden jede nur mögliche Unterstützung angedeihen ließ.

Schon jetzt zeigte sich bei Friedrich der Plan, Berlin zu einer der schönsten Städte Europa's zu machen, woran in frühern Zeiten keinesweges gedacht worden war. Wir werden tiefer unten sehen, daß ihm dies Vorhaben gelang.

§. 24.

Um aber die äußere Würde und den äußern Glanz mit Sicherheit zu behaupten, mußten neue Quellen der Einkünfte aufgefunden werden, und diese fand der Fürst in einer zweckmäßigern Benutzung der Domänen. Zwar hatte bereits sein großer Vater eine besondere Sorgfalt diesem Zweig der Staatsverwaltung gewidmet; dennoch war es nicht möglich gewesen, ihn in eine völlig genügende Verfassung zu bringen. Er hatte bei dem Antritte seiner Regierung eine so ungeheuere Verwirrung, und so große Schuldenlast vorgefunden, daß selbst nur Licht in dieses Chaos zu bringen, schon Schwierigkeit genug darbot. Ja, wenn wir die fast ununterbrochene Kriegeszeit bedenken, in welche seine Regierung fiel, und die Reihe von Jahren, in denen die Mark selbst der Schauplatz des Kampfes war: so werden wir ihm auch in der wichtigen Beziehung auf die Vermehrung der Einkünfte des Staats überhaupt, und die verbesserte Verwaltung der Domänen unsre entschiedenste Bewunderung nicht versagen können.

Indessen mußte man jetzt noch weiter schreiten, und

so errichtete Friedrich 1689 ein Collegium zur Untersuchung der Kammern und Domänen, zu dessen Präsidenten die geheimen Staatsräthe Eberhard von Dankelmann und Dodo von Knyphausen *) erwählt wurden, unter denen vier Kammerräthe arbeiteten.

## §. 25.

Das Geräusch des Krieges und die Bedrängnisse der Zeit verhinderten den Fürsten nicht, schon jetzt zu zeigen, daß die Künste in ihm einen Verehrer und Beschützer finden sollten. Vor allen begünstigte er die Mahler, und wir treffen unter denen, die er entweder selbst unmittelbar in seine Staaten rief, oder die doch seine Kunstliebe veranlaßte, sich um ihn zu versammeln, mehrere von ausgezeichnetem Talent, denen in der Folge sich noch mehrere zugesellten. Aber auch Bildhauer, Baumeister und Tonkünstler kamen in seine Dienste, unter denen wir einige der vorzüglichsten späterhin nennen wollen.

Freigebig gegen alle, die seine Wohlthätigkeit in Anspruch zu nehmen wußten, zeigte sich Friedrich besonders wohlthätig gegen die Kirchen, unter denen in dem genannten Jahre besonders die Jerusalems- und Dorotheenkirche sich seiner Güte zu erfreuen hatten.

Überhaupt war das Jahr 1689 ein glückliches für Preußen, und insonderheit für Berlin. Man erfreute sich

---

*) S. Historische Schilderung von Berlin, Th. III. S. 19 und 250 ff.

des stets wachsenden Ruhms der Brandenburgischen Krieger und des frischen Lorbeers, den der neue Fürst, als ein ächter Hohenzoller, sich um die Schläfe wand. Der Hof, wie die Bürger wünschten Gelegenheit zu Festen, und sie bot sich oft genug dar; denn jedes glückliche Treffen, jede eroberte Festung, ja jedes dem Feinde wieder abgenommene Städtchen, wurde als eine solche Gelegenheit angesehen. Es entwickelte sich jener fröhliche Sinn der Berliner immer mehr, der, in seiner Empfänglichkeit und Beweglichkeit, allerdings achtende Anerkennung verdient. Selbst in den damaligen Streitigkeiten und Prozessen um die verschiedenen Rechte der Gilden, um die Rangordnung, ja sogar um die Schützenkönigswürde, finden wir eine Bestätigung desselben; denn der wahrhaft heitere Mensch, der es in jeder Beziehung der Mühe werth findet, zu leben, will auch in jeder Beziehung seine Rechte verwahren, und hält mit Lust und Liebe darauf, was ihm denn auch gar wohl zu gönnen ist.

## §. 26.

Gehen wir jetzt zu dem folgenden Jahre 1690 über, so finden wir Friedrichen, der bereits in allen seinen Deutschen Besitzungen die Huldigungen angenommen hatte, zuvörderst auf einer Reise nach Preußen, die er mit besonderer Liebe unternahm, weil ihm das Land theuer sein mußte, in welchem er geboren war. Jene Liebe wurde noch vermehrt durch den ganz ausgezeichneten Eifer, mit dem man ihn dort aufnahm. Man veranstaltete eine Reihe von Festen, deren Pracht nnd Glanz für seine Rei-

gung berechnet schien, man war bemüht, seine Gunst zu erwerben, und man erwarb sie in einem hohen Grade, wie noch die spätere Zeit bewies.

Aber der Fürst durfte sich der Freude, unter glücklichen und treuliebenden Unterthanen zu leben, nicht lang überlassen. Manche unangenehme Nachrichten vom Rhein her zwangen ihn, das geliebte Königsberg früher zu verlassen, als es anfänglich sein Wille gewesen war. In Berlin ward ihm durch eine glänzende Gesandschaft vom König Wilhelm von Großbritanien der Orden des blauen Hosenbandes überreicht; doch verweilte er auch hier nicht, sondern brach rasch zu dem Heere auf.

§. 27.

Hier war man auf deutscher Seite eines trefflichen Führers beraubt worden, des Prinzen Karl von Lothringen, der theils durch die Gerechtigkeit der Sache im Allgemeinen, theils durch den natürlichen Wunsch, sein Herzogthum wieder zu erobern, jede Kraft und jedes Talent aufgeboten hatte, um den räuberischen Franzosen nach Verdienst zu begegnen. Leider war seine Stelle für den Augenblick nicht zu ersetzen. Dazu kam noch von Seiten mancher deutschen Fürsten eine betrübte Schläfrigkeit, die sie die heilige Pflicht vergessen ließ, die Gränze zu bewachen. Selbst kaiserliche Truppen zeigten sich am Rhein nur wenige, die Churpfälzischen fehlten ganz, und so war es denn sehr begreiflich, daß der französische Feldherr Boufler in die unbeschützten Länder eindringen konnte, wo die Feinde abermals mit heillosem Vandalismus haus-

ten. Graf Carl von Schomberg, Führer der Brandenburgischen Truppen, vermochte in diesem Augenblicke nichts weiter, als die Westphälischen Besitzungen seines Kurfürsten zu decken, und obwohl die Feinde ihm an Anzahl bei weitem überlegen waren, so wagten sie doch nicht, ihn anzugreifen.

§. 28.

Das Hauptheer der Franzosen hatte sich nach den Niederlanden gezogen, wo auch das der Verbündeten stand, unter welchem sich sechs tausend Brandenburger befanden. Am 1. Juli griff der Marschall von Luxembourg den Fürsten von Waldeck bei Fleury an, und gewann einen so entschiedenen Sieg über ihn, daß für die Sache der Verbündeten alles zu befürchten gewesen wäre, hätte nicht Friedrich sich schnell mit seinem Heer vom Niederrhein, den er gedeckt, nach Brabant gewandt, und die Fortschritte des Feindes gehemmt. Er übernahm jetzt selbst für eine kurze Zeit den Oberbefehl des verbündeten Heers und stellte sich bei Hall in Brabant so kühn und vortheilhaft auf, daß dadurch den Franzosen die meisten Vortheile geraubt wurden, die sie aus ihrem Siege hätten ziehen können. In der That zeigte Friedrich nebst seinen beiden Feldherrn, dem alten Feldmarschall Derfling und Barfuß, sich hier so kühn und besonnen, daß er wahrhaft den Beinamen eines „Schützers" verdiente, den man ihm damals sehr häufig in öffentlichen Schriften und auf Münzen gab.

§. 29.

Wenn aber der erste Julius durch den Sieg bei Fleury für Ludwig zu einem Freudentage wurde, so erhielt er eine desto traurigere Bedeutung für ihn, durch das entscheidende Treffen am Boynefluſſe in Irland, wo König Wilhelm III das Heer der Franzosen, welches der vertriebene Jakob anführte, aus dem Felde schlug. Ludwig hatte nämlich jenen Prinzen mit einem auserlesenen Heer französischer Truppen nach jenem Königreiche gesandt, damit er dort, wo die katholische Religion blühte, und viele seiner Anhänger sich nach ihm sehnten, noch einmal versuchen sollte, die Englische Krone wieder zu erringen. Vergeblich. Das Haus Stuart sollte fallen, denn es hatte sich selbst zerstört, zum ewig warnenden Beispiel daß auch die ältesten und erhabensten Familien sinken können, wenn die Nachkommen vergessen durch innere Tugend ihren alten Adel aufzufrischen. Der Kern der Englischen Nation war gegen ihn, und Wilhelm war ein ächter König, der, als solcher, nie vollendet besiegt werden kann. Doch hatte auch er einen großen Verlust zu betrauern, da der Herzog von Schomberg, den Friedrich ihm zur Hülfe gesandt, bei Boyne gefallen war. *)

Als deshalb Jakob im folgenden Jahre 1691 noch einmal wieder zu kommen wagte, ward er abermals, bei Aghrien, zur See geschlagen (13. Juli), dergestalt, daß sich ganz Irland Wilhelmen unterwarf, und Jakob auf

---

*) S. Beilage C.

immer nach Frankreich zurückfliehen mußte. Hier — um sein jammervolles Schicksal mit zwei Worten zu Ende zu führen — sank sein äußeres Ansehen und sein innerer Werth, so sehr, daß er zuletzt der Gegenstand des frechen Witzes gemüthloser Höflinge wurde, denen der erstorbene Geist nicht mehr wehren konnte, bis ihn endlich 1704 der Tod abrief.

§. 30.

Friedrich schloß sich indessen immer enger der Sache der Verbündeten an, und verpflichtete sich durch den Vertrag zu Lennik (6. Sept.), so lange der Krieg daure, zwanzig tausend Brandenburger in den Niederlanden zu lassen, wofür ihm England, Spanien und Holland monatliche Subsidien zu bezahlen versprachen, die bis dahin (d. h. während des ganzen Jahres 1689 und der größeren Hälfte des Jahres 1690), so viel wir wissen, gar nicht bezahlt worden waren.

Desto weniger geschah durch die Reichsheere am Ober- und Mittelrhein und an der Mosel, wo die trefflichsten Deutschen Heere durch die Uneinigkeit ihrer Führer fast zum bloßen Zusehen verdammt wurden. Man war schon zufrieden, wenn der Dauphin nur diesseits des Rheins nicht festen Fuß fassen konnte, ja wir finden hie und da, in einigen Schriften der damaligen Zeit, die kläglich irrige und niedrige Ansicht verbreitet, als könne man ja wohl allenfals das jenseitige Rheinufer den Franzosen gönnen, wenn man etwa nur Mainz und die umliegenden Gegenden ausnehme. Zum Glücke war indeß in dem eigentlichen Herrscher-Deutschland jene trübe An-

sicht durchaus nicht, denn Friedrich ging mit edelm Beispiele voran; auch fanden sich schon damals politische Schriftsteller und Dichter genug, die ihr kräftig widersprachen.

## §. 31.

Friedrich kehrte im Herbst 1690 nach Berlin zurück, und, wie er früher (18. Jun.) einen allgemeinen und außerordentlichen Bet-, Buß- und Fasttag in allen seinen Landen angeordnet hatte, um Gottes Segen für den bevorstehenden Feldzug zu erflehen, so ward jetzt eine allgemeine Danksagung in allen Kirchen gehalten. Glücklich freilich war Deutschland nicht gewesen; doch hatte man allerdings die gegründetste Ursache, Gott zu danken, daß die fast allgemeine Schuld der Deutschen: „Uneinigkeit," nicht noch schlimmere Folgen gehabt hatte. Daß diese nicht eintraten, war in der That größtentheils Friedrichs Werk, und wir halten es für unsre heilige Pflicht, diesen Umstand recht sehr hervorzuheben, und um so bestimmter auszusprechen, da gar manche Geschichtschreiber jenes große Verdienst des Fürsten und seiner Krieger, obwohl es sehr klar daliegt, theils mit Stillschweigen übergehen, theils mit lauem Halblob nur oberflächlich hinstreifend berühren.

In Berlin war indessen die alte Fröhlichkeit und die nie verzagende Thätigkeit abermals sichtbar gewesen, und man hatte besonders den Bau der Friedrichsstadt, so gut es sich thun ließ, zu fördern gesucht, wohl wissend, daß einem solchen Bemühen der Beifall des Fürsten nicht feh-

len werde. Seine Neigung zur äußeren Wohlgefälligkeit und Pracht zeigte sich auch in dieser Hinsicht bei dem Bau des Schlosses und der langen Brücke, die ehemals von Holz, und deshalb nicht bloß unscheinbar sondern, wohl gar gefährlich, jetzt in eine steinerne verwandelt wurde.

Ueberhaupt trug Berlin auch damals noch zum Theil das Ansehen einer Landstadt, und die einzelnen schönen Häuser die es zierten, stachen seltsam neben manchen ärmlichen und wol gar mit Stroh gedeckten ab; so wie denn auch die Kühe und Schweine, die noch immer hie und da herumliefen nnd an den schönen neugepflanzten Linden ihre Kraft ausließen, sich wunderlich genug in einer Residenz ausnahmen, für deren Auszierung schon so beträchtliche Summen verwandt worden waren. Der große Kurfürst hatte allerdings auch für die Verschönerung Berlin's manches Bedeutende gethan; doch konnte dies bei ihm, der erst den neuen Staat schaffen mußte, immer nur nebenher und gleichsam zur Erholung geschehen. Von 1640 bis 1679 vermochte er wol nur selten daran zu denken, und erst der Friede zu St. Germain gab ihm nach vierzigjährigem Kampf jene Ruhe, in der auch die Sorge für das äußerlich Reizende statt finden kann. Ganz anders waren die Verhältnisse unter seinem Sohn, der, obwohl nicht minder in Kriegen, doch immer seine Staaten frei sah, und mit einer ungleich höheren Neigung die Sorge für das Äußerliche trieb. Er erklärte den Bürgern offen seine Ansicht, und die meisten gingen gern in dieselbe ein. Diese wurden belobt und unterstützt:

den Säumigen aber und Miswilligen befahl er strenge und sie gehorchten.

## §. 32.

Wir kennen schon aus der Geschichte Friedrich Wilhelms die fast nie ruhenden Streitigkeiten der Lutheraner und Reformirten; doch wollen wir, dieser Reibungen gedenkend, deshalb in die unermeßlichen Klagen der Current-Historiker keinesweges einstimmen. Der Protestantismus hat in sich selbst, uud in seinen beiden auseinanderfahrenden Hinsichten, dem Lutheranismus und Zwinglianismus nothwendig das Prinzip des steten geistigen Weiterstrebens und Anstrebens, und wir dürfen uns eben nicht wundern, wenn dasselbe, in der äußern Erscheinung des Lebens, mitunter sich trübe verkörpert, und vergröbert. Der Protestantismus muß kämpfen gegen den in sich abgeschlossenen, und, seiner Natur nach, ruhigen Katholizismus, er muß kämpfen in jenen seinen beiden angegebenen und wohlbekannten Beziehungen. Im Brandenburgischen mußte dies um so mehr der Fall sein, da ein enger Raum und die Gleichheit bürgerlicher Verhältnisse und Pflichten die Streitenden gar oft zusammenführte.

Man scheute sich nicht, selbst fürstliche Personen mit in den Streit zu ziehen, so wie z. B. bei der Vermählung des Herzogs von Sachsen-Zeiz, mit der ältesten Tochter des großen Kurfürsten, die Religions-Ungleichheit dieses Ehepaars zu manchen Streitigkeiten Anlaß gab. Schriften, wie die des Probstes Müller zu Magdeburg, der

sich bei dieser Gelegenheit deutlich genug aussprach *), und das Benehmen der Wittenberger Theologen, die, vielleicht schon um deswillen, weil Luthers Leiche in ihren Mauern ruhte, sich zu Beschützern seiner Lehre auserwählt glaubten, sind wichtig genug, um als Belege und Äußerungen der Zeit angesehn zu werden.

## §. 33.

Der Kurfürst selbst war eifrig reformirt, und es konnte ihm begegnen, diesen Eifer zu übertreiben; aber er war mehr als das, er war auch eifrig religiös, und diesen Eifer kann man nimmer übertreiben. In diesem Sinne schärfte er von neuem die Verordnungen seines Vaters ein, jegliche Schul-Polemik auf der Kanzel zu vermeiden, nur daß leider hinzugesetzt wurde, in den Predigten „von dem Willen Gottes, und der Menschen Seligkeit nnd Verdammniß nicht weiter zu gehen, als es mit en drei Brandenburgischen Confessionen übereinstimme.“ Wenn wir diese festgesetzte zu enge Begränzung bedauern, so wollen wir doch auch nicht vergessen, daß gerade eben jener Stoff von den eifrigen Lutheranern wirklich misbraucht und oft genug jeder andern christlichen Religionsparthei

---

*) Sie hat den Titel: „Fang des edlen Lebens durch fremde Glaubenslehre,“ und enthält geradezu die unmuthigsten Äußerungen über den Umstand, daß der Kurfürst und seine Tochter reformirt sei; zog aber dem Verfasser auf einige Zeit Gefangenschaft in Spandow zu.

die Möglichkeit des Glaubens und mithin der Seligkeit abgesprochen wurde.

In einer kräftigen Verordnung vom 19. Jun. 1690 ward jeder Rangstreit in Hinsicht des Vortrittes beim Genuß des heiligen Abendmahls, streng untersagt, wodurch Friedrich zeigte, daß er denn auch die Ordnung in den äußerlichen Lebensverhältnissen recht wohl vergessen, ja nichtig finden konnte, wenn die Beziehungen auf das Höhere und Heilige eintreten. Zwar soll sich dies von selbst verstehen, indessen verdient doch bemerkt zu werden, daß es auch bei diesem Fürsten, der nun einmal auf die genaue Stuffenfolge im äußerlichen Rang viel, ja zu viel hielt, sich dennoch von selbst verstand.

Allerdings vermochte hier ein bestimmter Befehl manchem Uebel abzuhelfen; aber jene Streitigkeiten zwischen den Reformirten und Lutheranern konnte kein von außen gekommenes Gebot tilgen.

Ein berühmter Theolog, Masius, hatte um diese Zeit ein überaus strenges Werk geschrieben: „Das treue Lutherthum," in welchem er mit Gelehrsamkeit und Fleiß, aber auch mit Heftigkeit und Miswillen den Unterschied zwischen Luthers und Calvins Lehre auseinander gesetzt, und die Verschmähung der letztern unumwunden ausgesprochen hatte. Die ganze Angelegenheit war ohnehin fast in ganz Deutschland der Gegenstand der allgemeinen Theilnahme; jetzt aber wurden durch die Leidenschaft die Leidenschaften der Einzelnen aufgeregt, und man sonderte die Grenzen zwischen den beiden Secten so scharf, daß auch ein gewöhn-

licher Laie sich fähig halten mochte, jene Gränze zu schützen.

## §. 34.

Selbst den edlen Spener, (ohne Zweifel der größte Theolog seiner Zeit) wagte man anzuklagen, er habe einst in einer Predigt anders gesprochen, als es hinterher im Druck derselben gelautet; doch ist es als ein höchst erfreuliches Zeichen jener Zeit zu betrachten, daß Spener nur aufzutreten, und mit seiner gewohnten Ruhe zu versichern brauchte, dem sei nicht also, um alle seine lichtscheuen Ankläger stumm zu machen.

Nicht so leicht legte sich der Streit, der sich zwischen einigen reformirten Theologen zu Berlin und einigen lutherischen zu Dresden erhob, wegen eines Gebets, welches die letztern für den öffentlichen Gottesdienst aufgesetzt hatten. In demselben sollte, nach ihrer Behauptung, der Reformirten mit feindlichen oder bedauernden Worten gedacht sein. Zuletzt nahm sich auch der Kurfürst der Sache an, und gab dem Kanzler von Dankelmann Befehl, sich deshalb in Dresden zu beschweren, wo dann die ganze Angelegenheit friedlich ausgeglichen wurde.

Erfreulicher ist der strenge Befehl. der um diese Zeit an alle Obrigkeiten erging, „die Unterthanen im Lande zur Katechismuslehre fleißig anzuhalten“ und die Aufnahme mehrerer braven Colonisten, denen der Fürst jede nur mögliche Erleichterung angedeihen ließ, um ihnen das verlassene Vaterland zu ersetzen. Es waren Valonen, Schweizer und Pfälzer. Die letzteren hatten wohl die

meiste Ursach auszuwandern, denn wirklich glich ihr Vaterland, wegen seiner Nachbarschaft mit Frankreich, den Äckern am Abhange des Vesuv, die man nicht wohl mit Vertrauen bestellen kann. Von den Valdensern wird erzählt, daß manche unter ihnen, vom Heimweh befallen, wieder zurück gewandert seien. Fester hielten die Schweizer, aus denen Friedrich hinterher einen Theil seiner Garde bildete.

## §. 35.

Gehen wir jetzt zurück zu den großen Europäischen Angelegenheiten. Auch im Jahr 1691 blieb Friedrich nicht nur seinem wahrhaft Deutschen Systeme treu, sondern er schloß sich durch das Bündniß vom 1. Mai noch enger an den Kaiser. Überhaupt zeigten in diesem Jahre die Deutschen Fürsten einen so warmen Eifer für die gute Sache, daß das stattliche Heer, welches sie ausgerüstet, ohne Zweifel jedem Französischen hätte Verderben bringen können, wenn nicht leider abermals Uneinigkeit unter den Feldherrn gewaltet hätte. Johann Georg IV., Kurfürst von Sachsen, Anführer des Reichsheers, das er selbst mit zwölf tausend Mann vermehrt hatte, wurde von dem Grafen Caprara, dem Führer der Kaiserlichen mit Missgunst angesehen, und auch er vergalt den Haß auf eine ähnliche Weise, dergestalt, daß beide sich stets widersprachen, und sich in ihren Planen durchkreuzten. Aber das arme Deutschlnnd litt gar sehr unter dieser traurigen Zwietracht: denn fast ungehindert, obwohl im Angesicht von Caprara und Johann Georg, ging der Französische Ge-

neral de Lorges über den Rhein, und ward zur verhee-
renden Geißel für die armen Länder.

Auch in den Niederlanden war der Feldzug für die Verbündeten nicht glücklich. Bei der damals gewöhnlichen Art Krieg zu führen, hatte man nicht vermuthet, daß die Franzosen schon im März anfangen würden, und es war ihnen deshalb durch Ueberraschung gelungen, das höchst wichtige Mons (in der Grafschaft Hennegau) zu nehmen. Nur bei Lüttich und Leuse in Brabant verweilt der Historiker gern, da hier die Brandenburger sich abermals neuen Ruhm erwarben. Lüttich war von den Franzosen eng eingeschlossen, aber von Brandenburgern wacker vertheidigt und endlich von Brandenburgern unter dem Feldmarschall Heino von Flemming entsetzt *) Bei Leuse fochten die Brandenburger so brav, daß Luxenburg, Brüssel zu erobern, für diesmal aufgeben mußte. Dies sind aber auch fast die einzigen leuchtenden Punkte dieses Feldzuges.

## §. 36.

Der Kurfürst erwarb sich immer größere Verdienste um den Kaiser, indem er ihm sogar auch gegeu die misvergnügten Ungarn und die stets drohenden Türken Hülfe sandte, durch welche der Brandenburgische Name auch in den entferntesten Landen neue Ehre empfing. Noch müssen wir den Fürsten, wie billig, rühmen, daß er auch dann

*) S. Beilage D.

nicht in seinem Eifer erkaltete, als Spanien fast ganz aufhörte, die versprochenen Subsidien zu bezahlen. Man hatte ihm von Spanischer Seite mit Offenheit erklärt, daß man aus Geldmangel nicht weiter zu zahlen vermöge, und so sah er gelassen die Unmöglichkeit an, in der sie sich befanden, und blieb ihnen hold, wie es dem deutschen Manne gegen edle Ausländer geziemt.

Der Feldzug von 1692 war nicht minder unglücklich. Namour und Pignerol wurden von den Franzosen rasch hinweg genommen, Luxenbourg maaß sein großes Feldherrntalent mit dem des Königs Wilhelm in der bedeutenden Schlacht bei Steenkerken, welche gewissermaaßen wie ein reiner Zweikampf geführt wurde, indem nur Ehre, aber nicht sogenannte Vortheile erfochten wurden. Es ist nicht zu verhehlen, daß der Sieg auf Luxeuburgs Seite war. Nur am Schlusse des Feldzuges vermochte Flemming und mit ihm der wackere Spanier Castillo, die Franzosen zu schlagen und ihnen die Eroberung von Charleroy, welches sie bereits umzingelt hatten, unmöglich zu machen.

§. 37.

Nicht minder wichtig ist der Umstand, daß nur durch Friedrich dem Kaiser ein sehr bedeutender Bundesgenosse, jener obenerwähnte Johann Georg IV, erhalten wurde, was in der That recht große Mühe kosten mußte, da Oestreich denselben auf eine Weise gekränkt hatte, die auch wohl einem gediegenen Charakter zu verzeihen hätte schwer fallen müssen. Wir haben nämlich oben ver-

nom-

nommen, daß der Preußische Feldmarschall Schöning in Sächsische Dienste gegangen. Da nun derselbe seine Abneigung gegen Östreich nicht selten unverhohlen geäußert hatte, so fand man von letzterer Seite für gut, ihn, da er einst in ruhiger Unbefangenheit das Töplitzer Bad gebrauchte, gefangen nehmen, und nach der Veste Spielberg bei Brünn bringen zu lassen. Hierüber empört, wollte Johann Georg wirklich vom Kaiser abfallen: doch ließ er sich versöhnen, als dieser, auf Bitten des Brandenburgischen Gesandten, die Nebengeliebte jenes schwachen Fürsten, das Fräulein von Neidschütz, zur Gräfin von Rochlitz erhob. *)

Auch bei dem Feldzug von 1693 verweilt der Blick des Geschichtschreibers fast nur mit Trauer, weil ihm nicht selten das Glück der Franzosen bei so ungerechter Sache begegnet. Luxenbourg schlug den König Wilhelm bei Neerwinden (18. Jul.); denn keine Tapferkeit seiner Truppen, unter denen ganz besonders die Brandenburger unter dem Markgrafen Philipp sich auszeichneten, konnte den Umstand wieder gut machen, daß der König sein Heer für den Augenblick zu sehr vertheilt, und an jener Stelle, wo er angegriffen ward, zu sehr geschwächt hatte.

§. 38.

Durch diesen Erfolg ermuthigt, nahmen die Franzosen Charleroy, und der Dauphin wagte nun auch, seine

---

*) S. Beilage E.

weit überlegene Macht gegen Ludwig von Baden, der den Oberrhein decken sollte, zu gebrauchen. Der treffliche deutsche Fürst, dem Franzosen weit überlegen am Feldherrntalent, sah dennoch die schmerzliche Nothwendigkeit, sich vor dem Andrange der Menge zurückzuziehen, da mit dem nicht sehr zahlreichen, auch wohl theilweise durch Widerwilligkeit geschwächten Reichsheer sich keine glückliche Schlacht hoffen ließ. So fiel das unglückliche Heidelberg abermals in die Hände der Feinde, die hier die Gräuel während der frühern Besitznahme, mit unseliger Geübtheit erneuerten, Gräuel, die nie vergessen werden können, uud nie vergessen werden sollten.

Erst später, da Flemming neue Schaaren tapferer und deutschgesinnter Brandenburger dem Heere zuführte, vermochte Ludwig vou Baden dem Dauphin zu widerstehen; doch, was er auch von deutschen Landen zurückeroberte, so bekam er doch die sonst so gesegneten Fluren nur einer Wüste ähnlich wieder. Es ist klar, hätten alle deutsche Fürsten mit unserm Friedrich die treue Anhänglichkeit an das gemeinsame Vaterland getheilt, so würde man sicher nicht diesseit des Rheins, sondern eher jenseit — der Ardennen gefochten haben. Doch verblendet, und betäubt, vernahmen gar manche nicht mehr die Stimmen des Vaterlandes und des — Weltgeistes, und wenn nur von ihrem eignen Heerde der Krieg entfernt blieb so sorgten sie nicht weiter, sondern hörten die Klagen der unglücklichen Pfälzer und der andern Nachbaren Frankreichs fast wie trübe Märchen an, an die man nun einmal sich gewöhnen müsse.

Ludwig XIV. ahndete jene schlaffgewordene Gesinnung einzelner deutscher Stimmführer nur zu wohl, und längst in unseligem Hochmuth gewöhnt, sich selbst nie Unrecht zu geben, fand er sich zuletzt auch nicht ohne äußern Anstand in den Gedanken, groß genannt zu werden, da ihm so häufig das misbrauchte Wort entgegen kam.

In Beziehung auf sein Frankreich kann ihm das vielleicht verziehen werden, da man ihn dort nun einmal nicht anders haben wollte, als er eben mit Bequemlichkeit war; aber im Verhältniß zu Deutschland irrte er auf die schmählichste Weise, indem er die verderbten Einzelnen, die ihm ihre Verehrung zuriefen, für die Vertreter des wackern Volks hielt, das von ihm und von ihnen mishandelt wurde; doch nie seiner Würde beraubt werden konnte. Das deutsche Volk hat Ludwigen stets und mit Klarheit und Herzlichkeit gehaßt.

## §. 39.

In den Preußischen Staaten — dürfen wir anders von der Mark und von Berlin, das seine Gesinnung am deutlichsten offenbarte, auf die übrigen Theile des Landes schließen — herrschte noch immer Wohlleben und Freude, zu der überhaupt der Märker gern sich hinneigt. *)

Man liebte den Fürsten, denn man theilte seinen gerechten Haß gegen Frankreich, und man erkannte, daß er seine Unterthanen liebe, obwohl er manches

---

*) S. Beilage F.

Schwere von ihnen verlangte. Man hat in spätern Zeiten gemeint, es müsse den Preußen denn doch sehr hart gefallen sein, daß ihr Fürst mehrere Jahre hindurch einen bedeutenden Theil des Volks nach Flandern und dem Rhein, nach Italien und Ungarn sende, um daselbst für eine ihm fremde (?!) Sache zu fechten. Ja, man hat diese Ansicht nicht etwa bloß als eine unbedeutende Privatmeinung angeführt, sondern, die allgemeine Gültigkeit derselben gar nicht bezweifelnd, die traurigsten Schlüsse daraus gezogen, die sich dann mit heftigem Tadel gegen Friedrich endeten.

Es ist wohlgethan, auf jenen Tadel gleich hier einfach und klar zu antworten. Zuvörderst ist es eine ganz verkehrte, ja sündige Ansicht, als könne die deutsche Sache einem Kurfürsten von Brandenburg am Schlusse des siebzehnten Jahrhunderts fremd gewesen sein, wodurch man das Ärgste zu sagen scheint, einem deutschen Reichsfürsten gehe das deutsche Reich nichts an. Hatte der große Kurfürst, dessen Weisheit Europa bewunderte, sich jemals anders gezeigt? oder wollen wir etwa meinen, das Privat-Interesse desselben sei nur zufällig oft mit dem des Kaisers überein gekommen? Zum Glück spricht nicht bloß die Totalansicht seines Characters, sondern auch jede Einzelheit in der Geschichte seines Lebens dagegen, und wir dürfen nur auf den Geist seiner ganzen 48jährigen Regierung hindeuten, um zu beweisen, daß er als deutscher Reichsfürst seine Pflicht gegen das Reich stets mit Kraft und Freude erfüllte. Soll nun bei seinem Sohn Unweisheit genannt werden, was bei ihm Weisheit war?

§. 40.

Und war nicht im Jahr 1688 Deutschland noch hülfebedürftiger als jemals? war es nicht dem Verderben nahe, als Friedrich mit seiner Heeresmacht auszog, um es, vereinigt mit gleichgesinnten Deutschen, zu retten?

Es ist fast über allen Ausdruck seltsam, daß wir ihn vertheidigen müssen über ein Benehmen, und über Handlungen, die das reinste Lob verdienen. Dieses gebührt auch seiner Hülfsleistung gegen die Türken, in denen er, wie billig, die Erbfeinde des christlichen Glaubens und der christlichen Reiche sah, und die deshalb mit angestrengter Kraft und Unermüdlichkeit bekämpft werden mußten, wenn nicht das Große und Herrliche der Lüge und Verkehrtheit weichen sollte. Von jener Politik Ludwigs, die den Türken Offiziere, Waffen und Geld sandte, um durch sie die Macht des christlichen Kaisers zu schwächen, wußte unser Friedrich nichts, außer daß sie unendlich zu verachten sei.

Friedrichs Unterthanen begriffen, wie es scheint, bei weitem besser, was sein Wille und sein Ziel sei, als manche spätere Historiker, und es wurden von ihnen keineswegs jene weichlichen und undeutschen Klagen gehört, welche nur einer selbstsüchtigen, Ausländereitreibenden Zeit angehören können, die, wie wir mit inniger Freude hinzusetzen, nun auch schon längst untergesunken ist. Überhaupt ist es gar sehr erfreulich, daß wir im Jahr 1814 (wo ich dieses schreibe) alle jene undeutschen Klagen über Friedrichs reindeutsche Kriege nur anzuführen brauchen, um sie widerlegt zu haben.

§. 41.

Wenn wir aber so eben den Brandenburgern rühmend nachgesagt haben, daß sie die Kriege ihres Fürsten aus dem rechten Gesichtspunkte betrachteten, so ist zugleich zu bemerken, daß ihr stets wachsender Ruhm ihnen jene Ansicht erleichterte. Wo auch gefochten wurde, da hatte die Brandenburgische Tapferkeit sich ausgezeichnet, ja nicht selten die Entscheidung gegeben. Mochten auch Ungarn und Italien, Flandern und die Pfalz manchen Tausenden edler Brandenburger ein Grab bereiten: waren sie doch mit Ruhm gefallen, und dieser Gedanke hat immer getröstet und wird immer trösten das Preußische Volk, das die Ehre als seine wahrhaftige Lebensluft erkennt.

Man ahnte, es werde Ludwigen am Ende doch nicht gelingen, was er im Großen bezweckte, und so beruhigte man sich bei den einzelnen Unfällen des Krieges; manche wol gar mit einem gewissen fröhlichleichten Sinn, der wenigstens schnell genug über stören wollende Widerwärtigkeiten hinüberhalf. *)

---

*) Solche charakteristische Äußerungen der Zeit finden sich auch in Canitzens Gedichten, die, eben weil sie als Gedichte nicht immer sehr vorzüglich sind, mitunter als historische Dokumente gelten können. So sagt er z. B. sehr fröhlich:

Ist Friedrich nur gesund, und hat sein Zepter Seegen:
Was ist mir an Namur und Pignerol gelegen?

(S. das versificirte Schreiben an E. v. Brand, in der Ausgabe der Canitzischen Gedichte, von 1727. S. 117.) Ähnlicher Trost findet sich häufig bei ihm; doch ahndete er, in dem wir

Vorzüglich heiter fühlte sich die Residenz, deren Einwohner, ohnehin zur Fröhlichkeit geneigt, reichen Stoff zur Lust durch die Prachtliebe und Freigebigkeit des Fürsten empfingen. Wir wollen das nicht tadeln: nur ist sehr zu beklagen, daß damals, trotz des herzlichsten Hasses gegen Frankreichs Eroberungssucht, dennoch ein gewisser Gallischer Geist in das Leben, die Bildung und die geselligen Verhältnisse, so wie in Deutschland überhaupt, so auch in die Preußischen Staaten sich eindrängte, und es ist billig, daß wir bei diesem betrübten Umstande einige Augenblicke verweilen.

## §. 42.

Unter den rühmlichen Eigenschaften, die den wahren Deutschen schmücken, ist die Bescheidenheit eine der ersten; allein es ist nur zu bekannt, daß der Deutsche mitunter aus dieser Tugend herausschreitet, und in Überdemuth wol gar sich selbst und seinen Talenten mistraut. Nun hatte man freilich schon in frühern Zeiten die Franzosen, und zwar meistens von sehr unerfreulichen Seiten kennen gelernt, wie denn der größte Sprecher des Deutschen Volks, Martin Luther, seine Abneigung gegen dieselben stark und schlagend genug zu erkennen giebt. Daher war denn auch der Schade, den sie während des sechszehnten Jahr-

---

den sehr wackern Preußen freudig anerkennen, als vielgeltender Staatsmann, vielleicht bereits im Jahre 1692 schon manches, was der Mehrheit verborgen war.

hunderts in Deutschlands Bildung anrichteten, nicht sehr bedeutend; denn man hütete sich noch ziemlich wohl vor ihnen, nnd Einzelne, die ihnen nachahmten, entgingen selten dem gerechten Haß oder der schneidendsten Verspottung, wenn nicht etwa ein zu hoher Rang sie schützte.

Aber im siebzehnten Jahrhundert, da Deutschland sich schon viele Jahre lang selbst bekriegt hatte, waren die Franzosen näher getreten, um dem fast verblutenden Heldenvolke einiges abzupressen. Wir wissen leider, wie es gelungen, und wie sich die ausländischen Stimmgeber zu Münster uud Osnabrück benahmen, und das Natürlichste wäre nun zu vermuthen, es müsse bei dem Deutschen Volke ein entschiedener Haß gegen jene Fremden entstanden sein. Wirklich finden sich auch solcher Stimmen der kräftigen Abneigung aus jener Zeit genug; dennoch scheint es, als habe man doch im Ganzen den Franzosen weit mehr verziehen, als man hätte verzeihen sollen. Zwar ahndete man wohl hie und da ihre atheistische Politik; doch manche andere ließen sich täuschen, und meinten, die so eigensinnig und verschlagen auf ihren (sogenannten) Rechten beständen, müßten doch wenigstens einigermaßen Recht haben, und hätten wol gar die Deutsche Freiheit, von der sie viel redeten, auch im Herzen lieb.

Dieser Nebel mußte freilich nach der vollendeten Treulosigkeit, die von Seiten der Franzosen auf den Nimweger Frieden folgte, auch den starrgläubigsten Deutschen schwinden, und in politischer Beziehung verzweifelte man nun wohl größtentheils an ihnen. Nur kam jetzt die Reue fast zu spät, denn die Franzosen ließen ihren Raub

nicht los, und es war schwer, ihnen denselben jetzt mit Gewalt zu entreißen.

## §. 43.

Doch das Schlimmste war, daß ihre geistige Macht sich jetzt fast über ganz Deutschland erstreckte. Hier hatte ihre unermüdliche Thätigkeit und ihr nicht selten sehr freundlich erscheinender Hochmuth ein nicht sehr schweres Spiel mit der Deutschen Überbescheidenheit gehabt und endlich gewonnen. Man hatte nämlich den Deutschen seit Jahrhunderten vorgeredet, sie seien zwar recht redliche Menschen, und hätten auch in Wissenschaften und mechanischen Künsten manches recht Ersprießliche geleistet; aber ihren Sitten, ihrem Umgange, ihren Schriften fehle denn doch die liebenswürdige Feinheit, Glätte u. s. w.

Dieser Vorwurf, von Seiten der Franzosen bald ernst und strafend, bald launig witzig, und freundlich spöttisch vorgebracht, und hundert und wieder hundertmal wiederholt, hatte endlich seine Wirkung gehabt, und ein großer Theil der Deutschen gab sich nun bei diesen Feinden in die Lehre, um ihnen das Feine und Glatte abzusehen und sich anzueignen. Wenn nun die Deutschen einmal lernen wollen, so sind sie dergestalt erpicht, daß sie nichts irre macht, und so ließen sie sich denn auch den Hohn und Spott (leider) gefallen, mit dem die schlimmen Lehrer ihre Bemühungen lohnten. Während man sich aber um eine fremdartige Zierlichkeit bemühte, ging leider nach und nach die wahrhaftige und ächtdeutsche Herzenszartheit und Feinheit, wie sie der ächte Kenner der Geschichte zur

Genüge im Mittelalter und zur Zeit der Reformation nachweisen kann, und jener blühende Rittersinn der selbstständigen Welt, bei der Mehrheit verloren. Es ging verloren der kühne Stolz einer auf sich selbst beruhenden Nation, das Frische, Unbefangenfröhliche und Volksthümliche im Umgang und in den Werken des Genies, endlich auch die Gründlichkeit in den Wissenschaften und zuletzt wol gar bei Manchen der heilige Ernst in Beziehung auf die Religion.

§. 44.

Indessen darf man sich dieses Eindringen des Gallicismus nicht zu rasch schreitend denken. Hätte er das versucht, so wäre er minder gefährlich gewesen. Aber die Sache ging sehr leise, und deshalb so sicher. Man begann mit scheinbar Unbedeutendem. Zuerst mußte die alte herrliche Deutsche Nationaltracht der geschmacklosen ausländischen weichen, dann die Einführung mancher an sich fast unschuldigen Bequemlichkeiten und Luxuswaaren, die Aushülfe mit pikannten Ideen bei Festen und Feierlichkeiten, Einmischung in die Ausübung der Künste minderer Art, z. B. des Tanzes, zu dem freilich die Franzosen körperliche Gewandheit genug haben, *) Einmischung in die

*) Der aber, um es wenigstens in einer Anmerkung gerade heraus zu sagen, (was noch nie gesagt worden und doch nicht unwichtig ist zu sagen,) durch jene Ausländer seine wahrhafte Idee und Bedeutung verloren hat. Man sehe nur genau zu, was jetzt der Tanz ist, wie er uns gewöhnlich begegnet, und

Formen des Umgangs, denen bald auch leider der Inhalt folgen mußte, endlich das Schlimmste: das häufige Ansichreißen der häuslichen Erziehung.

## §. 45.

Bedenken wir nun das Letztere, so könnte uns der daraus entstehende Jammer noch weit größer erscheinen, als er ist, wenn wir nicht erwägen, daß doch auch hier mehr durch Irrthum gesündigt wurde, als (wenn wir so sagen dürfen) durch Sünde selbst. Die deutschen Hausväter nämlich übergaben die Erziehung ihrer Kinder nicht Franzosen, sondern fast immer nur Französinnen, meinend, diese würden sich begnügen, die bloße Form zu verschönern; sich aber wohl selbst bescheiden, mit dem Inhalt und Wesen des zu erziehenden Menschen nichts zu thun zu haben. Daß sie darin irrten, versteht sich von selbst. Auch sollen unsere Vorväter nicht dadurch gerechtfertigt, sondern nur, so weit es sein kann, einigermaaßen entschuldigt werden. Den Französinnen war nichts weiter erlaubt, als die Kinder äußerlich zierlich zu bilden, und ihnen die französische Sprache beizubringen, in die man sich nun einmal, wie in eine trübe Nothwendigkeit, gefunden. Das-

---

man wird mir den Beweis schenken, daß ihm jede höhere Beziehung fehlt, während in seiner verworrenen Künstlichkeit die Kunst untergeht. Über den Tanz der Deutschen im Mittelalter sind wol die Nachrichten noch mangelhaft; doch zeigt schon der herrliche Fackeltanz, daß er auf einen höheren Gedanken ausging.

bei war ihnen verstattet, mit den Kindern den Telemach zu lesen, was allerdings nicht getadelt werden kann, da der Verfasser desselben ein wahrhaft vortrefflicher, durchaus christlich gesinnter Schriftsteller ist, den wir recht gerne als den Unsrigen betrachten möchten, und der auch in höchster Hinsicht wirklich der Unsrige ist, insofern die Deutschen den Mittelpunkt ihres geistigen Strebens lediglich im Christenthum finden.

Um aber das Übel zu vollenden, so wurden jenen Erzieherinnen auch nach und nach Erzieher beigefügt; man überschritt jene früher angegebenen Gränzen, die sich denn auch nicht wohl mit Genauigkeit ziehen lassen, und es ward nnn allerdings die weiteste Pforte für den Gallicismus geöffnet, der ja ohnehin schon durch die kleinste Spalte einzudringen weiß.

Nur die Wissenschaft uud die Religion der Deutschen, wurde damals noch nicht von dem Französischen Geiste angefochten. Unsere Gelehrten waren zu stolz, um sich mit fremder Seichtigkeit abzugeben, und unsere Religiösen zu religiös und in sich selbst gesichert, um durch Zweifler und Spötter angegriffen werden zu können. *) So ist ferner zu bemerken, daß damals noch manche Klassen der Gesellschaft sich fast ganz frei erhielten von dem Einfluß jenes fremden Geistes, und daß wenigstens einige nicht

*) Die Seichtigkeit in der Betreibung der Wissenschaften, so wie die von jenseits der Ardennen herübergekommene Irreligiosität, fällt in eine spätere Zeit, die indeß nun auch wohl fast ganz untergesunken ist, um, so Gott will, nimmer wiederzukehren.

verhallende Schriftsteller, nach Maaßgabe ihrer Kräfte, gegen denselben ankämpften. *)

Wir haben diesen Gegenstand mit Genauigkeit betrachtet, wie er betrachtet werden soll. Folgen wir jetzt der Regierung und der Zeit Friedrichs in andern Beziehungen nach.

## §. 46.

Schon früh hatte sich, wie es scheint, in dem Fürsten der Hang zur Pracht und äußerlichem Gepränge entwikkelt, so wie die Nichtachtung des Geldes, die sich durch schöne Freigebigkeit, aber auch oft durch zwecklose Verschwendung und Verstreuung des Vermögens äußerte. Das Rechte wie das Verfehlte liegt hier sehr nahe beisammen, und es bedarf vielleicht nur dieses Fingerzeigs, um einzelne Handlungen und Begebenheiten seiner Regierung gehörig zu würdigen. Jener Hang ist entschieden aus seiner eigenen Natur hervorgegangen. Denn obwohl auch der große Kurfürst die äußere Würde und Pracht liebte, **) so war er doch dabei stets in den Gränzen der Zweckmäßigkeit geblieben. Die Sparsamkeit der Mutter und Stiefmutter Friedrichs ist bekannt; doch vielleicht machte die Letztere, die er ohnehin nicht liebte, und deren

---

*) S. Beilage G.

**) In den ersten 30 bis 40 Jahren seiner trefflichen Regierung hatte er nur sehr selten Gelegenheit gehabt, diese Neigung zu befriedigen, da höhere Rücksichten es verboten, und nur seit dem Frieden zu St. Germain konnte sie sich öfterer äußeren.

Sparsamkeit allerdings übertrieben scheinen kann, ihm die ganze, sonst so löbliche Eigenschaft zu etwas Traurigem oder wol gar Verhaßtem. Vielleicht, daß auch das sehr eingezogene Leben, zu welchem er als Kronprinz während seines häufigen Aufenthalts zu Köpenik sich gezwungen fühlte, Veranlassung wurde, die nachfolgende Freiheit und Größe im Handeln und Wirken desto sorgloser zu genießen.

Wir finden, daß der Fürst, der doch von dem großen Vater sehr beträchtliche Summen und die gesichertsten Einnahmen geerbt hatte, bereits im Jahre 1690 sich in die Nothwendigkeit gesetzt sah, Summen aufzuleihen, und unter andern auch eine von 70523 Thalern, welche die französischen Flüchtlinge*) hergaben. Ohne Zweifel war es diesen hocherfreulich, einem Fürsten gefällig zu sein, dem sie Alles verdankten; aber im Grunde ging doch wol die Gefälligkeit von seiner Seite aus, da er ihnen theils 5, theils 6 Procent Zinsen zahlte.

Indessen dürfen wir uns über diese und ähnliche Anleihen nicht wundern, da wir oben vernommen haben, wie unendlich viel der Krieg dem Fürsten kostete, und wie unregelmäßig manche Subsidien einkamen. Überhaupt herrschte damals noch eine Wohlhabenheit in den Preußischen Staaten, die nicht so leicht durch einige Kriegesjahre, noch weniger aber durch einige oder mehrere glänzende Feste des Fürsten vermindert werden konnte: wie wohl

---

*) In der historischen Schilderung ꝛc. von Berlin finden sich ihre Namen S. 258.

manche zu ökonomisch gesinnte Schriftsteller gewähnt, und seufzend vorgebracht haben.

## §. 47.

Friedrichs Treue gegen den Kaiser konnte durch keine Lauigkeit, ja durch keinen Undank desselben vermindert werden. So wie die Brandenburger schon im Jahre 1690 unter Barfuß das Meiste zu dem herrlichen Siege gegen die Türken, bei Salankement (19. August), beigetragen hatten, so fuhr der Kurfürst, auch in Beziehung auf diesen türkischen Krieg, in dem folgenden Jahre mit nicht minderem Eifer fort. — Und so finden wir ihn auch wieder im Jahre 1693, wo ihn in der That eiu sehr gerechter Unwille gegen die Oestreichische Politik hätte ergreifen können. Man wollte immer nur von ihm haben, und bequemte sich nur selten, ihm zu geben, was man ihm schuldig war. Man verlangte den Schwibuser Kreis fast ungestüm zurück, was Friedrich bekanntlich nicht weigerte, obwohl man ihm das Versprechen abgenommen hatte, als er noch gar kein Versprechen geben konnte. Aber die Anwartschaftsbriefe auf Leinburg und Ostfriesland ließ man ihn nun bereits seit fünf Jahren vergeblich erwarten. Der Graf von Schafgotsch, welcher in Crossen die sechstausend Brandenburger empfangen sollte, welche Friedrich abermals dem Kaiser zur Hülfe gegen die Türken sandte, sollte jene Briefe mitbringen; aber er brachte sie nicht, und Friedrich, obwohl gekränkt, verzieh dennoch dem Wiener Hofe, als von dieser Seite nur ein abermaliges Versprechen folgte. Er war nicht ge-

wohnt, zu mistrauen. Aber der Krieg jenes Jahres in Ungarn war den frühern nicht gleich an Glanz. Es zeigte sich eine gewisse Lähmung in den Kräften Östreichs, die dasselbe hinderte, die früheren Siege zu benutzen. Es mußte seine Kraft zu sehr vertheilen, und Friedrich rieth deshalb dem Kaiser oftmals, den Krieg gegen die Türken jetzt zu enden, um den gegen Frankreich desto nachdrücklicher fortzusetzen; allein man war nicht dazu zu bewegen.

Wie schon früher, so mußten auch diesesmal die wackeren Brandenburger um ihre Winterquartiere in Ungarn, so wie zwischen der Maas und dem Rhein, fast ringen, so daß in der That ein Mißwille gegen einzelne Deutsche Fürsten entstehen mußte. Von Dankbarkeit gegen Friedrich war wol zuweilen die Rede; aber es fehlte die That. Nur Wilhelm der III. erkannte öffentlich, und wie es schien auch gern, das Verdienst, welches sich der Fürst um ihn erworben, und um doch wenigstens seinen guten Willen jetzt gleich zu zeigen, so schenkte er ihm die Herrschaft Middelaer.

Wichtiger war, daß in dem genannten Jahre durch Kaiser und Reich das Brandenburgische Erbfolgerecht auf Meklenburg, im Falle das gesammte männliche Geschlecht der Herzöge jenes Landes ausgestorben sein sollte, anerkannt wurde.

## §. 48.

Das Jahr 1694 bietet in Hinsicht der Kriegsbegebenheiten wenig Erfreuliches dar. Die gänzlich verkehrte und unselige Ansicht, als sei der Rhein die Gränze Deutschlands,

lands, äußerte sich bei einem Theile des Reichsherrs dergestalt, daß man sich weigerte, den andern zu folgen, die bereits in den Elsas eingedrungen waren, weshalb auch diese, zu gering an Anzahl, wieder zurückgehen mußten. Nur Ludwig von Baden vermochte die Franzosen von Deutschlands Herzen abzuhalten; doch auch er, inmitten der uneinigen Partheien, war nicht im Stande, angriffsweise gegen die Feinde zu verfahren. Auch in Spanien siegten die Franzosen (bei dem kleinen Flusse Ter) nnd nahmen Girona und Ostalric, in Italien sah sich der Herzog von Savoyen in drückender Verlegenheit, da er ihnen nicht gewachsen war, und selbst England, sonst so glücklich zur See, hatte in dem genannten Jahre keine Siege zu feiern.

Auch in den Niederlanden, wo die Hauptmacht der kriegführenden Mächte versammelt war, geschah wenig Entscheidendes, obwohl auch diesmal die Brandenburger neue Lorbeern ärndteten, indem sie, unter ihrem Führer von Heyden, das Meiste zur Eroberung der Feste Hug beitrugen, welches auch Wilhelm III. gegen den Feldherrn selbst mit offener Anerkennung äußerte.

Wirklich ist diesem Könige nachzurühmen, daß er vielleicht am besten fühlte, was die verbündeten Mächte Friedrichen verdankten. Er ergriff deshalb jetzt abermals eine Gelegenheit, ihm davon einen bedeutenden Beweis zu geben. Neufchatel (Welsch-Neuburg) war ursprünglich ein Deutsches Lehn, und war endlich an das Haus Oranien gekommen, obwohl sich jetzt das Haus Longueville, doch nicht anerkannt von jenem, des Besitzes bemächtigt

hatte. Nun aber starb Johann Ludwig, der letzte männliche Sprößling der Familie Longueville, und dessen Schwester Maria von Nemours nahm das Fürstenthum in Besitz; doch war jetzt, im Fall ihres Absterbens, das Recht des Hauses Oranien auf Neufchatel und Valengin völlig unbestreitbar und unbestritten. Dieses Recht nun trat Wilhelm in diesem Jahre durch eine öffentliche Urkunde (vom 23 Oktober) an den Kurfürsten von Brandenburg ab, und wir werden in der Folge sehen, wie Friedrich diese Abtretung geltend machte.

§. 49.

Wenn aber Friedrich auf dieser Seite eine freudige Genugthuung erlebte, so mangelte sie ihm fast gänzlich als Mitglied der Deutschen Fürsten, denn er mußte hier eine Kälte, in der Hauptangelegenheit gegen Frankreich zu wirken, und eine Uneinigkeit unter einander wahrnehmen, die ihn zur gerechtesten Trauer hinriß. Die Ursache jener Uneinigkeit war folgende. Die Herzoge Georg Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg und Ernst August von Hanover, hatten dem Kaiser, besonders in dem Türkenkriege, ausgezeichnete Dienste geleistet. Ihr Plan war, dem jüngeren Bruder sollte die ganze Ländermasse, die sie früherhin getheilt besaßen, übergeben werden, nnd dann wollte man an den Kaiser die Bitte gelangen lassen, ihm die Würde eines Kurfürsten zu ertheilen, wofür man sich sogar zu einer doppelten Hülfsleistung verpflichten wolle. Die Sache war in Wien auf eine verständige Weise zur Sprache gekommen, und der Kaiser hatte, gereizt durch

jenes Versprechen, bewilligt, was er sonst wohl nicht bewilligt haben würde, da es ihm unmöglich erfreulich sein konnte, daß auf diese Weise eine neue protestantische Stimme in den Kurfürsten-Rath kam. Doch nicht bloß jenes Versprechen lockte Leopolden; wir dürfen mit Freuden hinzusetzen, daß ihn auch reine Dankbarkeit reizte.

Ganz einverstanden mit Hannovers Wunsch waren die Kurfürsten von Mainz, Brandenburg, Sachsen und Baiern; doch fast alle anderen Deutschen Fürsten gänzlich entgegengesetzten Sinnes; einige sogar, z. B. Münster, Braunschweig Wolfenbüttel und Holstein, dergestalt gegen jenen Plan eingenommen, daß sie Truppen warben, um einen Reichskrieg anzufangen, — während die Franzosen die Rheinländer verwüsteten, und sogar den eigenen Staaten jener Fürsten sehr wohl sich hätten nähern können. So mußte denn der Kaiser — denn das trübe Jahr 1692 gebot ihm — sich begnügen, die neunte Kurwürde dem Herzog August nur heimlich zu ertheilen, wobei er ihn, mit einer gewiß von Herzen gehenden Wehmuth, bat, die öffentliche Einführung in das Kurfürstencollegium bis zu einer gelegeneren Zeit verschieben zu dürfen.

§. 50.

Aber auch dadurch waren jene feindlichen Fürsten noch keinesweges befriedigt, und ihr Unwille zeigte sich nicht bloß durch die Lauigkeit, mit der sie dem Kaiser gegen Frankreich beistanden, sondern auch durch eine bestimmte Erklärung, sie würden nicht eher in Reichsangelegenheiten auf dem Reichstage mitwirken, bis ihnen in Hin-

sicht ihres Widerspruchs gegen die neunte Kur Genüge geleistet worden sei. Hierdurch wurden denn im Jahre 93 und 94 fast alle Geschäfte auf dem Reichstage unterbrochen. Die Bemühungen Friedrichs, jene traurigen Misverhältnisse auszugleichen, müssen nm so mehr rühmend anerkannt werden, da sie, der Natur jenes Streites nach, etwas höchst Ermüdendes und nnabsehbar Weitläufiges hatten, zu dem ein lebhaftes Gemüth sich nur mit Widerwillen entschließen kann. Aber die Pflicht siegte, und er scheute jenes Ermüdende nicht, obwohl ihm auch hierbei nicht selten mit Undank gelohnt wurde.

Auch in diesem Jahre kämpften sechstausend Brandenburger in Ungarn für den Kaiser gegen die Türken; doch das Glück war nicht auf der Seite der Kaiserlichen. Der türkische Großvezier, an Truppenanzahl dem christlichen Heere weit überlegen, schloß dasselbe, gleichsam wie eine lebendige Festung, ein, und ganz in jenem Sinne ließ er ordentliche Laufgräben gegen dasselbe eröffnen und mit dem schweren Geschütz beschießen (bei Peterwardein). Diese unglückliche Lage, deren Veranlassung in der Schuld einiger Östreichischen Feldherrn zu suchen ist, steht vielleicht fast beispiellos in der Geschichte da, und es scheint allerdings, als konnte hier nur eine höhere Hand retten. Sie rettete wirklich. Ein früher Winter fiel ein, und verursachte Mangel und Krankheiten unter dem Heer der Türken, so daß sie schon zu Ende des Septembers die Belagerung aufhoben. Doch auch die Christen hatten nicht minder gelitten, und die edelsten Kräfte waren, in der traurigen Unmöglichkeit, zu handeln, zerstört worden.

§. 51.

Dringender als jemals, forderte jetzt Östreich den Schwibusischen Kreis zurück, und achtete nicht, daß dabei die krummen Wege an den Tag kamen, deren es sich bedient hatte, um Friedrichs trauriges Versprechen zu erhalten. Mehrere Brandenburgische Staatsmänner riethen dem Kurfürsten, sein Versprechen zurückzunehmen, und es für nichtig zu erklären, weil, als er es gab, er es nicht habe geben dürfen; doch Friedrichs Antwort, wie sie uns aufbewahrt worden, lautete anders: „Ich muß, will und werde mein Wort halten; das Recht aber an Schlesien auszuführen, will ich meinen Nachkommen überlassen, als welche ich ohnedem bei diesen widerrechtlichen Umständen weder verbinden kann noch will. Giebt es Gott und die Zeit nicht anders als jetzo, so müssen wir zufrieden sein; schickt es aber Gott anders, so werden meine Nachkommen schon wissen und erfahren, was sie desfals dereinst zu thun oder zu lassen haben mögen.“ *)

Wirklich ward denn auch am Schlusse des Jahres durch die Staatsräthe Meinders, Fuchs und Dankelmann, Schwiebus an Östreich übergeben, dadurch aber (ein Umstand, dessen hohe Wichtigkeit wir alle kennen, obwohl ihn Östreich damals zu übersehen schien,) der Genugthuungsvergleich zwischen dem großen Kurfürsten und Leopold (vom Jahre 1686) gänzlich aufgehoben, so daß

---

*) S. Karl Friedrich Pauli's allgemeine Preußische Staatsgeschichte, Halle, 1767, Band VII. S. 150.

nun Brandenburg gewissermaßen in jedem Augenblicke seine Rechte auf Schlesien wieder geltend machen konnte.

Der Kaiser gewährte für diese Abtretung dem Hause Brandenburg endlich die bereits im Jahre 1675 durch ihn und das Reich versprochene Antwartschaft auf Limburg und Speckfeld, wodurch der große Schaden, den die Schweden in der Mark gestiftet hatten, während Friedrich Wilhelm für des Reiches Wohlfahrt am Rheine focht, schon längst hätte vergütet werden sollen. Außerdem bequemte er sich auch, dem Kurfürsten, von nun an, auch in öffentlichen Schriften den Titel eines „Herzogs von Preußen" zu geben, wodurch jener, wie natürlich, nichts weiter erhielt, als was ihm längst schon zukam.

## §. 52.

Bei diesen größtentheils unerfreulichen Verhältnissen und Begebenheiten hielt Friedrich stets nicht allein mit gleicher Treue an der Deutschen Sache fest, sondern er behielt auch Ruhe und Kraft genug, in seinen eigenen Staaten eine überaus wichtige Angelegenheit zu Stande zu bringen, für die bereits mehrere Jahre gearbeitet worden. Es war die Errichtung einer neuen Universität zu Halle.

Zwar könnte bei dem ersten und oberflächlichen Blicke scheinen, als sei bereits durch die damals bestehenden drei Universitäten in den Preußischen Staaten (Königsberg, Frankfurt an der Oder und Duisburg) hinlänglich für die Bedürfnisse der Studirenden gesorgt worden; allein wie das menschliche Gemüth, in welchem sich die Wis-

senschaft und die Religion abspiegeln soll, in der Erscheinung sich verschiedenartig äußert, obwohl die Wissenschaft und die Religion immer nur die Eine ist in der Idee, so soll allerdings in einem edeln Staate Rücksicht genommen werden auf jede Gattung der nothwendigen Erscheinung jenes Verhältnisses. Diejenige, durch welche die Errichtung eines neuen wissenschaftlichen Institutes zu Halle hervorging, fand ihren Grund in der Freiheit des menschlichen Gemüths und in dem Ankämpfen derselben gegen die hergebrachte Form in scientifischer und religiöser Hinsicht. Daß seit Luthers Tode eine solche hart abgeschnittene und enge Form wirklich in den meisten Köpfen der Deutschen Gelehrten und auch wohl auf manchen Universitäten derselben herrschte, spricht sich selbst so deutlich aus, daß wir nur darauf hinzudeuten brauchen, wie auf etwas zur Genüge Anerkanntes. Aber der menschliche Geist erträgt nicht lange jene wissenschaftliche und religiöse Sklaverei.

Schon früher hatte sich in einigen Deutschen Theosophen des siebzehnten Jahrhunderts ein höherer und tieferer Geist geäußert, als in den meisten Schülern Luthers, ja wir finden unter jenen einzelne Männer, deren großartiger Tiefsinn so weit über ihrem Zeitalter steht, daß dasselbe, fast ganz misverstehend und unberührt, bei ihnen vorüber ging. Jetzt aber hatte sich jener Tiefsinn, in der herrlichen Erscheinung des großen Philipp Jakob Spener, völlig verklärt und verdeutlicht; dergestalt, daß auch ein Theil des Volkes gar wohl verstehen konnte, was er aussprach. Was es früher nur geahndet und

wonach es sich gesehnt, ward ihm jetzt aus milder Hand gegeben.

Es entstand der Pietismus nun auch dem Worte nach, so wie er längst der That nach dagewesen war, in seiner ersten Erscheinung rein und lauter, und in der Verfolgung, die er überall litt, sich stets zu höherer Sicherheit erhebend.

§. 53.

Besonders lebhaft ward jener angedeutete Kampf zu Leipzig geführt, da hier das in alter Form sowohl in wissenschaftlicher als religiöser Beziehung Verhärtete mit dem neu Angeregten näher zusammen lebte, und sich deshalb öfter und schneidender berühren mußte. Die Vorsehung bediente sich diesmal, um der gerechten Sache den Sieg zu verschaffen, eines Mannes, der, was die Gründlichkeit der Erkenntniß betrifft, eine nur untergeordnete Stelle unter jenen nach geistiger Freiheit strebenden einnehmen darf. Was ihm aber an Gründlichkeit abging, suchte er durch Lebhaftigkeit und Gewandtheit, durch Kampfes-Muth, ja sogar mitunter durch wahre Kampfes-Lust, zu ersetzen. Wir reden, wie leicht zu erachten, von Christian Thomasius. *) Abweichend von den Philologen, Juristen und Theologen Leipzigs, hatte er besonders von den Letzteren ein feindseliges Betragen erfahren müssen.

*) Vgl. Die schöne Literatur Deutschlands während des 18. Jahrhunderts, Th. I. S. 8 ff. und II. S. 1 ff.

Man fand in ihm einen ganz ungewöhnlichen Gegner; denn, obwohl an Gelehrsamkeit weit nachstehend, war er ihnen doch weit überlegen an Munterkeit und Gewandtheit des Geistes. Er bediente sich des Witzes und des Spottes, mitunter selbst der muthwilligsten Laune, um sich Luft zu machen, und da seine Gegner ihm nicht gleiche Waffen entgegenstellen konnten, so fanden sie es zuletzt am bequemsten, einen Befehl der Regierung auszuwirken, der ihn aus Leipzig verbannte.

Thomasius ging gern; denn, eitel wie er wirklich war, konnte er nicht zweifeln, daß gerade diese Verbannung ihn als einen Märtyrer darstellen und seinen Ruhm als Lehrer und Schriftsteller vermehren werde. Er irrte nicht. Er hatte die Gemüther der jungen aufstrebenden Männer dergestalt an sich zu fesseln gewußt, daß mehrere derselben mit ihm Leipzig verließen, und sein Abschied von dort mehr einem Triumphe als einer Strafe glich (1690).

## §. 54.

Das benachbarte Halle gewährte ihm und seinen Begleitern eine gastliche Aufnahme, und bald gab auch der Kurfürst die Erlaubniß, daß der Lehrer und die Lernenden sich dort niederlassen, und ihre Studien fortsetzten dürften. Der Gedanke, aus jenem bis jetzt einseitigen Institut eine vollständige hohe Lehranstalt zu bilden, lag jetzt nahe genug, und besonders ergriff ihn Eberhard von Dankelmann, theils um der Sache selbst willen, theils auch, um der Stadt einen Ersatz zu verschaffen für den

Verlust, den sie erlitten, seit sie aufgehört hatte, der Wohnsitz eines angesehenen Fürsten zu sein. Sein Bruder, Ludolf von Dankelmann, bemühte sich, einen Fond für den Gehalt der Lehrer auszumitteln, und es gelang ihm, obwohl dieser anfangs nur spärlich eingerichtet werden konnte. Die Regierung ging dabei sehr redlich zu Werke, mit Recht hoffend, es werde kein edler Lehrer, der die Wissenschaft um ihrer selbst willen liebte, sich durch eine etwas beschränkte Einnahme abhalten lassen, der neu zu errichtenden Universität seine Kräfte zu widmen. Wirklich drängten sich auch sehr bedeutende Männer gleich anfangs um die Ehre, in Friedrichs Staaten zu wirken. Indessen konnte die Sache nicht so rasch gehen, als man anfangs gewünscht, denn der Wiener Hof sah nicht gern, daß eine neue protestantische Universität sollte gestiftet werden. Man machte Schwierigkeiten, die zu beseitigen eine geraume Zeit kosteten. Doch endlich siegte des Kurfürsten Beharrlichkeit, Leopold unterzeichnete den Freiheitsbrief am 19. Oktober 1693, und am 11. Juli 1694 ging die Einweihung der neuen Universität vor sich.

So ward dann erreicht, was bereits Albrecht, Cardinal und Erzbischof von Mainz, Joachims I. Bruder, zu erreichen gewünscht hatte, *) und wozu auch schon durch einen päbstlichen Brief vom Jahre 1531 die Erlaubniß ertheilt worden war. Damals hatte indeß das große Re-

*) S. Abels Brandenb. und Preuß. Staats-Historie, Leipzig und Stendal 1710, S. 198.

formationswerk, welches alle Gemüther entzündete, und in Liebe und Abneigung zertrennte, die Ausführung gehemmt, und hinterher war, wie es scheint, der Eifer erkaltet.

Um so mehr erfreute es jetzt Friedrichen, den Gedanken der Vorfahren, zu etwas Höherem gesteigert, ausführen zu können, und, wie er nun einmal liebte, würdige Begebenheiten mit der höchsten Pracht und strahlendem Glanze zu schmücken, so zeigte sich jene Neigung bei dieser Gelegenheit auf die ausgezeichnetste Weise. *)

## §. 55.

Es ist erfreulich, und nothwendig, noch einige nähere Blicke auf jenen neu errichteten Wohnsitz der Künste und Wissenschaften zu werfen. Selten hat sich die Bedeutung eines solchen, gleich bei seinem ersten Anfang so entschieden und deutlich ausgedrückt als hier, so daß überall sichtbar wurde, es solle hier nicht bloß das Allgemeine ge-

---

*) Man vergleiche darüber Güttthers Leben und Thaten Friedrichs I. (Breslau 1750. S. 55. ff), wo sich eine ausführliche Beschreibung aller Feierlichkeiten findet, mit denen die neue Universität eingeweiht worden ist. Die Gesammtkosten beliefen sich etwa auf 21, 000 Thaler, eine Summe, die allerdings auffallend scheinen kann. Wenn wir aber erwägen, wie oft gerade damals die Deutschen Musen — fast möchten wir sagen — in Sackleinwand gekleidet gingen, so wollen wir uns keinesweges betrüben, daß Friedrich ihnen einmal ein glänzendes Purpurgewand anlegte.

leistet, sondern auch die besondern Bedürfnisse des tiefern Geistes, die, wie wir oben vernommen, zu jener Zeit mächtig erregt worden waren, auf eine erfreuliche Weise befriedigt werden.

Gottesgelahrtheit und Weltweisheit bildeten, wie billig, den Mittelpunkt des gesammten Strebens. Wir finden hier zuvörderst jenen Thomasius, der, zwar keineswegs selbst universell gebildet, doch stets auf universelle Gemüthsbildung drang. Er ist bloß als Polemiker und Anreger anzusehen; doch als solcher hat er Bedeutendes gewirkt, bei Schülern und Männern, die höher standen als er. Wir finden ferner Johann Franz Buddäus, der, bei gründlicher Gelehrsamkeit, das Nichtschwören auf die Worte des Meisters, bei dem Vortrage der Tugendlehre, zu seiner Richtschnur gemacht hat. Ein Höherer, Christian Wolff, löste ihn bald ab.

Unter den Gottesgelehrten verdienen Joachim Justus Breithaupt, und Paul Anton genannt zu werden. Beide indessen wurden bald weit überglänzt durch August Hermann Franke, *) einen reinen, großartig lehrenden und wirkenden Christen-Helden, dessen Name nie untergehen kann, da die spätesten Enkel noch seiner Einrichtungen sich erfreuen werden.

Obwohl nicht in Halle lebend, müssen doch auch Spener, der Größte aller damaligen Gottesgelehrten, und sein edler Freund, Hildebrand Freiherr von Canstein, hier ge-

*) S. Beilage H.

nannt werden, als höchst wohlthätige Einwirker auf die neue hohe Schule.

Tief unter ihnen, doch in mancher Beziehung nicht unrühmlich, stand der wohlbekannte Doktor Joachim Lange, den wir hier jetzt gleich nennen wollen, obwohl er erst, wie bekannt, 1710 nach Halle gerufen ward. Er war nöthig, damit auch ein reiner Grammatiker und mit dem theologischen Wust völlig vertrauter Mann auf der neuen Universität zu finden sei. So wie er denn auch dadurch, daß er den Edlern die Bekämpfung gewisser vorlauter Schreier abnahm, da jenen für solches Geschäft die Lust und die Zeit mangelte, sich einiges Verdienst erwarb. Daß er späterhin sich einen Gegner in Christian Wolff suchte, dem er durchaus nicht gewachsen war, ist als bekannt vorauszusetzen; doch hat jener Streit keinen besondern Schaden veranlaßt. Das Feuer der Polemik soll brennen und lautern, und es ist fast zu beklagen, daß Lange kein stärkeres anschürte, in welchem Wolff und seine Anhänger sich noch besser hätten bewähren können. *)

§. 56.

Gehen wir jetzt wieder zu den großen politischen Angelegenheiten Europa's. Frankreich, das seine Kräfte beim Beginn des Krieges zu hoch angeschlagen, hatte schon

---

*) So aber wählte man bekanntlich den Ausweg, ihn als Bürger zu stürzen, da man ihm als Denker nicht gewachsen war.

seit einigen Jahren Neigung zum Frieden geäußert, allein es war allerdings einem Könige nicht zu trauen, der den Frieden nur als einen Waffenstillstand anzusehen schien, in welchem er neue Kräfte zu neuen ungerechten Kriegen sammeln wollte. Manche Deutsche Fürsten sahen dies auch wirklich ein, doch müssen wir erwähnen, daß Friedrich es am deutlichsten und kräftigsten aussprach. Man forderte als Gewährleistung des Friedens Straßburg und Luxemburg zurück, und da Ludwig darein nicht willigen wollte, so sah Friedrich seine Besorgnisse durch die That bestätigt. Jetzt ward das große Bündniß gegen Frankreich erneuert, ja es gelang sogar, die Fürsten von Braunschweig-Wolfenbüttel und Münster, die bisher, in ihrem Unwillen über die neunte Kur, die große Deutsche Angelegenheit verabsäumt hatten, wieder zu einer klareren Ansicht ihrer Pflicht zurück zu führen. So begann denn der Krieg von neuem, und die Deutsche Tapferkeit zeigte sich nicht selten auf eine glänzende Weise, und vor allen die Brandenburgische. Wilhelm III, der nicht häufig lobte, nahm doch mit wahrhaft königlichem Gemüth jede Gelegenheit wahr, die Brandenburger zu rühmen, und oftmals sprach er öffentlich aus, wie „angenehm es sei, die Schönheit dieser Truppen zu betrachten; doch noch erfreulicher, ihre Tapferkeit zu bewundern.“ *)

Wenn wir indessen die Mannichfaltigkeit in den Bestrebungen der Anführer bei den Verbündeten, so wie die un-

*) S. Pauli am angeführten Orte, S. 152.

läugbare Einigkeit der Franzosen unter nicht minder talentvollen Feldherrn erwägen, so wird uns nicht befremden dürfen, daß bei aller Tapferkeit der Deutschen der Erfolg des Feldzuges nicht bedeutend war. Zwar eroberte man Namur zurück, und es ist erfreulich, daß wir auch hier wieder bemerken dürfen, es sei abermals größtentheils durch Brandenburger geschehen (ein Umstand, den Wilhelm in den Schreiben vom 6. August und 3. September dem Kurfürsten selbst bekannt machte); doch ward diese Freude gestört durch die Übergabe von Dixmuyden an die Feinde, bei welcher Gelegenheit auch ein Brandenburgisches Bataillon zu Gefangenen gemacht wurde.

## §. 57.

Auch in Italien ward der Krieg ohne Entscheidung geführt. Man eroberte die Festung Casal; doch war ein großes Opfer dafür zu bringen, der Bruder des Kurfürsten, Markgraf Philipp, welcher hier, erschöpft durch die Beschwerlichkeiten des langwierigen Kampfes, sein Leben endete. Er gehört zu jenen anziehenden Charakteren, die, in der Zeit und von der Zeit befangen, durch romantische Glut dieselbe überwinden wollen. Er hatte Katharina Maria de Balbiano, verwittwete Gräfin von Salmour, kennen und lieben gelernt, und, obwohl gewarnt und an die Unmöglichkeit einer öffentlichen Anerkennung erinnert, dennoch, nach dem reinen Triebe seines Herzens, sie zu seiner Gattin erhoben. Friedrich, schon damals mit dem Gedanken an die Preußische Krone umgehend, sonst gewiß nicht unempfindlich für die Leidenschaft seines Bru-

ders, versagte seine Einwilligung, und verbot durch den Erzbischof von Turin allen Geistlichen, die Trauung zu vollziehen. Dennoch ward sie vollzogen; es sei nun, daß Gold oder reine Theilnahme den Priester bewogen, den Befehl zu umgehen. Der Tod Karl Philipps trennte die Ehe bald, und die Gattin, von allen verlassen, fand nur Schutz in einem Kloster, wo sie indeß, jeder Gefahr trotzend, und ungeachtet alles feierlichen Widerspruchs, mit starkem Geist sich dennoch stets den Namen einer Markgräfin von Brandenburg beilegte. *)

Friedrich, der den Bruder aufrichtig geliebt hatte, suchte jetzt seine Zuneigung, die er, durch jenes Misverhältniß gestört, dem Lebenden nur selten hatte zeigen können, auch der Welt zu verkünden, indem er die Leiche, welche von Casal nach Potsdam gebracht worden war, mit einer fast nie gsehenen Pracht beerdigen ließ.

## §. 58.

Der Feldzug der Christen gegen die Türken in dem genannten Jahre war ohne allen Erfolg, ja man könnte eher sagen, daß er ganz so war, wie es die Schläfrigkeit einiger Feldherrn verdiente. Es ist kaum glaublich und doch

---

*) Das ganze Verhältniß zwischen Karl Philipp und Maria ist noch niemals genügend enthüllt worden, welches auch wol schwerlich jemals geschehen wird. Was wir mit Gewißheit angeben können, ist hier erzählt worden.

doch buchstäblich wahr, daß er erst am 1. August eröffnet wurde, eine Seltsamkeit die sich um so schmerzlicher rächte, da nicht mehr Achmet die Feinde beherrschte, sondern Mustapha, der mit seltenem Eifer den auf ihn vererbten Krieg fortsetzte. Wirklich waren auch die Türken im Vortheil, und es ist traurig in den Chroniken zu lesen, wie die Deutsche Tapferkeit, die der Führer der Kaiserlichen, der Fremdling Caprara, nicht genügend zu nutzen verstand, sich nur darauf beschränken mußte, einzelne rückgängige Bewegungen, die hier wohl zu erlassen gewesen wären, weniger gefährlich zu machen.

Friedrich sah mit Schmerz, wie seine wackeren Truppen, mitfechtend für die gute Sache, sich diesmal des Sieges nicht erfreuen durften, dessen sie so würdig wareu.

Noch erlebte er in jenem Jahre manchen wichtigen Verlust. Ihm starb der Feldmarschall Georg, Freiherr von Derfling, ein Krieger, dessen bloßer Name schon den Feinden Schrecken bereitete. Wir haben über ihn in der Biographie des großen Kurfürsten ausführlich gesprochen, da die Blüthe seines Lebens in dessen Zeit fiel.

Ferner verlor der Fürst einen sehr gewandten Staatsmann, Franz von Meinders, der als Stifter des Friedens von St. Germain bekannt geworden ist. Zwar werden wir niemals mit Freude an jenen Abschluß zurückdenken können; dennoch vermögen wir nicht, zu läugnen, daß selbst zur Vollziehung eines solchen Friedens schon ein bedeutender Geschäftsmann erfordert wurde, da Ludwig im Jahre 1679 allerdings der mächtigste Herrscher

Europa's war, und Friedrich Wilhelm der Einzige der damals gegen ihn kämpfte.

Endlich verdient auch noch der Tod Sylvesters von Dankelmann bemerkt zu werden, eines Mannes, den, auch ohne die Macht seines mächtigen Bruders, eigne, glänzende Verdienste erhoben haben würden.

§. 59.

Das Jahr 1696 zeigte die traurigen Ergebnisse einer Verbindung von Fürsten und Ländern, die nicht durch eine gemeinsame große Idee auf Leben und Dauer Anspruch machen darf. Frankreich erkannte diesen Umstand, und befolgte abermals den leider schon oft bewährten Grundsatz: „Theile und herrsche.“ Ludwigs Heer in Italien wurde durch einen überaus talentvollen Feldherrn, Catinat, geführt, und es war diesem gelungen, zuletzt sogar bis vor Turin zu dringen. Den Schrecken benutzend, den dieser Umstand dem Herzog von Savoyen einflößte, bot man ihm jetzt einen Einzel-Frieden, unter vortheilhaften Bedingungen, und es zeigte sich leider nur zu bald, daß man sich nicht verrechnet hatte. Der Herzog nahm den Frieden an, und erklärte seinen Bundesgenossen, er sehe sich genöthigt, sie zu verlassen, um seinen Staaten Ruhe zurückzugeben. Das alte traurige Lied der Schwäche, die sich einmal für stark gehalten, während sie nur einmal zu flüchtig leidenschaftlichem Personenhasse gesteigert war, den sie nun nicht durchsetzen kann.

So nun, verlassen von dem, für den man Jahre lang wacker gefochten, mußten jetzt die Östreicher, Branden-

burger und Spanier zurückgehen, und die Partheilosigkeit, welche für Italien angeboten war, annehmen, um nur nicht die herrlichsten Provinzen des Landes zu einer leichte Beute des übermüthigen Feindes werden zu sehen.

Abermals müssen wir Friedrich rühmen, daß er, in gerechtem Unwillen über Savoyens Abfall, und im Beharren auf dem einmal anerkannten Recht, dem Kaiser rieth, auch ohne den Herzog, den Italischen Krieg fortzusetzen; allein er fand weder in Wien noch in Madrid Gehör. Man war müde geworden, da wo am meisten zu wachen nöthig gewesen wäre.

Die Geschichte hatte schon oft so vernehmlich und warnend gesprochen; aber man hatte ihre Stimme überhört, oder vergessen.

§. 60.

Fast schien es, als sei einigen Mitgliedern des grossen Bundes der Abfall des Herzogs von Savoyen willkommen, da er Gelegenheit bot, die Sehnsucht nach Frieden auch von ihrer Seite zu gestehen. Leopold wünschte ihn wenigstens für den Moment, theils um die Türken desto sicherer zu bekämpfen, theils weil er sein Auge auf Spanien richtete, wo die schwache Gesundheit des Königs dem Habsburgischen Hause eine glänzende Aussicht, aber auch einen neuen Krieg zu verheißen schien. Die letzte Rücksicht veranlaßte auch Ludwigen, den Frieden zu wünschen, um während desselben sich zu neuem Kriege zu rüsten. Er benahm sich diesmal mit einer Feinheit und Mäßigung, die man nicht an ihm gewohnt war. Er versprach nicht bloß, alle Reunionen für

immer einzustellen, sondern auch alle gemachte Eroberungen zurückzugeben. Nur Straßburg wolle er behalten; erbiete sich aber, Freiburg und Breisach als Ersatz zu geben.

Friedrich gehört zu den wenigen Fürsten der damaligen Zeit, welche die Französische Politik, trotz aller ihrer Schlangenwindungen, durchschaute. Sein Gesandter in Regensburg setzte mit Klarheit auseinander, daß alle Anstrengungen Deutschlands seit so vielen Jahren fruchtlos gewesen seien, sobald man Straßburg in Frankreichs Hände gerathen lasse. An den Kaiser schrieb er selbst, und stellte ihm vor, daß Freiburg und Breisach durchaus keinen Ersatz böten.

Es ist fast unbegreiflich, daß Östreich es dem Könige von Frankreich nicht höher anrechnete, und nicht bitteren Spott in dem Umstande fand, Deutsche Städte als Ersatz für eine Deutsche Stadt anzubieten. Wirklich bot Ludwig einmal sogar auch Straßburg wieder an; doch auch jetzt noch empfahl der Brandenburgische Gesandte im Haag, Graf Schmettau, die höchste Vorsicht, wenn man sich auf jene Friedensvorschläge einlassen wolle. „Es sei noch nicht genug, daß Frankreich sich erkläre, dasjenige zurückzugeben, was es nach dem Nimwegischen Frieden an sich gerissen; man müsse fest bestehen auf der Wiedergabe dessen, was seit dem Westphälischen Frieden in Französische Hände gerathen; man müsse demungeachtet die gehörigen Anstalten zu Fortsetzung des Krieges nicht aus den Augen lassen, und darauf bestehen, daß Frankreich seine Frie-

densvorschläge schriftlich übergebe. *)" So ließ Friedrich aussprechen, was er für rettend erkannte; so hatte er gehandelt: und so nur Er!

## §. 61.

Es gehörte ein bedeutender Muth dazu, dieses gerechte Mistrauen öffentlich auszusprechen, denn Ludwig, wohl fühlend, daß er es in Beziehung auf Deutschland verdiene, konnte es, eben deshalb, nie verzeihen. Leider waren auch fast alle anderen Deutschen Fürsten anderes Sinnes, und meinten, man könne sich auch ohne sonderliche Vorsicht der fröhlichen Aussicht auf den nahen Frieden überlassen. Auch stritten sie noch immer unter sich, wegen der neunten Kur, die ihnen wichtiger schien als — Strafe für Ludwig, und so nahmen sie die Hand an, die ihrem Vaterland so tiefe Wunden geschlagen.

Wirklich waren auch die Verhältnisse unter den Verbündeten bereits so trübe und gespannt worden, daß auf Einigkeit nicht mehr zu hoffen war. Wilhelm III. fand in dem Umstande, daß Frankreich ihn als König von England anerkennen wolle, Genugthuung, und hätte bei längerem Kriege Widersetzlichkeit von Seiten des Parlaments fürchten müssen. Holland war müde, die Bezahlung der fast endlosen Subsidien fortzusetzen, und Spanien so verarmt, daß es ihm kaum mehr möglich war, ein bedeutendes Heer auf dem Kriegsfuß zu erhalten.

---

*) S. Pauli am angef. Orte, S. 169.

Bei solchen Umständen ist das Jahr 1696 kaum mehr als ein Kriegsjahr anzusehen, obwohl während der Unterhandlungen zu Mastricht und späterhin zu Grafenhaag kein eigentlicher Waffenstillstand verabredet worden war. Nur der Holländische Feldherr Cöhorn unterbrach noch von Zeit zu Zeit die Stille durch einiges Waffengeräusch, damit doch der Glaube fern bleibe, es sei schon vollständiger Frieden.

§. 62.

Aber auch zu Anfange des Jahres 1697 fand noch keine Einigung unter den bisher feindlichen Mächten statt; im Gegentheil ward die Aussicht dazu verdunkelt, indem fast sämmtliche Theilnehmer an dem bisherigen Kriege auf Entschädigung und Genugthuung drangen.

Ludwig glaubte am besten zu thun, wenn er die fast sorglos gewordenen Feinde noch einmal mächtig treffe. Mit raschem Aufbruch eroberte er Ath, dessen Besatzung, größtentheils aus wackern Brandenburgern bestehend, sich nach einer würdigen Gegenwehr, zu Kriegsgefangenen ergeben mußte. Selbst Brüssel war der Gefahr nahe, in seine Hände zu fallen, wenn Wilhelm es nicht gerettet hätte. Ähnliches Glück hatten die Waffen der Franzosen in Spanien, indem Barcellona sich ihnen ergeben mußte. Darüber gerieth Spanien in dringende Verlegenheit, und erklärte nun entschiedener noch als je, es wolle Frieden.

Ludwig nahm den wiederholten Antrag gern an, und um den mächtigen Wilhelm auch durch offene Schmeicheley zu gewinnen, so schlug man ihm vor, Ryswick, ei-

nes seiner Luftschlösser bei dem Haag, zum Versammlungsorte der Friedensgesandten zu machen. Hatte man ihn ehedem oftmals von Französischer Seite, den machtlosen Bürger vom Haag genannt, so wollte man jetzt jenen wohlfeilen Spott durch eine nicht minder wohlfeile Liebkosung wieder gut machen, indem man erklärte, man wolle jetzt gern zu ihm gleichsam in's Haus kommen, um ihn zu versöhnen.

So sah dann Wilhelm vorher, daß alle seine Wünsche erfüllt werden würden, Ryswick ward zum Versammlungsorte bestimmt, wo der allgemeine Friede verhandelt werden sollte, und niemand konnte mehr zweifeln, daß er wirklich zu Stande kommen werde.

# Zweites Buch.

## §. 1.

So hatte denn Friedrich jetzt einen ähnlichen Schmerz, wie einst sein großer Vater bei den Unterhandlungen zu Nimwegen, und wie jener, mußte er der Nothwendigkeit weichen, der ein einzelner Fürst nicht widerstehen kann. Was ihn zu trösten vermochte, war der Gedanke, daß er alles gethan, um den edeln Krieg zu einem glänzenderen Ausgange zu führen, und daß er ein Muster von Beharrlichkeit gegeben, das leider nicht von allen nachgeahmt worden war.

Es war ganz der Politik Ludwigs gemäß, mit jedem seiner Feinde einzeln den Frieden abzuschließen. Zuerst mit England. Jakob der Zweite, obwohl unter den Augen Ludwigs in St. Germain lebend, ward aufgegeben und verlassen, und Wilhelm als rechtmäßiger König von Großbrittannien und Irrland anerkannt. Auch empfing er das Fürstenthum Oranien zurück und man bezahlte ihm die Einkünfte desselben nach, die er hatte entbehren müssen, während Frankreich es in Beschlag genommen. So

war Wilhelm gänzlich befriedigt, uud Jakob zeigte in seiner elenden Lage nur eine matte Gleichgültigkeit. Sein Geist, schon früherhin nicht kraftvoll und erhoben, war durch das prekäre Leben an einem fremden Hofe, wo er vielleicht selbst seine Überflüssigkeit fühlte, dergestalt platt gedrückt, daß er sich sogar über die wiederhergestellte freie Schiffahrt zwischen Frankreich und England erfreuete, indem er doch nun wieder gute — Pferde aus seinem ehemaligen Königreiche erhalten könne.

§. 2.

Der Friede mit Holland hat wenig Merkwürdiges; an Spanien gab man Barcellona und Luxenburg zurück. Alle diese Friedensschlüsse waren bereits am 20. September abgeschlossen worden, und noch war kaum des Kaisers und des Reiches gedacht. Da sie nun so allein standen, so konnte allerdings befremden, daß Frankreich sich diesmal so mäßig zeigte, und weit mehr zurück gab, als man in frühern Zeiten gewohnt war. Selbst Straßburg hätte das Reich wieder erhalten können, wenn nicht Östreich den günstigen Augenblick versäumt, oder, nach der Meinung mehrerer Geschichtschreiber, Freiburg und Breisach lieber als Eigenthum empfangen hätte, denn Straßburg als eine freie Reichsstadt. *)

So war denn Östreich durch jene Abtretung befriedigt

---

*) S. Samuel Buchholtz Versuch einer Geschichte der Churmark Brandenburg, Th. IV. S. 205.

und das Reich erhielt Kehl und Philippsburg zurück. Ludwig wiederholte sein feierliches Versprechen, niemals wieder zu reüniren; ward aber leider dafür als wirklicher Herr von Straßburg und dem herrlichen Elsaß mit seinen zehn Reichsstädten anerkannt. Leopold Joseph Karl, Herzog von Lothringen, erhielt sein Land wieder, das indeß jetzt, fast ganz von Französischem Gebiet umgeben, einem großen Gefängnisse nicht unähnlich war. Um ihn noch fester an den Nachbar-Staat zu knüpfen, trug man ihm die Vermählung mit einer Prinzessin von Orleans an, welche auch bald nach dem Friedensschlusse seine Gemahlin ward.

§. 3.

Um indessen den fast übergenügsamen Deutschen, die sonst den Frieden noch erträglich würden gefunden haben, jede Freude an demselben zu verkümmern, hatten die Französischen Gesandten keine Kränkung gespart, die sich nur irgend zufügen ließ. Wie Diktatoren hatten sie verlangt, das sämmtliche Artikel noch vor dem ersten November abgeschlossen sein müßten, so daß man in den letzten Tagen des Oktobers fast mit anstandloser Eilfertigkeit zu Werke ging. Man machte häufig aufmerksam, wie großmüthig man sei und welche schöne Geschenke man gebe, und man erröthete nicht, ahnden zu lassen, es werde vielleicht bald eine gelegnere Zeit kommen, um jene Geschenke zurückzunehmen. Alles dies ward indeß nur in gesellschaftlicher Unterhaltung und gewissermaßen nur im Halbscherz hingeworfen, so daß die Deutschen, die nur ganzen Ernst

und ganzen Scherz kennen, nicht recht wußten, wie sie jenen Äußerungen begegnen sollten.

Ferner verlangten sie, der Friede solle nur in Französischer Sprache verhandelt werden, die ja als Universalsprache selbst den Vorzug vor der Lateinischen habe. (!!) Leider gab man dem thöricht hochmüthigen Begehren nach, doch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß dies Nachgeben für die Zukunft keine Folgen haben solle.

Um aber das Maaß des Übermuthes zu füllen, brachte man noch am Abend des Friedensabschlusses, fast um Mitternacht, eine Klausel hinein, die gewissermaßen das ganze Werk umstieß. Es sollte nämlich „die Römisch-katholische Religion allenthalben in dem Zustande gelassen werden, als sie sich jetzt zur Stunde des geschlossenen Friedens befinde.“ Dieser berüchtigte vierte Artikel des Ryswiker Friedens sagte mit kurzen Worten nichts Anderes als: es solle in 1922 Deutschen Ortschaften, die vorher protestantisch gewesen waren, hinfort katholisch gepredigt werden, wie während der Französischen Besetzung geschehen war. Daß ferner diese Klausel dem Westphälischen Frieden, welcher doch die Grundlage des gegenwärtigen sein sollte, gänzlich widersprach, ja sogar ihn gewissermaßen aufhob, bedarf kaum der Anführung.

## §. 4.

Die Deutschen Gesandten erschraken über eine solche Klausel, von welcher ihnen früher gar nichts mitgetheilt worden war, allein die Französischen erklärten geradezu, sie würden augenblicklich die ganze Unterhandlung abbre-

chen, wenn man ihnen hierin nicht willfahre, und sie dürften ihrem frommen Könige nicht zumuthen, einen Artikel zurückzunehmen, der ihm so sehr am Herzen liege. *) Einder waren die Deutschen müde genug, um endlich doch eine so ganz willkührliche Bedingung sich gefallen zu lassen. Man konnte voraus sehen, welch Unheil eine solche Klausel anrichten müsse; aber sie richtete noch mehr aus, als man ahndete.

Es war bei dem allgemeinen Bunde gegen Frankreich ausdrücklich ausgemacht worden, „es sollte kein Theil Frieden machen, ohne seine Alliirten mit einzuschließen," und so war denn auch in dem vierzehnten Artikel des Englischen und in dem funfzehnten des Holländischen Friedens, Brandenburgs gedacht worden; doch nur in Beziehung auf

---

*) Buchholz führt hierbei Folgendes an: „Der Kanzler von Ludwig zu Halle, der als ein Zuschauer und junger Publicist diesem Friedensschlusse beigewohnet, pflegte oft zu sagen: Es wären am 30. Oktober die Unterhandlungen wegen der Unterschrift und die Vorlesungen des abgefaßten Instruments bis in die Nacht verzogen worden, und fast alle Gesandten darüber in Schlummer gerathen. Da hätten die halbschlafenden Gesandten nicht einmal beobachtet, daß die Französische Gesandschaft diese Klausel mit eingerückt habe. Wir lassen es dahin gestellt sein, wie viel Grund diese Erzählung habe, da die Sache doch nicht ganz unerwartet vorgefallen sein kann. (?) Das ist aber fast ausgemacht, daß sich die Schwedische Gesandtschaft nicht mit gehörigem Eifer dagegen gesetzet." (S. a. a. O. 206).

den Traktat von St. Germain, der hier abermals bestätigt wurde.*) Weiter geschah auch von Seiten des Reiches für die unsäglichen Anstrengungen und den beispiellosen Kostenaufwand, den der Kurfürst für diesen Krieg hatte bestreiten müssen, nichts. Dieses kalte Benehmen war so auffallend, daß selbst ein minder reizbares Gemüth hätte leidenschaftlich dadurch bewegt werden können. Wie mußte es erst den leicht zu entzündenden Friedrich kränken! Und dennoch — wir sagen es mi inniger Freude und Anerkennung — verschmerzte er den Undank: und das große Gefühl für das gemeinsame Vaterland hieß die Empfindung der ihm persönlich wiederfahrenen Kränkung schweigen.

„Wenn meine Freunde und Bundesgenossen nicht meiner gedenken wollen, so werden es meine Feinde gewiß thun.“ — Das war es, was ihn tröstete, und wohl dem Fürsten, der so sich zu trösten vermag.**)

Wir aber wollen dessen gedenken, und uns nun nimmermehr irre machen lassen, wenn auch ein Heer von vorurtheilsvollen Schriftstellern gegen Friedrichs reine Ansicht blind anreden sollte.

---

*) Die sämmtlichen Friedensbedingungen, über die man zu Ryswik einig wurde, findet man im Theatrum Europæum, T. XV. p. 33. ff. und 143 ff.

**) S. Beilage I.

## §. 5.

Da nun Deutschland, und mit ihm Brandenburg, nach einem gefahrvollen und fast neunjährigen Kampfe, den Frieden wieder erlangt hatte, (obwohl der Krieg Östreichs gegen die Türken noch fortdauerte,) so bietet sich auch für uns hier ein Ruhepunkt, um, von demselben aus, noch Manches nachzuholen, was die Landesregierung Friedrichs und das innere Leben in seinen Staaten betrifft. Indem wir uns deshalb auf das auch in dieser Hinsicht in diesem Werke bereits Mitgetheilte beziehen, halten wir für sehr wichtig, hier Folgendes noch anzuführen.

Die Regierung Friedrichs III ist, besonders in ihrer ersten Hälfte, die Erfüllung dessen, was unter Friedrich Wilhelm dem Großen erstrebt worden war. Oft erscheint sie als eine reine Fortsetzung. Der Charakter der Einwohner hatte sich bereits unter der vorigen Regierung bestimmt genug geäußert, aber er erhielt jetzt, wenn wir so sagen dürfen, noch mehr Farbe, und eine vielseitigere Lebendigkeit. Es wurde nicht mehr für die Existenz gekämpft, sondern, wie bereits in den letzteren acht Jahren der Regierung des großen Kurfürsten, man freute sich des Gedeihens und Wachsens.

Großen Einfluß auf die Gemüther hatte der Kurfürst und sein Hof. Zuvörderst von dem Mittelpunkte, der Religion betrachtet. Friedrich war ein sehr eifriger Reformirter, ja wir dürfen sagen, daß er allerdings in Beziehung auf diese Parthei eine Vorliebe blicken ließ, die mitunter an Leidenschaftlichkeit zu gränzen schien. Dennoch sind wir weit entfernt, den Tadlern Recht zu geben, die

auch hier wieder, nach gewöhnlicher Sitte, übertrieben und entstellt haben. Friedrich hielt nun einmal die Lehre der Reformirten für die reinste Darstellung des Christenthums, und es kann nur davon die Rede sein, ob er nicht darin irrte; nie aber kann getadelt werden, daß seine Ansicht die höchste Lebhaftigkeit gewonnen hatte; denn es giebt keine kühle Religiosität, oder, wenn es eine giebt, so ist sie das Unersprießlichste und Unerquicklichste, aus dem nie etwas Kräftiges aufgehen kann.

## §. 6.

Friedrichen war es ein hohes Fest, seinen Eifer auch öffentlich zu zeigen. So legte er am 15. August 1695, mit großer Feierlichkeit den ersten Grundstein zu der reformirten Parochial-Kirche in der Klosterstraße, und es war sein Befehl, daß bei dieser Gelegenheit die erste Predigt den Spruch erklären mußte: „Auf diesen Felsen will ich bauen meine Gemeinde, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen.“ So ward auch auf seinen ausdrücklichen Befehl auf den Bau dieser Kirche eine Münze geschlagen, welche auf der einen Seite den Abriß der Kirche selbst vorstellt und auf der andern den Schutz des reinsten Gottesdienstes und der Kirche rühmend empfiehlt. *)

*) Die ganze Inschrift lautet: Deo optimo maximo et religioni sacrum Fridericus III. Elector Brandeburgicus, templi, quod Reformati Berolinenses aedificandum susceperunt, primum lapidem posuit et castissimi divini cultus ædisque

Aber auch in seinem Eifer, die Parthei zu vertheidigen, zu der er sich zählte, war er nicht minder thätig. Das Verbot des großen Kurfürsten, daß kein Preuße zu Wittenberg studiren solle, das sich selbst als den Sitz des strengsten Lutherthums betrachtete, ward erneuert und geschärft, und ein sogenannter reformirter Katechismus, in welchem ein Ungenannter mit bitterem Witz die Lehre der Reformirten angegriffen hatte, wurde, auf ausdrücklichen Befehl Friedrichs, zu Berlin und Halle öffentlich verbrannt.

## §. 7.

Er wiederholte nicht nur den Befehl seines Vaters, daß kein lutherischer Prediger in den Brandenburgischen Staaten die abweichenden Lehren Luthers und Calvins auf die Kanzel bringen, und noch weniger auf die Gegenparthei schelten solle, sondern er erließ auch bei der Einweihung der Kirche vor dem Köpenicker Thore ein Reskript, worin, mit verletzendem Ausdruck, „die ärgerlichen (?), mit dem reinen Gottesdienste streitenden (?) Ceremonien, so bei Ausübung der öffentlichen Gottesverehrung bei den Luthe-

---

sanctissimæ tutelam successoribus commendavit. Anno MDCXCV. die XV. Aug.

S. Güttther, S. 71. der aus dem Europäischen Theater, Th. 14, S. 797 ff. geschöpft hat. Auch die bei jener Gelegenheit gehaltene Rede des v. Fuchs ist historisch wichtig. Sie findet sich in den „Reden großer Herren," Th. II, S. 579.

Lutheranern, besonders in den alten Kirchen, üblich seien, untersagt würden." — Die Lutherischen, das Symbolische jener Gebräuche wohl ahndend, betrübten sich über jenen Ausdruck, und der Kampf zwischen ihnen und der Gegenparthei wurde nicht selten mit großer Bitterkeit geführt.

Friedrich wünschte mit besonderer Lebhaftigkeit eine Vereinigung zwischen beiden Partheien zu stiften, und las mit Sorgfalt fast jegliches Buch über diesen Gegenstand, deren damals sehr viele geschrieben wurden. Da indessen keine Parthei nachgeben wollte, so wie denn auch ein Nachgeben in religiösen Dingen, wo wechselseitige vollendete Überzeugung herrscht, nicht wohl befohlen werden kann, so vermochte er nicht, seine Absicht zu erreichen.

Der Gegensatz, den die Wittenberger Theologen zu den Hallischen Gottesgelehrten, und beide zu den Königsbergischen Synkretisten bildeten, war zu grell, als daß er hätte beseitigt werden können. Die Königsberger wollten in ihrem Vereinigungsplan auch die Katholiken mit einschlossen haben, wodurch denn die Schwierigkeiten vermehrt wurden, dergestalt daß man zuletzt die ganze Sache wie etwas rein Unmögliches aufgab.

Der größte Schaden, den dies häufig misglückte Unternehmen verursachte, war, daß bei minder tiefen Gemüthern zuletzt eine gewisse Gleichgültigkeit entstand, zu der der laue Synkretismus ohnehin geneigt ist. *)

*) Er verursachte späterhin den Abfall des berühmten Gottesgelehrten Pfeiffer, und da ihm der noch bedeutendere D.

§. 8.

Wie sehr auch damals der Preußische Staat der Idee gedachte, auf der er gegründet ist, beweise der blühende Zustand der Wissenschaften jener Zeit. Zwar kam ihnen der Glanz erst in den spätern Jahren von Frankreichs Regierung; allein weil er kommen konnte, so mußten sie längst vor demselben in kräftiger Blüthe und Frucht gestanden haben.

Daher das Einwandern würdiger, wissenschaftlich gebildeter Männer in die Preußischen Staaten, wo sie im günstigsten Fall nichts weiter fanden, als eine sehr mäßige Besoldung, im gewöhnlichen nur Schutz. Was also konnte es sein, das sie veranlaßte? Lediglich das Vertrauen auf den gerechten und milden Fürsten, der gern alles für sie that, was er vermochte, und das schnelle Einheimischwerden in einem Staate, in dem (wenn wir so sagen dürfen) die reine Athmosphäre der Krieger-Ehre und der Wissenschaftlichkeit wohnt.

Da bereits früherhin mehrere jener unvergeßlichen Männer genannt worden sind, so mögen hier an dieser Stelle nur noch zwei genannt werden, die sich dem Preußischen Staate ganz gewidmet hatten: Samuel von Puffendorf (von dem noch tiefer unten die Rede sein wird) und Ezechiel von Spanheim. *)

---

Grabe folgen wollte, bedurfte es der ganzen Beredsamkeit Speners, um ihn noch zu rechter Zeit abzuhalten.

*) S. Beilage K.

§. 9.

Ganz besonders aber müssen wir gedenken des blühenden Zustandes der Künste, schon um deswillen, weil der Darsteller der reinen Deutschen Geschichte in jenem Zeitraum einen solchen nur selten zu rühmen hat. In dieser Hinsicht wirkte Friedrich wahrhaft ausgezeichnet. Wir finden unter ihm vorzüglich die Baukunst in einem Zustande der Ausbildung, deren sie sich damals vielleicht in keinem Deutschen Lande so zu erfreuen hatte. Unter den damaligen Baumeistern und Bildhauern steht Schlüter oben an, ein Mann, der in der That nicht nöthig hat, erst mit Michel Angelo verglichen zu werden, um auf Bewunderung Anspruch zu machen. Im Gegentheil möchten wir ihn, der ein wahrhaftiges Genie ist, nur mit sich selbst vergleichen.

Selten hat man das höchste Talent mit dem solidisten Fleiße so vereint gesehen, und so lange noch ein guter Geschack unter den Menschen herrscht, wird man das Berliner Schloß, das in kolossaler Würde dasteht, das Zeughaus, die Larven, die Roßbildsäulen des großen Kurfürsten auf der langen Brücke u. s. w. als edle Kunstwerke bewundern.

Unter ihm, mitunter sogar weit unter ihm und doch immer achtungswürdig, sind die Namen der andern Baumeister, Grüneberg, Nehring, de Bodt, Eltester, Nuglisch u. s. w. so wie der Bildhauer Permoser, Hülot, Weinmeier u. s. w.

Der Maler und Kupferstecher gab es fast noch mehr ausgezeichnete, von denen wir zuerst Pesne, sodann Ble-

sendorf, Gerike, Kaulitz, Weidemann, Leygebe, Wentzel, Werner *), Heinselmann und Wolfgang nennen wollen. Leider hat die Mehrheit der Zeitgenossen, oft nur mit der Gegenwart beschäftigt, die Werke jener Meister fast vergessen, doch der ächte Freund der Kunst wird gern sinnig bei ihnen verweilen, und manches durch sie lernen können.

## §. 10.

In einem minder erfreulichen Zustande befand sich die Tonkunst in den Preußischen Staaten. Die Nachrichten über den Zustand derselben sind nicht reichhaltig, und wir müssen billig vermuthen, daß höhere Virtuosität in der Musik nur selten war: ein Umstand, der um so seltsamer erscheinen muß, da späterhin, wie wir alle wissen, jene Kunst am Schlusse des achtzehnten und zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts mit so ganz besonderer Liebe und dem herrlichsten Erfolg in den Preußischen Staaten gepflegt wurde und noch wird. Ob Friedrich selbst dieselbe Liebe, welche er für die Baukunst und Malerei hatte, auch auf die Tonkunst übertrug, ist zu bezweifeln; doch ließ er es durchaus nicht fehlen an Aufmunterung und

---

*) Vater und Sohn. Der Letztere verdient leider nur als Künstler Lob, nicht als Bürger, denn er betrog den Fürsten durch täuschend nachgebildete Copien, die er für ächte Arbeiten Italischer Meister ausgab. Endlich ward die unsittliche List entdeckt, und Werner konnte nur durch eine schnelle Flucht aus Berlin der gerechten Strafe entgehen.

Belohnung für ausgezeichnete Musiker und Sänger. Die Kapelle, welche er besoldete, war ausgesucht und zahlreich, und wurde häufig bei Hoffesten und Opern, am meisten aber bei — der Tafel gebraucht. (Wobei wir nur an Kants Urtheil über die Tafelmusik erinnern wollen, da wir dasselbe allerdings theilen).

Merkwürdig ist indeß, daß der vortreffliche Händel als Jüngling doch den Berliner Hof erwählte, um vor ihm und dem Könige seine edle Kunst zu zeigen. Sein großes Talent erfreuete Friedrichen dergestalt, daß er ihm, der damals eine Reise nach Italien machen wollte, bei seiner Zurückkunft eine ehrenvolle und sehr einträgliche Stelle versprach. Friedrichs Tod verhinderte Händeln, zurückzukehren, und so nahm ihn dann, wie wir alle wissen, späterhin England auf, das ihn genügend zu schätzen wußte.

Höhere Liebe als Friedrich für die Tonkunst zeigte, bewies seine Gemahlin Sophie Charlotte, die selbst in der Ausübung derselben gerechte Bewunderung erregte. Nur ist es zu beklagen, daß sie sich fast immer nur an die Kompositionen ausländischer Meister hielt, eines Attilio Ariosti, Stradella, Luigi di Mantua, Gasparini, Pistochi, Bononcini u. s. w. Zwar ist das Leben zu kurz, um das höchste Aufblühen der Künste in einzelnen Ländern zu erwarten; doch, dünkt uns, war die Musik der Deutschen schon zu jener Zeit in einem so edeln Zustande, daß sie allerdings Ermunterung verdient hätte, und so dürfen wir allerdings bedauern, daß sie von Seiten jener ausgezeichneten Fürstin wenigstens keine große fand.

## §. 11.

Die Kirchenmusiken wurden besonders von den Lutherischen Gemeinen mit Würde gegeben und mit Andacht vernommen; doch fehlen uns leider entscheidende Nachrichten darüber, und wir haben nur Vermuthungen und keine Gewißheit über den Zustand derselben. Sie aber deshalb als mangelhaft und schlecht anerkennen zu wollen, wie leider oft geschehen ist, würde Ungerechtigkeit und Vorlautheit beweisen, die wir stets fern von uns halten wollen. Wissen wir doch leider alle, daß unser theures Deutschland nicht selten eine unzärtliche Mutter für die Künste ist, die unter ihren Augen gedeihen möchten, und daß sie zu erwähnen vergißt, was oft der Erwähnung gar wohl würdig wäre.

Eben so mangelhaft sind die Nachrichten über die Ausübung der Schauspielkunst in der damaligen Zeit, und doch ist es entschieden, daß gerade hier nicht wenig zu berichten wäre. Während nämlich die meisten, ja fast alle Städte Deutschlands, fast ganz ohne Bühne waren, wurden am Berliner Hofe sehr häufig Schauspiele gegeben, die zum Theil die Hofleute selbst aufführten. Außerdem finden wir zuweilen gar zwei Schauspielergesellschaften in Berlin z. B. im Jahre 1693, wo nicht nur Sebastian di Scio (der auch Wunderbalsam und andere chymische Medikamente feil hatte) theatralische Darstellungen gab, sondern auch die Sächsische Schauspielergesellschaft das Publikum zu erfreuen suchte. *) Wir werden

*) S. Beilage L.

uns über diesen Umstand weniger wundern, wenn wir uns erinnern, daß selbst in der gräßlichsten Periode des dreißigjährigen Krieges die Berliner ihre Liebe für die Bühne nicht unterdrücken konnten. Weit mehr ist zu bewundern, daß wir nur so dürftige Nachrichten über dieselbe haben, da bei dem Charakter des Transitorischen, der in jener Kunst liegt, Ausführlichkeit und Genauigkeit in den Berichten um so mehr zu wünschen wäre.

§. 12.

Dagegen wissen wir genau die Fortschritte, welche man in der, nicht selten eiteln Zwecken dienenden, Prägekunst machte, und wir nennen hier besonders Falz als einen der thätigsten Künstler in dieser Gattung. Der Kurfürst, der die äußerliche Darstellung und Verewigung durch sichtbare Zeichen sehr liebte, bediente sich oft der Geschicklichkeit jenes Mannes, und dieser verfehlte nicht, sein Talent ihm ganz zu widmen. Besonders reich sind die Jahre 1689 und 90 an Münzen, die auf bedeutende Thaten und Begebenheiten geschlagen wurden. So finden wir verewigt die Einnahme von Kaiserswerth, die Eroberung von Bonn, die Befreiung des ganzen Erzstiftes Köln von den Franzosen u. s. w. Sie sind oft ein schätzbarer Beweis von dem künstlerischen Talent, und können auch dem Historiker zuweilen wichtig werden, so wie sie denn auch Güttther gleichsam als Leitfaden seines ganzen (freilich sehr einseitigen) Werkes benutzet hat. Schade nur, daß bei jenen Kriegsthaten, die des gerechtesten Lobes würdig sind, sich auch die Schmeichelei einfand, und, nicht zufrie-

den, sich in gewöhnlichen Schriften auszusprechen, hier auch in Gold und Silber sich darstellen wollte. So finden wir z. B. eine im Jahr 1689 geschlagene Medaille, auf welcher Friedrichen mit Recht nachgerühmt wird, daß der Niederrhein durch ihn befreit sei; nur möchten wir nicht gleich, wie hier geschehen, dasselbe von dem ganzen Strom, noch weniger der Donau, sagen, obwohl wir, wie es sich von selbst versteht, die Verdienste Friedrichs um den Kaiser auch in Beziehung auf den Ungarischen Krieg keinesweges verkennen. Leider finden wir aber hier auch noch die Inschrift: Patrias imitatur et anteit laudes (er ahmt nach und übersteigt des Vaters Ruhm), da es doch an dem imitatur völlig genug gewesen wäre.

Daß dergleichen Schmeichelei, die sich hier mit dem beengenden Lapidarstyl behelfen mußte, sich noch weit mehr Bahn brach in gedruckten Schriften, bedarf kaum der Anführung; doch können besonders Johann Musäus,*) F. H. von Lith, und Besser als Panegyristen seltener Art angeführt werden.

## §. 13.

Wenden wir uns jetzt zu der Königin der Künste, zu

---

*) Von Musäus haben wir: Primitiæ victoriarum Friderici III. elect. Brandeb., Berol. 1689; von Lith: Oratio panegyrica de Sereniss. ac potentiss. Frid. III. elect. Brandeb. Francof. a. O. 1689.

der Poesie, so finden wir freilich auch in der damaligen Zeit manches redliche und tiefe Deutsche Gemüth, das sich ihr mit Innigkeit hingab, und sie mit großer Liebe und Anstrengung pflegte. Dennoch müssen wir leider gestehen, daß sich damals nur wenige wahrhaft dichterische Geister zeigten, daß der Frühling der Deutschen Poesie gesunken war, und nur wenig Hoffnung zur Wiedergeburt desselben sich schöpfen ließ. Deutschland hatte fast vergessen, daß es einen Wekhrlin, Opitz, Flemming, A. Gryph u. s. w. gehabt hatte, ja, wenn man ihrer noch gedachte, so meinte man meistens verkehrterweise, sie seien doch nun nicht mehr gut genug. So nun, da man besser schreiben wollte als gut, war man zum Theil hochmüthig geworden, und durch diesen Hochmuth gesunken. Es waren zwei Männer aufgetreten, die, im Besitze mannichfaltiger Gelehrsamkeit und ausgezeichneter Talente, dennoch, durch den verkehrten Gebrauch beider, der Deutschen Literatur sehr geschadet haben. Es waren Hoffmannswaldau und Lohenstein. Der Erstere nicht ohne Witz, aber gänzlich ohne Würde und Geschmack; der Andere voll peinlicher Künstlichkeit als Dichter, doch mitunter durchzuckt von einigen Blitzen tiefer Gedanken und nicht ohne Werth in der ungebundenen Schreibart. Diese beiden Männer hatten eine Unzahl von Nachahmern hinter sich, deren enger Geist die fehlerhaften Vorbilder in unendlicher Wiederholung und in mannichfaltiger Verzerrung wiedergab. Hiezu kam nun noch jene unsäglich traurige Nachahmung der Französischen Dichter, deren Unnatürlichkeit man so-

gar zuweilen wirklich einsah, doch leider ohne sich zu bessern.

## §. 14.

Wenn wir nun jenen hier nur kurz angegebenen Zustand der ästhetischen Literatur des damaligen Deutschlandes erwägen, so wird uns nicht befremden können, daß auch Brandenburg nur sehr wenige Dichter aus jener Periode zu nennen weiß. Dennoch finden wir hier drei Männer, von denen sich zwei als Dichter wirklich ausgezeichnet haben, während der Dritte, wenigstens wegen seines Strebens, und um der Wirksamkeit willen, die er auf seine Zeit äußerte, genannt zu werden verdient. Wir meinen den Freiherrn Friedrich von Canitz, den Ober-Ceremonienmeister Johann von Besser und den in trauriger Beschränktheit meistens amtlos lebenden Benjamin Neukirch.

Canitz ist als Staatsmann sehr ausgezeichnet, und die hohe Rechtlichkeit, Besonnenheit und Feinheit, mit der er mehrere sehr wichtige Geschäfte zum Vortheil Brandenburgs auszuführen wußte, wird ihm ein dankbares und ehrenvolles Andenken auf immer begründen. Aber bei so dringenden Staatsgeschäften vermochte er der Poesie nur wenige Erholungsstunden zu widmen; doch auch das, was er in den wenigen Stunden leistete, verdient, so oft er nicht nachahmt, Anerkennung. Er hat für die Satire wahrhaftes Talent, und würde sich ohne Zweifel noch mehr in derselben ausgezeichnet haben, wenn ihn nicht die Überschätzung der Französischen Dichter (die er aber mit

fast allen seinen Zeitgenossen theilt) mitunter gehemmt hätte. Wir finden in ihm einen feinsinnigen Schriftsteller, der in leichter und freundlicher Sprache manche recht anziehende Ergebnisse seines Nachdenkens, so wie die Empfindungen eines liebenswürdigen und bescheidenen Gemüths vorträgt. *)

§. 15.

Besser ist der reine Ceremoniendichter, meistens steif und faltenreich, doch in historischer Beziehung nicht unwichtig. Er hatte an Friedrich selbst einen aufmerksamen Leser, und Beschützer, ja manche seiner Gedichte und prosaischen Aufsätze sind auf dessen ausdrücklichen Befehl verfaßt worden. Er ist nicht ohne Geist und Kenntnisse, und hat insonderheit durch reine Sprache (ein Umstand, der am Schluß des 17. Jahrhunderts leider selten war) Lob verdient. Seine Stimme galt sehr viel, und auch wohl mehr als sie werth war, selbst bei denen, die ihn an Talent übertrafen, z. B. bei seinem Freunde Canitz, der, zu bescheiden, sich ihm unterordnete. **)

Benjamin Neukirch ist merkwürdig und achtbar durch die große, uneigennützige und nie erschöpfte Liebe für den

---

*) Die beste Ausgabe seiner Gedichte, v. U. v. König, Leipzig 1727, ist bereits oben angegeben worden.

**) Eine Ausgabe der Besserschen Gedichte ist zu Leipzig 1711 erschienen; die vollständigste aber (in 2 Theilen) erst nach des Vf. Tode und mit dessen sehr anziehender (obwohl schlechtgeschriebener) Biographie versehen, 1732 herausgekommen.

Fürsten und das Vaterland. Diese ist so innig, daß sie ihm, der sonst nur Talent zum Reimen, nicht aber zur wahren Poesie hat, zuweilen recht rührende Gedanken leiht, die auch den ächten Dichter würden geziert haben. Wir sollen diese nicht vergessen, wenn uns seine sonst wasserreiche Flachheit und langathmige Geschwätzigkeit störend auffällt. Ferner verdient er hier genannt zu werden, als der Erste, der sich, wiewohl mit schwachen Kräften, dem Lohensteinschen Geschmacke widersetzte, dem er im Anfang seiner Laufbahn sehr hold gewesen war. Schade nur, daß, als er seinen Irrthum gewahr wurde, ihm die Kraft gebrach, etwas Besseres an die Stelle des Verschmäheten zu setzen. Dennoch ist seine Wirksamkeit auf das schreibende Deutschland sehr groß gewesen, und man hat ihn wohl ein halbes Jahrhundert für einen gar sehr ausgezeichneten Poeten gehalten, bis endlich die späteren Enkel inne wurden, daß dem durchaus nicht also sei, welches denn auch ohne besondere Mühe herauszubringen war. *)

## §. 16.

Wenden wir uns jetzt von dieser kurzen Schilderung des Zustandes der Wissenschaften und Künste, zu Friedrichs

---

*) Die letzte, doch nicht vollständige Ausgabe seiner Gedichte erschien zu Regensburg 1744.

Über die drei angeführten Dichter vgl. „Die schöne Literatur Deutschlands, während des 18. Jahrhunderts," Th. I, S. 15 und 16, und II, S. 13 ff.

Regierung selbst. Wir finden sie bis zum Rysmiker Frieden durchaus folgerecht und in sich selbst einig. Er übersah mit Klarheit die Verhältnisse Europa's, und fand, daß lediglich Frankreich gefährlich sei. Deshalb bekämpfte er es mit edler Kraft und Uneigennützigkeit, und keine Undankbarkeit einzelner Bundesgenossen vermochte ihn abwendig zu machen von dem einmal weise gefaßten Entwurfe. Wir wollen uns das recht sehr bemerken, damit wir eine entscheidende Antwort haben, wenn das endlose Geschrei von Friedrichs unsäglicher Eitelkeit auf sein Andenken anstürmen will. Wer so wie er in den Jahren 1688 bis 1697 jede persönliche Beziehung schweigen heißt, und jeden noch so gerechten Schmerz des eignen Herzens unterdrückt, so bald von der Idee und dem Ganzen die Rede ist: der kann wohl stolze, ja eitle Stunden habe, aber er ist noch nicht stolz und eitel zu nennen (und diese finden sich allerdings bei Friedrich).

Das Preußische Volk war glücklich, denn es fühlte sich als solches anerkannt und geehrt, und mehr bedarf ein edles Volk nicht, um glücklich zu sein. Es ist allerdings wahr, daß es sich wegen des Krieges sehr schweren Abgaben unterwerfen mußte, allein in der genannten Zeit war dies als eine reine Nothwendigkeit zu betrachten, über die sich weiter gar nichts sagen und klagen läßt, als daß sie eben nothwendig ist. Eine andere Eigenschaft hat die Nothwendigkeit nicht, und sie ist, weil sie ist. Wer den Zweck will, muß auch die Mittel wollen, und da man den Zweck freudig wollte, so ergab man sich auch in die Mittel.

So ward schon im Jahre 1691 eine Kopfsteuer ausgeschrieben, an welcher der Fürst wie der Tagelöhner Theil nahmen, eine Maaßregel, an der, wie uns dünkt, der Name fast das einzig Harte ist. Leider mußte sie späterhin noch oft wiederholt werden.

Daß übrigens auch außer dem Kriege die glänzende Hofhaltung des Fürsten bei weitem mehr kostete, als je in Brandenburg erhört worden war, bedarf kaum der Erwähnung, indem es sich von selbst versteht. Weit entfernt indessen, daß der Staat bis jetzt dadurch Schaden gelitten, gediehen dadurch diejenigen Künste, die mit der Pracht sich gern vereinigen, und die zierlichern Handwerke, die früherhin sich nicht recht hatten zeigen können.

## §. 17.

Wenn wir aber bis jetzt dem regierenden Fürsten, in der Darstellung fast aller seiner Maaßregeln, nur mit Billigung und Beifall haben folgen können, so dürfen wir auch des Mannes nicht vergessen, der, als erster Minister, Rathgeber und Freund Friedrichs, ihm stets zur Seite stand, und nach dessen Namen diese ganze Periode genannt wird. Es ist der schon früherhin erwähnte Eberhard von Dankelmann, der jetzt als der Nächste an Friedrichs Thron betrachtet wurde, und dessen sechs Brüder gleichfalls in bedeutenden Ämtern dem Preußischen Staate ihre Kräfte widmeten. Es ist sehr schwer, das von vielen streitenden Leidenschaften angetastete, fast verwischte Bild dieses Mannes klar zu zeichnen, und es hat bisher noch allen Schriftstellern, so wie auch uns, an Vollständig-

keit der Nachrichten gefehlt. Was wir geben können, ist Folgendes:

Er hatte schon in einer Zeit, wo Friedrich unter der Abneigung seines Vaters und dem Hasse seiner Stiefmutter traurige Jahre verlebte, demselben eine große und uneigennützige Ergebenheit gezeigt. Ja einst bei einer schweren Krankheit, wo schon jedermann den Kurprinzen aufgab, wo sogar (wie hinzu gesetzt wird) schon alle Diener seines Hauses ihn wie einen Todten verlassen hatten, blieb er allein bei ihm, und bewachte und pflegte das wiederkehrende Leben.

Als Friedrich zur Regierung kam, kannte seine Dankbarkeit keine Gränzen, und er häufte auf ihn der Ehrenbezeugungen uad Ämter so viele, daß der Einzelne ihnen allen kaum gewachsen scheinen mag. Man erzählt sogar, daß einst der Kurfürst, als der Freiherr ihm in einer ahnungsvollen Stunde Besorgniß zeigte, das schöne Verhältniß werde nicht dauern können, und es werde seinen Feinden gelingen, ihm Friedrichs Wohlwollen zu rauben, nach einer nahe liegenden Bibel griff, um auf dieselbe die Unzerstörbarkeit des Verhältnisses zu beschwören. Da habe Dankelmann den Fürsten innig gebeten, nicht zu schwören, indem Verhältnisse eintreten könnten, denen selbst der Fürst nicht gebieten möge. So sei denn der Schwur unterblieben.

## §. 18.

Dankelmanns Charakter zeigt sich, von mehreren Seiten betrachtet, überaus würdig, obwohl er keineswegs

gänzlich frei von Fehlern war, wie ganz unnöthig sein würde hinzuzusetzen, wenn nicht mehrere Schriftsteller sich wirklich das Vergnügen gemacht hätten, ihn als einen du aus vollendeten, kaum mehr irdische Beziehungen kennenden Man darzustellen.

In Besitz der ausgezeichnetsten und mannichfaltigsten Fähigkeiten und Kenntnisse, bei dem festen Blicke und den sicheren Entschließungen, die ihm eigenthümlich waren, ist es sehr natürlich, daß er der Liebling des Brandenburgischen Volkes sein mußte, das bei seinem steten Weiterstreben eines folgerechten, stets klar blickenden, und fest handelnden Führers bedarf. Dazu kam sein reiner Geschmack, der sich bei allen Gelegenheiten auf die erfreulichste Weise äußerte. Der Kurfürst vertraute ihm auch in dieser Hinsicht so sehr, daß fast kein Bau, keine Gartenanlage unternommen, kein Gemälde, keine Statue gekauft wurde, ohne daß vorher der Freiherr seinen Rath geben mußte.

Gegen Gelehrte war er milde, ja sogar zuvorkommend gütig, und sein Geist war unerschöpflich, wenn es darauf ankam, für die Verdienstvollsten unter ihnen neue Quellen des Einkommens zu verschaffen. Das Jahr 1694 war deshalb vielleicht sein glücklichstes Jahr, weil es ihm da gelang, die neue Hallische Universität zu schaffen.

So war er denn der allgemeine Liebling des Volks: und Gelehrte, plastische Künstler und Dichter bemühten sich, seinen Ruhm laut zu verkünden. Sein in Kupfer gestochenes Bildniß war fast in allen Händen, und ward

als die schönste Zierde, ja als Heiligthum in Wohnstuben und Prachtzimmern aufbewahrt. *)

§. 19.

Während aber Dankelmann sich seiner Verdienste, so wie der Liebe des Volkes, bewußt war, versäumte er, sich auch die Gunst einiger wichtigen Hofleute zu erwerben, denen, besonders in der letzteren Zeit, gelungen war, Friedrichs Vertrauen für ihn wankend zu machen. Es scheint allerdings, daß er sie und mehrere Vornehme die Überlegenheit seines Geistes entschieden habe fühlen lassen, mitunter auch wohl die Nichtachtung für manche derselben,

---

*) Der obengenannte Neukirch hatte für das Bildniß eine Unterschrift verfertigt, an der der gute Wille das einzig Lobenswerthe ist, die aber auch hier stehen mag, da sie, ehedem gar sehr bewundert, zeigen kann, was damals und späterhin nicht selten als köstliche Poesie galt:

Dies ist das Wunderbild des theuern Dankelmann.
Hof, Musen, Land und Volk fing einen Wettstreit an,
Und jeder sehnte sich nach ihm und seinen Gaben;
Drum trat Apollo selbst als Richter auf und sprach:
Es soll ihn Friederich dem Leib und Geiste nach,
Die Musen in der Schrift, das Volk im Kupfer haben.

Bei andern Gelegenheiten, wo dem N. mehr Raum zu Gebote stand, drückt er sein Lob auch bei weitem ausführlicher aus; überall aber sieht man, daß es ihm ein hoher Ernst damit ist. — Wer sämmtliche Lobreden und Gedichte auf D. sammeln wollte, würde ein großes Buch füllen können.

in denen er nur Müssiggänger und Unwissende erblickte, geradezu ansprach.

Wenn nun die Menschen in der Mehrheit, wie wohl bekannt, selbst die bloß ruhige Geistesüberlegenheit eines Andern nicht gern ertragen, so giebt ihnen die ausgesprochene ein bestimmt feindliche Empfindung, und es wird sämmtliche Kraft aufgeboten, um einen Gegner dieser Art zu entfernen.

Indessen dürfte wohl schwerlich dem zerstreuten Haufen seiner Feinde der Plan gelungen sein, hätte nicht an ihrer Spitze ein Mann gestanden, der jene Zerstreuten unter sich versammelt und jegliche Kunst an die Ausführung des gemeinschaftlichen Plans gewendet hätte. Es war dieses Graf Kolbe von Wartenberg, ein Edelmann aus der Pfalz, den wir hier näher zu betrachten haben, da er leider nur zu wichtig wird für die späteren Jahre von Friedrichs Regierung, in denen er uns gar oft begegnet.

## §. 20.

Johann Casimir Kolbe von Wartenberg wurde von seinem Vater so sorgfältig erzogen, daß dieser selbst eine ausführliche Schrift für ihn aufsetzte, indem er ihm sämmtliche Pflichten erklärte, die er als Mensch, als Ritter und Staatsmann zu erfüllen habe. Dieser Aufsatz ist späterhin durch Johann von Bessers Besorgung gedruckt worden, und verdient allerdings Aufmerksamkeit. Auch der Sohn scheint ihm dieselbe gewidmet zu haben, nur daß er leider sich bloß an jene Stellen hielt, welche Lebens-

Klugheit lehren; nicht aber an die besseren, die einen stillen und frommen Sinn empfehlen. Der Sohn verließ die Pfalz und kam unter Friedrich Wilhelm dem Großen nach Berlin, wo er durch körperliche Schönheit, Gewandtheit und äußerlich feines Betragen sich bemerkbar machte. Indessen finden wir nicht, daß der große Kurfürst ihn seiner besondern Aufmerksamkeit werth hielt, was um so bedeutender ist, da er oft durch eine einzige Unterredung den ganzen Geist eines Mannes durchschaute. Wirklich scheinen sich auch manche Talente des Grafen erst später entwickelt zu haben, und diese, so wie die unbedingte Liebe und Ergebenheit für Friedrichs Person scheint diesen zuerst zu ihm hingeneigt zu haben. Indessen war Kolbe doch in den ersten Jahren der neuen Regierung noch keinesweges bedeutend genug, um für Dankelmann Furcht zu erregen, ja es würde diesen damals wohl nur ein bestimmtes Wort gekostet haben, um ihn, der durchaus keine wahrhafte Verdienste aufweisen konnte, schnell zu entfernen. Allein auch der Freiherr sah ihn anfangs gern, und gönnte ihm wohl, daß Friedrich ihn zu lieben anfing, da er ihm so manche Stunde schon erheitert hatte. Jetzt aber häuften sich dessen Gnadenbezeigungen auf eine auffallende Weise. Der Kammerjunker ward Kammerherr, erster Kämmerer, Schloßhauptmann, Domprobst zu Havelberg, und Amts-Hauptmann zu Oranienburg. So hoch gestiegen finden wir ihn schon 1693, und noch immer ahndete Dankelmann die Gefahr nicht, die ihm drohete. Es scheint, daß seine endlosen Geschäfte ihn verhinderten, den Mann mit Genauigkeit zu betrachten, der

sich, so oft er ihm im Leben begegnete, stets in stiller Bescheidenheit und Untergeordnetheit zu gefallen schien.

§. 21.

Es scheint auch allerdings nicht, als habe Wartenberg mit Bestimmtheit an Dankelmanns Sturz gearbeitet, noch nach dessen Stelle gestrebt, für die er bei weitem nicht Kenntnisse und Arbeitslust genug hatte. Uns dünkt, der ernste Mann war ihm bloß unbequem, aber entschiedenen Haß hatte er nicht gegen ihn.

Endlich that auch Wartenberg einen Schritt, der klar zeigt, daß er keinen festen Plan hatte, sondern lediglich seiner Neigung und Laune folgte. Er heirathete nämlich die Wittwe eines ehemaligen kurfürstlichen Kammerdieners, Namens Bidekap, eine Frau von geringer Herkunft, ohne Schönheit, ohne Vermögen, voll Launen, Ränke und Hochmuth. Wenn wir fast unbegreiflich finden, wie Wartenberg eine solche Wahl treffen konnte, wobei wir indeß bedenken wollen, daß die Launen überhaupt an kein Gesetz sich binden, so muß uns billig noch unerklärlicher sein, daß Friedrich ihm nicht seine Gunst entzog, da er sonst jede sogenannte Misheirath mit großem Unwillen betrachtete. Aber es traf sich seltsam, ja wunderbar. Friedrich nahm die Frau mit Wohlwollen auf, erkannte sie sogleich als die rechtmäßige Gräfin Wartenberg, ertrug jede ihrer widerwärtigen Eigenschaften mit großer Geduld, und zog sich sogar bei Leuten, die ihn nicht kannten, den Verdacht zu, als sei sie selbst seinem Herzen nicht gleichgültig, ein Urtheil, das wir nur mit Widerwillen

hier mittheilen; doch auch bloß durch die Mittheilung widerlegt zu haben glauben dürften, wenn auch nicht jene eitle Frau selbst es durch ein offnes Geständniß widerlegt hätte. *)

Allein auch jene bloße Nachsicht Friedrichs gegen sie ist kaum begreiflich, und wir würden gern in der Schilderung der Gräfin einige Übertreibung annehmen, wenn nicht sämtliche Historiker und sämtliche Zeitgenossen, in so weit sie jene Periode schilderten, in Beziehun auf jene Charakteristik übereinstimmten. So bleibt uns denn nichts anders übrig, als anzunehmen, daß das außerordentliche Wohlwollen für Wartenberg den Fürsten bewog, auch dessen Frau, wenigstens mit äußerer Achtung zu behandeln.

## §. 22.

Es ist kein Zweifel, daß sie jetzt die Seele der Verbindung gegen Dankelmann wurde; dieser aber, im Vertrauen auf seine Größe, schien sie kaum zu bemerken, und wandelte stolz seinen erhabenen Gang weiter. Doch eben dieser Stolz scheint ihn mitunter zu einer gewissen Überstrenge verleitet zu haben, und der Vorwurf möchte wohl nicht ungegründet sein, daß er in dem Benehmen gegen die sogenannten Vornehmen die äußere Form verletzt habe. — Wie es indessen gelang, das Herz des Fürsten dem Freiherrn ganz abwendig zu machen, darüber wal-

*) Nach dem Zeugniß des Barons v. Pöllnitz.

waltet noch bis jetzt ein Geheimniß, das wir nicht ganz aufzudecken vermögen.

Wir wissen über den weiteren Verlauf nur Folgendes. Das Verhältniß zwischen Friedrich und Dankelmann war gestört, und bei dem Frieden von Ryswik scheint Letzterer schon nicht mehr mitgewirkt zu haben. Noch ehe der Kurfürst von einer Reise nach Johannisburg, wo er eine Zusammenkunft mit Friedrich August von Sachsen gehabt hatte, in seine Hauptstadt zurückkehrte, war Dankelmanns Fall entschieden. Dieser, der nun endlich sein Schicksal deutlich einsah, wollte demselben zuvorkommen und hielt um seinen Abschied an. Er ward ihm zugestanden, und zwar mit einem Gnadengehalte von 10,000 Thalern (27. November 1697); aber plötzlich veränderte sich die Lage der Sachen für ihn auf die traurigste Weise. Er ward nämlich achtzehn Tage nach dieser milden Dienstentlassung verhaftet, nach Spandow, und zwei Monate darauf nach Peiz abgeführt.

## §. 23.

Bald darauf erschien eine Sammlung von ein und dreißig Klagepunkten gegen ihn, die, obwohl nicht so unbedeutend, als manche Historiker sie machen, dennoch nur das Exoterische der Klage enthalten mag, und gewiß den Hauptpunkt nicht enthält, der allein Friedrichen bestimmen konnte. Wichtig erscheint nur der Vorwurf, er habe daß große Wohlwollen des Fürsten dergestalt missbraucht, daß er jedem, in dem er etwa einen Nebenbuhler gefürchtet, den Zutritt an den Hof versperrt, und sei da-

gegen nur besorgt gewesen, seine sechs Brüder zu den ansehnlichsten Staatsbedienungen zu erheben.

Was den ersten Vorwurf betrifft, so ist es schwer, mit Bestimmtheit zu entscheiden, in wie weit er gegründet sei. Übertreibung waltet gewiß dabei; doch kann er auch wohl nicht gänzlich richtig gewesen sein, da allerdings in der letzteren Zeit gewisse finstere Momente über den Freiherrn kommen mochten, die ihn vielleicht manche Verhältnisse mit Unfreundlichkeit behandeln ließen.

Was den andern Vorwurf (des Nepotismus) angeht, so scheint er bei dem ersten Blicke allerdings begründet, da jene sechs Brüder sehr bedeutende Ämter bekleideten; allein es tritt hier der rechtfertigende Umstand ein, daß sie jener Plätze vollkommen würdig waren, dergestalt, daß nach des Ministers Falle, wo sie fast schutzlos waren, die Verleumdung dennoch nichts gegen sie vermochte, und alle in ihren Würden blieben, was nimmer geschehen sein würde, wenn auch nur der leiseste Vorwurf auf ihnen gehaftet. Das Publikum liebte sie alle, nannte jene Periode die Dankelmannische, die ganze Familie das leuchtende Siebengestirn und als die würdigen Männer einst alle gemeinschaftlich an den Hof fuhren (1695) und Friedrich mehrere Stunden sich freundlich mit ihnen unterhielt, fand man das so wichtig und angenehm, daß man diesen Umstand selbst der Schrift anvertraute, die in einen neuen Thurmknopf gelegt wurde. *)

*) S. Beilage M.

§. 24.

Die anderen neun und zwanzig Klagepunkte betreffen theils Unbedeutendes, theils etwas, das wenigstens nicht zu einer gerichtlichen Klage sich eignet. Sie sind nämlich fast unerschöpflich in Vorwürfen des Hochmuths, den Dankelmann sogar gegen kurfürstliche Minister und vornehme Hofbediente geäußert habe, was allerdings nicht ungegründet sein mag, da er manche der Letzteren vielleicht verachten mußte. Da hier die gekränkte Eitelkeit der Kläger redet, so fließt hier auch die Rede desto voller und breiter; allein durch alle einzelne Erzählungen von jenem sogenannten Hochmuth wird doch nichts weiter ausgemacht, als daß Dankelmann mitunter finster gestimmt war, und in solchen Stimmungen manche seiner Umgebungen vielleicht zu tief fühlen ließ, daß er erster Minister sei; andere auch wohl, daß er sie, mit gerechtem Unwillen, durchschaue. *)

Genug, seine Feinde siegten; aber man verstatte uns uns noch einmal zu wiederholen, daß hier ohne Zweifel noch ein geheimer Punkt und zwar ein Hauptpunkt walten müsse, der des Ministers Fall entschied. Wir sind es dem Andenken Friedrichs, der bis dahin noch keine Un-

*) Die Chronik von Berlin erzählt den wichtigen Umstand, daß er die Reichsgrafenwürde, mit der Friedrich ihn beschenken wollte, und über welche bereits das Diplom zu Wien ausgefertigt war, ausschlug, da er, wie billig, vollkommen befriedigt war durch den erhebenden Gedanken, der würdige Sprößling einer edeln altfreiherrlichen Familie zu sein.

gerechtigkeit begangen, schuldig, einen solchen Fall anzunehmen, obwohl wir dadurch nicht sagen wollen, jener angenommene Hauptpunkt sei auf Wahrheit gegründet gewesen. Daß Friedrich ihn für wahr hielt, konnte allein hier für ihn entscheiden.

§. 25.

Die meisten Schriftsteller haben uns erzählt, Friedrich habe dem Freiherrn seine Gunst entzogen, weil jener ihm misrathen habe, nach der Königskrone zu streben, wobei sie besonders das allerengste ökonomische Prinzip liebend geltend machen konnten. Da sie aber gleichsam in einem Athem sich freuen, und sehr billig erfreuen, daß Friedrich die Krone an sich brachte, zugleich aber Dankelmannen loben, daß er Friedrichen abgerathen, so fällt ihr Urtheil offenbar in ein völliges Nichts. Da sie ferner durchaus keine Quelle angeben, um zu beweisen, daß Dankelmann wirklich abrieth, so durften wir die ganze Sache von vorn herein bezweifeln, bis uns endlich eine ächte Quelle bekannt geworden ist, aus der wir beweisen können, daß Dankelmann genug Geist besaß, um die geistige Nothwendigkeit der Preußischen Krone vollkommen einzusehen. —

Über die Art, wie sich Dankelmann in der Gefangenschaft benahm, wie er das Traurigste, was dem Menschen begegnen kann, ertrug, darüber fehlen uns leider fast alle Nachrichten, die um so anziehender sein würden, da sie manche Vermuthungen über sein fast verschlossenes Innere zur Gewißheit erheben könnten.

Wir wissen nur, daß Dankelmann im Jahre 1707 bei Gelegenheit der Geburt von Friedrichs erstem Enkel, die Erlaubniß bekam, Peiz zu verlassen und nach Cotbus zu ziehen, wo er ein Jahrgehalt von zweitausend Thalern, und, wenn wir so sagen dürfen, eine halbe Freiheit genoß. Mehr für ihn zu thun, konnte Friedrichen niemand bereden, ja es gehört ganz die große Freude dazu, welche ihm die Geburt jenes Prinzen verursachte, um sein Herz, das sonst so theilnehmend und milde war, für Dankelmann zur Milde zu stimmen. *)

Gänzliche Wiederherstellung der Ehre und völlige Freiheit erhielt der Freiherr erst durch Friedrich Wilhelm I, der kurze Zeit nach dem Antritte der Regierung seine Leiden zu vergüten suchte. Indessen hatte die funfzehnjährige Gefangenschaft zu tief auf den Gekränkten gewirkt, als daß er sich von neuem in das Gewühl des großen Lebens hätte begeben mögen. Nichts mehr wünschend als Ruhe, fand er diese nur in der Entfernung von allen öffentlichen Geschäften, und in dieser Stille starb er im Jahr 1722, in einem Alter von beinah 80 Jahren. — Von seinen Papieren, die ohne Zweifel höchst Bedeutendes enthalten werden, ist nichts zur öffentlichen Kunde gekommen.

Mit Dankelmann war für die Preußischen Staaten eine Säule gefallen, die wir während der ganzen übrigen Zeit von Friedrichs Regierung nicht ersetzt finden, und in

---

*) S. Beilage N.

den Geschäften, die er mit Festigkeit und Klarheit verwaltet hatte, zeigte sich jetzt mitunter bei manchen die ihn ersetzen zu können meinten, Ruhelosigkeit, Unsicherheit und Verworrenheit. Das wackere Volk hat ganz für ihn entschieden; aber gerecht und voll inniger Liebe für seinen Fürst , wie es immer ist, tadelte es diesen nicht, indem es annahm, es müßten hier geheime Gründe walten.

§. 26.

Es ist nunmehr an der Zeit, der größesten und bedeutendsten Begebenheit zu gedenken, welche unter Friedrich's Regierung vorfiel, der Erringung der Königskrone, in der er den Lohn aller seiner Bemühungen zu finden glaubte, und wirklich fand.

Schon in sehr frühen Zeiten lebte in den Hohenzollerschen Fürsten ein Geist, den nur das Höchste befriedigen konnte, und wir finden, daß bereits Joachim der Erste (genannt der Deutsche Nestor) seinem Hause die königliche Würde verspricht. *) Möge das immerhin nur Sage

*) S. Preußische und Brandenburgische Staats-Historie von Caspar Abel, Leipz. und Stendal 1710, S. 111. Hier heißt es, er habe seinem Hause sogar die höchste Würde in der Christenheit versprochen, welches denn keine andere als die kaiserl., oder päbstl. seiner Meinung nach, sein könne. „Ich weiß wol, setzt er dann hinzu, daß heutiges Tages diese Prophezeihung beinahe für ein halbes Oraculum angesehen werde, nachdem es dem allmächtigen Gott in Gnaden beliebet, dieses Joachimi I. Nachkömmlingschaft mit der Preußischen Krone zu beschenken, ich kann

sein, die Größe lebt in solcher Sage, und sie müßte noch die späten Enkel begeisternd ergreifen.

Die nächstfolgenden Zeiten nach Joachim waren nicht günstig zur Erreichung jener Würde; obwohl die Macht Brandenburgs bedeutend vergrößert wurde. Der dreißigjährige Krieg schien jede Hoffnung zu lähmen, und den Wohlstand des ganzen Landes auf Jahrzehnte zu vernichten. Aber wir haben vernommen, was ein großer Deutscher Mann vermag, wenn fester Wille, unbesiegbar kühner Muth und klare Besonnenheit alle seine Schritte leitet, wobei wir uns auch erinnern wollen, daß ihm eine Regierung von acht und vierzig Jahren gewährt wurde. Er schuf das Reich: und in diesen wenigen Worten liegt seine ganze Größe ausgesprochen. Es ist bekannt, daß ihn mehrere Europäische Fürsten selber aufforderten, die Krone an sein Haus zu bringen; aber der Drang der Zeit, der ihn rastlos zu kämpfen zwang, verhinderte ihn, sich selbst den Namen zu geben, den seine Thaten verdienten. So mußte er denn den Lohn seiner Thaten dem Sohn überlassen.

Es ist schon oben erwähnt worden, daß gleich bei Friedrichs Geburt ein wackerer Deutscher Dichter, Simon Dach, ihm wie einem regierenden Fürsten huldigte, obwohl damals noch gar keine Hoffnung dazu war, daß

---

mir aber fast nicht einbilden, daß solches herrliche Fatum des Hauses Brandenburg schon dazumal in den Sternen geschrieben gewesen" u. s. w.

der Prinz jemals zur Herrschaft gelangen werde. Ein anderer Schriftsteller (J. Bödiker) ging noch weiter und verkündete ihm die Königskrone. *) Das Volk ging gern

---

*) Dachs Verse lauten also:

Nicht vergebens ahnt es mir,
Daß wir werden unter Dir
Unserm Haupt und Fürsten leben,
Da das Gold der alten Jahr,
Wie es um Saturn's Zeit war,
Sich wird wieder herbegeben.

Bödiker gab seine Verkündigung in einem Epigramm:

Nascitur in Regis Fridericus monte, quid istud?
Prædicunt Musæ: Rex Fridericus erit.

Wir verbinden hiermit Bessers Verse, die er seiner Krönungsgeschichte einverleibte:

Er kam in Königsberg bald nach der Schlacht zur Welt,
Durch die das Oberrecht von Preußen ward erhalten,
Und gleich erkannte man, daß dieser Prinz bestellt,
Des großen Vaters Amt und Herrschaft zu verwalten,
Ja daß er dermaleinst von dieser Preuß'schen Erden,
Wo er geboren war, ein König sollte werden.

(S. des genannten Dichters Schriften Th. I, S. 86.) Auch die auf Friedrichs Geburt geschlagene Münze, deren Inschrift gleichfalls der so eben erlangten Souverainetät über Preußen gedenkt, nebst den einfachen Worten: Spei publicæ, in Beziehung auf den jungen Prinzen, verdient hier angeführt zu werden.

in jene Ansicht ein, und hatte sich zuletzt ganz an den großen Gedanken gewöhnt.

## §. 27.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß Friedrich gleich beim Antritt der Regierung den Gedanken der Königswürde ergriffen habe, allein zuvörderst war er bemüht, die Verdienste Preußens um Deutschland's und Europa's Ruhm zu vermehren; doch schon in den letzteren Jahren des Krieges, wo mehrere seiner Bundesgenossen den Kampf leider nur mit geringem Eifer fortsetzten, gewann er Zeit, die große Angelegenheit in nähere Betrachtung zu ziehen. Da man so sehr gern Friedrichs Eitelkeit überall mit in's Spiel bringt, so legen mehrere Geschichtschreiber ein ganz besonderes Gewicht auf einen Besuch, welchen der Kurfürst dem Könige Wilhelm im Haag abstattete. (1696) Hier soll ihm, da das streng geordnete Ceremoniel es so gebot, bei der geheimen Unterredung mit Wilhelm, ein Lehnstuhl abgeschlagen worden sein, da nur ein König sich dessen bedienen dürfe. Friedrich sei hierüber dergestalt erzürnt worden, daß man Mühe gehabt, ihn zur Fortsetzung der Unterhandlungen zu bewegen. Er sei indessen zuletzt beruhigt worden durch das Versprechen, daß Wilhelm ihm bald den Gegenbesuch in Cleve machen werde, wo dann zwei Lehnstühle statt finden könnten.

So viel wir wissen, ist Pöllnitz der Erste, der diese Geschichte erzählt hat, dem aber fast alle Folgende, zuweilen sogar mit einigem Behagen, gefolgt sind. Wir leugnen jene Anekdote nicht, verhehlen auch keinesweges, daß

Friedrich auf das Ceremoniel und die Ostentation in der äußeren Würde mehr gehalten habe, als wünschenswerth sein mag; aber wir zweifeln sehr, daß jener Umstand irgend etwas zur Vermehrung seines Eifers, das Herzogthum Preußen in ein Königreich zu verwandeln, beigetragen habe.

## §. 28.

Das Streben nach der Königswürde hatte tiefere Gründe; doch wollen wir keineswegs auch die äußeren vergessen. Zuvörderst jene Ermahnung Ludwigs des Vierzehnten an den großen Kurfürsten, durch die Zubringung der Krone an sein Haus, Brandenburgs Ansehen auf immer zu befestigen. Weise, wie immer, hatte Friedrich Wilhelm Ludwigen, der, nach dem Frieden zu St. Germain, ihm bekanntlich eine Art von sogenannter Freundschaft schenkte, gar wohl durchschaut, indem es mit jener freundlichen Aufforderung auf nichts weiter abgesehen war, als den Kurfürsten mit dem Kaiser auf immer zu veruneinigen.*)

Was aber Friedrich Wilhelm abhielt, konnte bei Friedrich gar nicht in Frage kommen, da zwischen ihm und dem Kaiser stets das allerfreundlichste Verhältniß gewaltet hatte, und er fest entschlossen war, nicht ohne dessen Zustimmung zu handeln. Was Frankreich betraf, so hatte er von dieser Seite nur ein entschiedenes Nein zu erwar-

---

*) S. das oben angeführte Werk von Abel, der sich bei dieser Anführung auf Zaluski stützt.

ten, welches er aber, wie billig, nimmer zu achten gesonnen war.

Andere äußere Gründe waren jene frühere Erhebung Wilhelms zum König von England, und die spätere (1697) August's II, Kurfürsten von Sachsen, zum Könige von Polen. Während so Friedrichs Freunde die höchste Würde erstiegen, wie nahe mußte ihm der Gedanke treten, ihnen nachzuahmen. Dazu kam noch, daß der Czaar Peter der Große bei einem Besuche in Königsberg (1698) Friedrichen den Titel Majestät gegeben, und mit eindringlichen Worten gerathen hatte, die Krone auf sein Haupt zu setzen, welche er sogleich anerkennen würde. Wie sehr willkommen mußten Äußerungen dieser Art dem Kurfürsten sein, der schon durch sein eigenes Gemüth genug gereizt worden war.

Freilich war der Preußische Staat damals noch nicht von so bedeutendem Umfange, um (wenigstens nicht bei dem ersten Blicke,) als Königreich zu erscheinen. Doch Dännemark und Portugal waren nicht größer, und wer mochte endlich bei so großen Thaten Preußens an dessen Quadratmeilen denken? Selbst den nicht erfreulichen Umstand, daß Friedrichs Ländermasse zerrissen auseinander lag, konnte der stolze und gerechte Gedanke aufheben, daß nicht die geographische Lage entscheidet, sondern der Geist des Volkes und dieser hatte von Memel bis nach Wesel sich allerdings als einen einigen und festen, das heißt, als einen durchaus Preußischen Geist gezeigt.

§. 29.

§. 29.

Wenn aber die Schriftsteller fast alle den inneren Grund übersehen haben, so übersah ihn (wir wagen es zu vermuthen) Friedrich nicht. Die Gestalt Europa's und seines Getriebes durch das Ritterwesen und das Feudalsystem, hatte sich seit dem Westphälischen Frieden dergestalt verändert, daß das Gleichgewicht gestört worden war und durch diese Störung die Verhältnisse zu schwanken anfingen. Östreich allein vermochte jetzt nicht mehr, Frankreichs und der Türken Macht zu gleicher Zeit zu bestehen, Deutschland war bei aller herrlichen inneren Kraft kein einiges Reich mehr, Polen durch Spaltungen innerlich gelähmt, und Rußland in seiner kolossalen Größe bedurfte nur eines Fürsten wie Peter war, um das zu werden, was es geworden ist. — Und wir sollten Friedrichen mistrauen, daß er, inmitten dieser Verhältnisse lebend, die innere Nothwendigkeit eines neuen Königreichs Preußen nicht gesehen und daß ihn nur Stolz und Eitelkeit, und andere äußere Gründe bestimmt hätten? Wenn bei einem solchen Urtheil, das leider häufig ausgesprochen, nicht Ungerechtigkeit waltet, so waltet sie vielleicht nie, und jeder bittere Einfall, der dem Menschen einmal in verworrener Stunde kommt, mag dann gerecht heißen.

Wir wissen ferner, und diesen Umstand hat noch niemand bezweifelt, daß Friedrich ein überaus eifriger Protestant war, der für den Protestantismus zuweilen sogar dann Gefahren sah, wenn keine drohten; und er hätte die wirkliche übersehen sollen, die den Evangelischen allerdings nahe war, und stets nahe sein würde, wenn Preu-

ßen nicht ewig fortführe, nach dem Höchsten und Größten zu streben? — Wie die edlen Krieger der Fahne bedürfen, um die sie sich versammeln, so bedarf die Gemeine der Protestanten, die durch alle ihre Kämpfe doch bis dahin nichts weiter errungen hatten, als ungenügende Duldung eines schützenden Staates, der, eben weil er durch reinen Geist erzeugt worden ist, den Geist allein zu zu schützen vermag. Einen solchen Staat zu gründen, war dem großen Kurfürsten gelungen, und wir wissen nun, warum wir diesen Fürsten groß nennen müssen. Ihm war das Hauptwerk gelungen; aber dem Werke fehlte, wenn wir so sagen dürfen, der Name, und zwar der entscheidende eines Königreichs, ihm fehlte der Glanz, der, wenn auch nur irdischer Natur, doch dem Geistigen werden muß. Beides nun: Namen und Glanz, gab Friedrich seinem Reiche, und wir werden nimmermehr zweifeln, daß es sehr bedeutende Geschenke waren, die er seinem Volke gab.

## §. 30.

Wann die erste Anregung in Beziehung auf die große Angelegenheit bei dem kaiserlichen Hofe geschah, ist nicht mit völliger Gewißheit zu bestimmen; doch ist wahrscheinlich, daß sie in das Jahr 1694 fällt, da gleich hinterher Leopold dem Kurfürsten auch den Namen eines souverainen Herzogs von Preußen gab, was er billig schon seit dem Frieden von Oliva hätte thun sollen. Weiter ließ sich in jenem Augenblicke nichts erlangen. Auch noch späterhin äußerte der Kaiser: „Zwar erkenne er mit dank-

harem Herzen die großen Dienste, welche der Kurfürst ihm und dem Deutschen Reiche geleistet, und er wisse niemanden, der mehr als Friedrich die Würde eines Königs verdiene.“ Dann aber folgte eine Unzahl von Schwierigkeiten, die zu fürchtende Misbilligung der Europäischen Mächte, die Eifersucht der übrigen Deutschen Kurfürsten u. s. w. Welche Anstrengung, welche Geduld, und Zeit wurde erfordert, alle diese Schwierigkeiten zu lösen; aber Friedrich ermüdete nicht, da er einmal die Nothwendigkeit eingesehen hatte, zu siegen. Am meisten aber mußte ihn bestärken das Verfahren, welches man gegen ihn bei dem Ryswicker Frieden beobachtet hatte. Diese fast öffentlich gewordene Vergessenheit des Dankes mußte ihn schmerzen, und es war nöthig, für alle Zukunft dagegen entscheidende Maaßregeln zu nehmen. Was dem Herzoge und Kurfürsten begegnen konnte, davor schien der König gesichert.

Da nun endlich mehrere Europäische Monarchen Friedrichen die Beistimmung gaben, und auch von den meisten Deutschen Fürsten, die mit ihm in Freundschaft lebten, ein Gleiches zu hoffen war, sobald der Kaiser den Ausschlag gab, da ferner bei Östreichs ewigen Kriegen die Hülfe Preußens unentbehrlich schien, so sah endlich Leopold die Nothwendigkeit ein, in Friedrichs Wunsch einzugehen. Doch langsam nur, oft zögernd und stets Gelegenheit suchend, die Unterschrift des Kronentraktats aufzuschieben.

Sobald aber Friedrich die Hauptschwierigkeiten gehoben sah, so zeigte er deutlich, daß nichts mehr ihn hem-

men werde, indem er bereits vor Unterzeichnung jenes Tractats mit seinen Ministern berathschlagte, welchem seiner Länder der Name eines Königreichs beigelegt werden möge! —

§. 31.

Man nannte zuerst die Mark Brandenburg selbst, als den eigentlichen Sitz der Hohenzollern, das Land, das stets so heldenmüthig und treu an der edlen Heldenfamilie gehangen, und wohl verdiene, ein Königreich genannt zu werden. Von hier aus hatten einst die Sueven geherrscht, hier hatte das Wendische Reich seinen Mittelpunkt gefunden, und der letzte Wendenkönig Przibezlaus hatte sein ganzes Land und seine ganze Würde dem Markgrafen Albrecht dem Bär überlassen; doch nur das Land nahm Albrecht; nicht die Würde eines Königs. Was aber er Bedenken getragen hatte, sich anzueignen, konnte jetzt zurückgefordert werden.

Dennoch mußte man diesen Gedanken aufgeben, da der Kaiser eine solche Erhebung Brandenburgs, wegen dessen Verbindung mit dem Deutschen Staatenverein, in welcher es nicht unabhängig erscheinen konnte, sehr ungern gesehen, oder vielleicht gar nie zugegeben haben würde. Friedrich aber wollte weder den Kaiser beleidigen, noch irgend einen Deutschen Reichsfürsten, und daß auch das Letztere zu fürchten gewesen wäre, lag am Tage.

Jetzt brachte man Pommern in Vorschlag, ein edles Land, dem besonders der große Kurfürst eine sehr innige, fast möchten wir sagen: kindlichschöne und rührende

Liebe gewidmet hatte. Aber Brandenburg besaß damals nur einen Theil jenes Landes, und es war löbliche Klugheit, durch die Verhältnisse der Zeit geboten, Schweden nicht zu reizen, dessen Reizbarkeit man schon in früheren Zeiten gar wohl hatte wahrnehmen können.

So wählte man Preußen, wobei jede Schwierigkeit wegfiel. Hier war Friedrich unabhängig, und niemand konnte ihm die Macht bestreiten, sich von diesen Unterthanen selbst jeden ihm beliebigen Titel geben zu lassen. Kein Deutscher Reichsfürst wurde gekränkt, und auch der Kaiser nicht; denn Friedrichs Verhältnisse zu ihm wurden nicht geändert und seine Macht nicht größer. Selbst der Umstand ist bedeutend, daß Friedrich sich einen König in Preußen; nicht von Preußen nannte.

Da aber dem Fürsten jedes friedliche Verhältniß theuer war, und besonders das mit dem Kaiser, so gab er ihm gern selbst manche schwere Bedingung zu, die jener machte. Pöllnitz erzählt, die sämtlichen Verhandlungen zu Wien hätten dem Preußischen Hofe 6 Millionen Reichsthaler gekostet; doch ist allerdings wahrscheinlich daß diese Angabe bedeutend übertrieben ist. Des ungeachtet beweist sie, wie schwierig es war, die Östreichischen Minister Friedrichs Plane geneigt zu machen.

## §. 32.

Noch bekannter ist die Anekdote, daß zuletzt doch nur der Pater Wolf, Beichtvater und Liebling des Kaisers, denselben vermocht habe, in Friedrichs Wunsch einzugehen. Man erzählt nämlich: der Preußische Gesandte in Wien,

Baron von Bartholdi *), habe einst in der Krönungsangelegenheit einen Brief aus Berlin in Chiffern erhalten, in welchem unter andern auch gestanden, er möge sich nicht an Wolf wenden, vermuthlich, weil man diesen, als einen Jesüiten, für gänzlich abgeneigt hielt. Da aber der Brief fast unleserlich geschrieben gewesen, so habe der Gesandte gerade das Gegentheil zu finden geglaubt, und sei deshalb sogleich mit jenem Beichtvater in Unterhandlungen getreten. Dieser, überrascht und geschmeichelt durch den ehrenvollen Antrag, in einer solchen Angelegenheit mitzuwirken, habe dann auch sogleich seinen ganzen Einfluß bei Leopold aufgeboten, und der Zweck sei glücklich erreicht worden.

Obwohl wir nun jene Anekdote weder bejahen noch beneinen können, so scheint doch der wahre Grund von Leopolds Einwilligung viel tiefer zu liegen, und zwar in dem Wunsche, sich in Friedrich einen treuen Verbündeten für den schon jetzt bestimmt drohenden neuen Krieg mit Frankreich, zu erhalten, über den in der Folge das Nähere mitgetheilt werden wird.

Dieser Umstand allein konnte entscheiden. Denn wie auch Leopold und wie auch seine Minister sich selber schmeicheln mochten; dennoch mußten sie sich redlich gestehen, was Östreich und Deutschland dem Kurfürsten verdankte während des letzten, fast neunjährigen Krieges. Und so unterzeichnete denn der Kaiser am 6. November 1700 den

*) Christian Friedrich, geb. zu Berlin 1668, gest. 1714.

Preußischen Kronentraktat, der für ganz Europa und für alle Zeit so wichtig geworden ist. Ob Leopold in dem Augenblicke fühlte, welch' eine Bedeutung seine Unterschrift hatte, bezweifeln wir.

§. 33.

Die Bedingungen dieses Traktats waren in mancher Hinsicht lästig für Preußen. Friedrich mußte versprechen, dem Kaiser in allen Kriegszeiten 10,000 Mann, und zwar auf eigene Kosten, zu stellen, und eine Garnison in Philippsburg zu halten; versprechen, daß seine königliche Würde in seinen Verpflichtungen als Reichsfürst in Deutschland, nichts ändern solle; Verzicht zu leisten auf alle Subsidien, welche ihm Östreich noch schuldig war; die Kur-Brandenburgische Wahlstimme bei jedesmaliger Erledigung der kaiserlichen Würde einem Prinzen aus dem Hause Östreich zu geben *), die Einführung der Böhmischen Kurstimme auf dem Reichstage zu befördern. u. s. w.

Es war schwer, solche Versprechungen zu thun; doch Friedrich, den großen Zweck stets vor Augen haltend, gab sie wirklich, und hat sie stets redlich gehalten: ja

---

*) Wobei indeß der wichtige Zusatz, den wir hier [illegible]it Friedrichs II. eignen Worten aus den Memoires pour servir à l'histoire de Brandebourg, (Berlin, 1767, T. II, 25) geben wollen, nicht vergessen werden darf:

à moins, qu'il n'y eût des raisons graves et indispensables, qui obligeassent les Electeurs d'élire un Empereur d'une autre maison.

er hat für den Kaiser weit mehr gethan, als er versprochen.

Auch wußte der Kurfürst gar wohl, was er empfangen hatte, und dieser Umstand war es, der ihn manche jener hartscheinenden Bedingungen verschmerzen ließ. Da er einmal fest entschlossen war, nicht ohne Beistimmung des Kaisers in jener Angelegenheit zu handeln, so hätte man von diesem, der das wußte, fast noch lästigere Begehrungen erwarten dürfen.

Wir wollen uns dabei der Worte Friedrichs des Großen erinnern, die wir in seinen Memoiren zur Geschichte der Mark Brandenburg finden:

Ainsi se termina cette grande affaire, qui avoit trouvé de l'opposition dans le conseil de l'électeur, dans les cours étrangeres, chez les amis comme chez les ennemis; à la quelle il fallut une complication de circonstances aussi extraordinaires pour qu'elle pût reussir; qu'on avoit traitée de chimérique et dont on prit bientot une opinion différente. Le prince Eugene dit en l'apprenant „que l'Empereur devroit faire pendre les ministres, qui lui avoient donné un conseil aussi perfide.“

## §. 34.

Jetzt, nachdem der erste Fürst der Christenheit in Friedrichs Plan eingegangen war, erschien am 16. December ein öffentliches Ausschreiben, in welchem Friedrich sämtlichen Europäischen Mächten kund that, „daß er den

Titel eines Königs in Preußen annehmen werde: indem dieses zuvörderst eine an sich völlig zulässige, durch Gründe und Beispiele überflüssig gerechtfertigte Sache sei, und ferner durch solche Erhebung keinem in der Welt an seinem wohlhergebrachten Rechte das Geringste entzogen würde: Er hege deshalb zu den sämtlichen Mächten in Europa, sonderlich zu den Kurfürsten, Fürsten und Ständen des Deutschen Reichs das ungezweifelte Vertrauen, dieselben würden aus bloßer Misgunst und Neid einem an sich so unschuldigen Werke sich nicht widersetzen; noch wegen des Namens und des Äußerlichen von einer Sache, die Sr. Kurfürstl. Durchl. bereits vorlängst gehabt, und ihr kein Mensch in der Welt mit Fug streitig machen können, Schwierigkeiten erregen: welche darunter erzeigte Gunst und Willfährigkeit dieselben in dergleichen und andern Fällen dankbarlich anerkennen würden. Doch wolle er nichts aus Schuldigkeit fordern, sondern alles auf eines jeden Billigkeit ankommen lassen."

Das Verlangen, die große Angelegenheit bald möglich zu endigen, trieb Friedrichen an, die Reise nach Preußen bereits am andern Tage (17. December) und zwar in Gesellschaft seiner Gemahlin, seines Sohnes, und seiner Brüder Friedrich und Christian Ludwig anzutreten. Der Hofstaat und die andere Begleitung, welche ihm folgte, war so groß, daß, außer den von Berlin mitgenommenen Pferden, noch 30,000 Vorspannpferde erfordert wurden. Man mußte den Zug in 4 Abtheilungen sondern, damit auch jedes Mitglied der Begleitung unterwegs ein genügendes Unterkommen finden könne. Die Reise war be-

schwerlich wegen der trüben Winterszeit, und das Thauwetter hemmte häufig, so daß auch Friedrich einmal einen ganzen Tag in Ratzeburg bleiben, und wegen der überschwemmten Weichsel den Weg über Danzig nehmen mußte. Endlich kam er unter lautem Freudenruf des Volks am 29 December in Königsberg an, wo sich denn auch nach und nach die andern Abtheilungen einfanden.

§. 35.

Hier war bereits zur Ausführung des Krönungswerks Manches geschehen; wobei überall der Ober-Ceremonienmeister von Besser, der in sämmtlichen Europäischen Ceremonien wohl erfahren war, als Anleiter erschien.

Am 15. Januar 1701 ritten vier Herolde in prachtvoller Römischer Tracht durch die ganze Stadt, und lasen, auf den großen dazu bestimmten Plätzen, folgende gedruckte Bekanntmachung ab: „demnach es durch die allweise Vorsehung Gottes dahin gediehen, daß dieses bisher gewesene souveraine Herzogthum Preußen zu einem Königreich angerichtet, und dessen Souverain, der allerdurchlauchtigste Fürst und Herr, Herr Friedrich, König in Preußen geworden: so wird solches hiermit männiglich kund gethan, publiciret und ausgerufen: Lange lebe Friedrich unser allergnädigster König, lange lebe Sophia Charlotte, unsre allergnädigste Königin.“

Diese gedruckten Zettel wurden unter das Volk geworfen, das deren nicht bedurfte, da es seinen Fürsten in-

nig liebte, und jenen Ausruf längst im Herzen trug. — Der Tag verging unter Freudenruf und Vorbereitung zu dem nahen Fest. Der sechszehnte Januar war ein Sonntag, der, so wie damals immer, auch diesmal still und andächtig gefeiert wurde und wo in sämmtlichen Kirchen der Preußischen Lande — und gewiß auch nicht bloß in den Kirchen — der göttliche Segen zu der bevorstehenden Krönung erflehet wurde. Am 17. stiftete Friedrich den schwarzen Adlerorden, der bekanntlich auch seinen schönen, einfachen Wahlspruch: Suum cuique, enthält; ein Wort, dessen reiche Bedeutung nicht verloren gegangen ist. Es wurden mit großer Feierlichkeit achtzehn Ritter ernannt und mit dem edeln Schmuck bekleidet. Sie waren: der Kronprinz, die Markgrafen Philipp Wilhelm, Albrecht Friedrich und Christian Ludwig, die Herzoge Friedrich Wilhelm von Kurland und Friedrich Ludwig von Holstein, der Feldmarschall Graf von Barfuß, Graf Alexander von Dohna, Graf von Lottum, der Landhofmeister von Perbrand, der Graf von Rauschke, der Kanzler von Creyzen, der Graf von Wallenrod, Graf Christoph von Dohna, Graf von Dönhof, der Holländische General-Feldzeugmeister von Tettau, der Königin Oberhofmeister von Bülau, und der Generalmajor von Tettau.

An demselben Tage wurde auch der Orden de la générosité gestiftet und ausgetheilt, der indessen, wie bekannt, nur bis zum Jahre 1740 dauerte, wo Friedrich II. ihn aufhob, und statt dessen den Orden pour le mérite einführte.

§. 36.

Am 18., Morgens, versammelten sich die Stände und die Hofleute in den Vorzimmern des Fürsten, während die Bürgerschaft, nach ihren Ordnungen, die Straßen der Stadt besetzt hielt. Der Graf von Wartenberg kleidete den König in dessen Schlafgemach an. Dann trat Friedrich in den Audienzsaal, und setzte sich in Gegenwart der Stände, die Krone mit eigener Hand auf das Haupt, und nahm den Scepter in die Hand, um dadurch anzuzeigen, daß er sich selbst allein die höchste Würde verdanke. Dann ging er, gefolgt von den Großen des Hofes, um die Königin mit gleicher Würde zu zieren. Sie kam ihm bis in das äußerste Vorgemach entgegen, verneigte sich tief vor ihm, und der König nahm die für sie bestimmte Krone, welche der Graf von Dönhof auf einem sammtenen Polster trug, und setzte sie ihr auf das schöne, lockige Haupt. Dann gingen beide nach dem Audienzsaale zurück, ließen sich daselbst auf zwei Armstühle von gediegenem Silber nieder, und empfingen die Glückwünsche des Hofes, der sie jetzt zum erstenmale als König und Königin begrüßen durfte.

Die Pracht der Kleider und der Kronen des Königs und der Königin waren so groß, daß die Schilderer jenes Tages sehr redlich erklären, man könne dieselben nicht wohl beschreiben. Der König trug ein scharlachenes Kleid, reich mit Golde gestickt, und mit großen diamantenen Knöpfen besetzt, wovon jeder einzelne 3000 Ducaten gekostet. Darüber war der königliche Purpurmantel

geschlagen, den eine Agraffe zusammenhielt, die aus 3 Diamanten bestand die den Werth einer Tonne Goldes in sich faßten. Der Scepter war von Gold, gänzlich mit Diamanten besetzt, und oben an der Spitze, wo ein aufgerichteter Adler sich ausbreitete, noch mit zwei ungemein großen Rubinen geziert. Er war ein Geschenk des Czaars Peter, der, wie bekannt, stets bemüht war, sich Friedrichen zum Freunde zu erhalten. Die Krone auf des Königs Haupt war ebenfals von gediegenem Golde, „aber nicht, wie gewöhnlich, mit Laubwerk, sondern von lauter dicht aneinander gefügten Diamanten, die auf den geschlossenen Bügeln und dem ganzen Umkreise, wie aus Einem Stück zusammen gegossen, und nicht anders denn durch den Unterschied ihrer Größe getheilt zu sein schienen; da einige derselben 80, 90 und 100 Gran, ja einige Brillanten gar 130 am Gewichte hielten, und folglich auch mit unterschiedenem Feuer in das Gesicht fielen.“ *)

Nicht minder prachtvoll war die Kleidung der Königin, doch möge es genug sein, zu erwähnen, daß man den Schmuck derselben gleichfalls einige Millionen werth schätzte.

## §. 37.

Sodann ging der Zug nach der Kirche, wo die Sal-

---

*) S. Pauli, a. a. O. S. 227 ff. Güttther, S. 132 ff. Besser a. a. O. und P. J. Marperger's Schrift: Das mit Kron und Zepter prangende Preußen.

bung vor sich gehen sollte, zu welchem Endzwecke Friedrich zwei ausgezeichnete Gottesgelehrte zu dem Range von Bischöfen erhoben hatte. Der eine war der Berlinische Oberhofprediger Benjamin Ursinus von Bär, ein Reformirter, *) und Liebling Friedrichs, dessen Predigten er fast nie versäumte, und der andere der Lutherische Oberhofprediger Doktor Bernhard von Sanden zu Königsberg. Der Adel war beiden erst für jenen Tag ertheilt worden.

In allen Kirchen des Preußischen Landes wurde heute über denselben Text gepredigt, den der König selbst gewählt hatte, Vormittags über den 21. und 22 Vers des 89. Psalms: „Ich habe funden meinen Knecht David; ich habe ihn gesalbet mit meinem heiligen Öle. Meine Hand soll ihn erhalten, und mein Arm soll ihn stärken," — des Nachmittages über den 20. und 21. Vers des 2. Kapitels im Daniel: „Darüber lobete Daniel den Gott vom Himmel, fing an und sprach: Gelobet sei der Name Gottes von Ewigkeit zu Ewigkeit: denn sein ist beides, Weisheit und Stärke. Er ändert Zeit und Stunde; er setzet Könige ab, und setzet Könige ein; er giebt den Weisen ihre Weisheit und den Verständigen ihren Verstand."

Eine köstliche Ampulle von Jaspis, auf einem goldenen Teller, enthielt das Salböl. Der König ließ es dem Consecrator übergeben, legte dann Krone und Scepter ab, kniete vor dem Altar nieder, und betete; dann em-

*) S. Beilage O.

pfing er die Salbung auf die Stirn und den Puls der beiden Hände, worauf er die Krone wieder aufsetzte, den Scepter wieder zu sich nahm und von neuem den Thron bestieg. Jetzt empfing auch die Königin die Salbung, und ein allgemeines Gebet und feierlicher Gesang beschloß die Handlung.

Überall herrschte die innigste Freude, aber eine stille und religiöse; kein Gedränge war zu spüren, kein unzeitiges Wort war gefallen, so daß auch die kaiserlichen, Englischen, Polnischen, Dänischen, Hannöverschen und Kasselschen Minister, die der Feierlichkeit beigewohnt hatten jenen Umstand öffentlich rühmten, und wie alle Umgebungen, so wie auch das ganze Volk, sich so würdig benommen.

Späterhin ward eine große Anzahl von Krönungsmünzen mit den berühmten Worten: Prima meae gentis und Ex me mea nata corona unter das Volk ausgetheilt. Es war nicht leicht ein Bürger, der sie nicht empfing, denn man rechnet, daß für mehr als 6000 Thaler solcher kleiner Münzen geschlagen worden sind. *)

*) Gütther giebt in seinem oft angeführten Werk die Abbildung von zwanzig Medaillen, die nach und nach auf jene Feierlichkeit zum Vorschein kamen. Sie sind zum Theil wichtige Denkmale der Ansicht und des Geschmackes der Zeit, so wie denn auch einige um deswillen merkwürdig sind, weil Friedrich sowohl die Idee zu der Zeichnung, als auch die Inschriften angab.

Der Tag endete unter feierlichen Freudenmahlen, Feuerwerken und Erleuchtung der Stadt.

§ 38.

Es war Friedrichen besonders erfreulich, daß die meisten Europäischen Mächte mit einer kaum zu erwartenden Raschheit ihm ihre Theilnahme und Beistimmnng zusichern ließen. König August von Polen erkannte ihn schon am 28. Januar in seiner neuen Würde an, und wünschte ihm Glück. Am 31. desselben Monats folgte eine feierliche Gesandtschaft von Seiten Wilhelms von England, dessen Glückwunsch der Lord Raby überbrachte. Im Februar folgte der Glückwunsch Friedrichs IV, Königs von Dänemark, so wie zu Anfange des März dasselbe von Seiten Hollands und der Schweiz geschah. Der Czaar Peter schickte einen eigenen Gesandten nach Berlin, um dem Könige seine freudige Theilnahme zu bezeigen; ja es scheint sogar, daß er dem Kaiser Leopold zuvor gekommen sei, der mit gewohnter, langsam schreitender Gravität sich bis zum Mai Zeit nahm, und vielleicht noch länger mit dem Glückwuusch würde gezaudert haben, wenn nicht Friedrich einen eigenen Gesandten an ihn abgeschickt hätte, um ihm die vollzogene Krönung bekannt zu machen.

Als aber Leopold endlich das Glückwünschungswort ausgesprochen hatte, da erschienen auch schnell hinter einander die Glückwünschungsbriefe aus dem Reich von den Markgrafen in Franken, von Kurpfalz und Hannover, von Meklenburg, Sachsen, Würzburg und Hannover u. s. w. Schweden wartete zwei ganzer Jahre; denn König

Karl

Karl der Zwölfte mistraute in diesem Augenblick unserm Friedrich, bis er endlich 1704 vollkommen einsah, daß er sich geirrt hatte.

Nur Frankreich, Köln und Baiern erklärten sich entschieden dagegen; doch war deutlich, daß nur der bevorstehende Krieg sie abhalte, nnd man durfte hoffen, daß, wenn dieser ein Ende genommen, auch ihre Einwendungen ein Ende nehmen würden.

Weit ernstlicher war die Protestation des Papstes Clemnes XI. uud des Deutschen Ordens gegen die neu angenommene königliche Würde Preußens. Der Erstere, in alter Folgegerechtheit, und deshalb unangefochten durch alle Erfahrungen der letzteren Jahrhunderte, beharrte bei dem Satze, daß er allein Könige machen könne. *) Der zweite wollte die Anforderung an Preußen überhaupt nicht aufgeben, **) obwohl ihm längst der große Kurfürst bewiesen, daß die Anforderung unstatthaft sei. Beide

*) Es ist bekannt, daß noch im Jahre 1786 Friedrich der Große im Römischen Staatskalender als ein Marquis (marchese) von Brandenburg aufgeführt wurde. Es scheint, man habe diese Lächerlichkeit früherhin nicht bemerkt, oder nicht bemerken wollen: bis endlich ein ernstes Wort von Preußischer Seite dem Übelstande ein Ende machte.

**) Zuerst in einem Schreiben vom 7. Sept. 1700 an den Kaiser, dann in zwei andern vom 11. und 14. Febr. 1701 an die katholischen Fürsten Deutschlands, und an Ludwig XIV. (S. Europäisches Theater XVI, 70 ff.)

Protestationen wurden von Preußischer Seite ruhig und fest und mit siegenden Gegengründen beantwortet.

## §. 39.

Wir haben geglaubt die Darstellung dieser weltgeschichtlich bedeutungsvollen Angelegenheit, ohne Unterbrechung durch die Hinsicht auf gleichzeitige Begebenheiten, durchführen zu müssen; und holen deshalb jetzt nach, was sonst noch in Beziehung auf Preußen und auf Friedrich Wichtigkeit für uns haben kann.

Am 7. Nov. 1694 verlor Brandenburg einen sehr bedeutenden Geschichtforscher, Samuel, Freiherrn von Pufendorf, der insonderheit durch seine ausführliche Beschreibung des Lebens und der Thaten Friedrich Wilhelms des Großen sich berühmt gemacht hat. Die Zeitgenossen haben das Werk allerdings überschätzt, denn sie fühlten sich durch die große Masse von Gelehrsamkeit und den fast endlosen Fleiß, der in demselben sichtbar ist, vollkommen zufrieden gestellt. Manche spätere Kritiker sind mit ihrem desto härtern Urtheile sehr schnell fertig geworden, indem sie jenes überaus starkgestaltete Buch schlechthin ungenießbar nannten. — Am billigsten würde es wohl sein, dem Verfasser den Namen eines großen Geschichtforschers allerdings beizulegen; wenn wir ihm auch den eines guten Geschichtschreibers versagen müssen. Zuvörderst wählte er irriger (und bekannter) Weise die lateinische Sprache für sein Werk, in der er, selbst wenn er sie besser in seiner Gewalt gehabt hätte, dennoch den Deutschen Fürsten und das Deutsche Gemüth nicht genügend

würde haben aussprechen können. Sodann fehlte ihm auch die Kraft der ausdrucksvollen und sichern Personaldarstellung und des lebendigen Lebens, so daß wir nur die Reihenfolge der unzähligen einzelnen Begebenheiten, nebst den Namen der Urheber erfahren, ohne das innere Getriebe desselben, ohne ihre Gestalt und Wesenheit.

Puffendorfs letztes, doch nicht gedrucktes Werk ist die Beschreibung der ersten 5 Regierungsjahre Friedrichs III.

Der Tod des würdigen Mannes wurde allgemein betrauert, und der Kurfürst so wie sein ganzes Haus sandte Abgeordnete, um der Leiche auf dem Wege zu ihrer Ruhestätte zu folgen. Er verlor in ihm einen wichtigen Staatsdiener, und einen reinen Vaterlandsfreund.

## §. 40.

Der Kurprinz ward in seinem sechsten Jahre männlicher Erziehung übergeben, und nach langen Berathschlagungen war der Graf Alexander von Dohna zu seinem Oberhofmeister erwählt worden. Bei dieser Gelegenheit zeigte sich, wenn wir Pöllnitz folgen dürfen, zum erstenmal eine Spur von Kälte von Seiten des Kurfürsten gegen Dankelmann, indem er dessen Wunsch, daß einer seiner Brüder jene Stelle erhalten möchte, ablehnte. Im achten Jahre erhielt der Prinz, wie nicht erfreulich ist zu erzählen, einen eiteln hohltönenden Franzosen, Namens Rebeur, den man sogar in den Adelstand erhob, zum Lehrer; doch ist zum Glück hinzuzusetzen, daß die gesunde und rüstige Natur des Prinzen von allem Gallicismus unan-

gefochten blieb. So stand ihm auch dann stets seine geistreiche Mutter zur Seite, die schon als Leibnitzens erhabene Freundin jeder fremdartigen Sophisterei zu wehren wußte.

Der Kurfürst zeigte sich um diese Zeit ganz besonders freigebig gegen die Gelehrten. Er schätzte vorzüglich den Geheimenrath von Fuchs, der, bei anerkanntem Verdienst als Staatsmann, auch als Redner glänzte, dergestalt, daß ihm fast sämtliche öffentliche Orationen, welche zu halten waren, aufgetragen wurden. Er scheint sie auch recht gern übernommen zu haben, da er die Lohensteinische Schule, in deren Art und Kunst er sprach, für die einzig wahre hielt.

Nicht minder schätzte er den Bibliothekar und Rath, Laurentius Beger, welcher den Auftrag empfing, die Alterthümer in Friedrichs Kabinette zu beschreiben, wodurch das Prachtwerk Thesaurus Brandeburgicus, auf Kurfürstliche Kosten gedruckt, zu Stande kam, wofür der Verfasser sehr reichlich belohnt wurde. *)

## §. 41.

Verhältnißmäßig noch freigebiger zeigte sich Friedrich gegen den Englischen Prediger Wallis, dem er für eine eingesandte geistliche Rede 60 Pfund Sterling zu einer goldenen Kette schenkte.

---

*) Es ist erschienen in 3 Foliobänden, zu Cölln an der Spree, 1696 ff. — S. die Beilage P.

Ein anderer Ausländer, Teissier, erhielt den Auftrag, das Leben Friedrich Wilhelms des Großen zu beschreiben; doch lieferte er nur eine in das Allgemeine hinzerfahrende Lobrede, deren Niemand bedurfte, und die Niemandem weniger hätte zusagen können, als dem einfach herrlichen Fürsten, dessen Darstellung man verlangt hatte.

Wie so ganz anders, und als reines Zeugniß von Gründlichkeit und Fleiß steht das Werk da, zu welchem Johann Christoph Beckmann, vielleicht schon um diese Zeit, sich anschickte. Dieser vaterländisch gesinnete Mann hatte den Gedanken gefaßt, eine historische Beschreibung der Kurmark Brandenburg zu liefern, und es sollten in diesem Werk dargestellt werden der Ursprung derselben, die Einwohner, die natürliche Beschaffenheit, Gewässer, Landschaften, Städte, geistlichen Stifter; ferner die Regenten, deren Staats- und Religionshandlungen, Wappen, Siegel und Münzen, die wohl verdienten Geschlechter adlichen und bürgerlichen Standes, das Aufnehmen der Künste und Wissenschaften in derselben u. s. w., theils aus schriftlichen und aus Archiven hergenommenen oder aus gedruckten Urkunden, theils aus der Erfahrung selbst zusammengetragen. — Andere erzählen, der Gedanke, ein solches Buch zu unternehmen, sei ihm erst 1710 durch den König Friedrich I. selbst gegeben worden; in jedem Falle macht die Ausführung des Verfassers redlichem Fleiße große Ehre.

Friedrich erlebte die Erscheinung dieses wichtigen Werkes nicht. Auch der Verfasser starb vor der Vollendung

1717. Jetzt ließ Friedrich Wilhelm I. das ganze Manuscript in das königliche Archiv bringen, wo es 23 Jahre fast fruchtlos lag, bis endlich Friedrich II. es den Erben, mit dem Wunsche, daß es bald gedruckt werde, zurückliefern ließ (1740). Indessen war während jener langen Zeit zu viel Neues vorgefallen, als daß nicht hätte sollen ein neuer Aufschub nöthig sein, um jene Veränderungen mit einzuflechten; und so ist es denn gekommen, daß ein Werk, welches wahrscheinlich bereits am Schlusse des siebzehnten Jahrhunderts unternommen wurde, erst 1751 in den Druck gegeben worden ist *).

## §. 42.

Unter den großen Männern, welche damals der Brandenburgische Staat besaß, nennen wir zu allererst den bereits oben erwähnten Gottesgelehrten Philipp Jakob Spener, einen Mann, der fast einsam steht in seiner vollendeten Vortrefflichkeit, inneren Gediegenheit und siegenden Wirksamkeit nach außen hin. (Der Verfasser dieser Biographie hat an einem anderen Orte die Darstellung von Speners Leben zu geben versucht, und wünscht

---

*) Wir haben von diesem Werke ausführlicher gesprochen, als nöthig scheint; doch wird uns nicht das gereuen, wenn Andere auf unsere Empfehlung aus der Lektüre jenes Buchs dasselbe Vergnügen schöpfen, was wir dabei genossen haben. — Einige uuerquickliche Anmerkungen, ja wol gar mitunter einiger Aufklärungsprunk in demselben scheinen von einer späteren Hand hinzugethan zu sein, und ist leicht zu vergessen.

deshalb die Leser auf jenen Aufsatz zu verweisen, falls sie nicht selbst bereits Kenntniß von jenem Manne genommen haben, von dessen edlem Antlitz milde Klarheit und ewiger Frieden herab zu leuchten schienen). *)

An Großartigkeit der Wirkung auf die Zeitgenossen und die Folgezeit ist ihm nur zu vergleichen Leibnitz, von dem wir indessen erst tiefer unten reden werden, wenn wir auf die Vollendung seines Werkes zeigen können.

Neben Spener, und ihm innig befreundet, obwohl weit jünger und fast von entgegengesetztem Temperament, stand der Prediger Kaspar Schade, ein Mann, der in Beziehung auf das innere und äußere Kirchenwesen in der Mark ausgezeichnet gewirkt hat. Im höchsten Grade streng gegen sich selbst, ward er es auch gegen andere, und da er in der Art, wie bisher gebeichtet und losgesprochen wurde, ein gänzliches Mißverstehen der göttlichen Lehre von der Vergebung der Sünden wahrzunehmen glaubte, so schaffte er endlich, nach langem Kampfe mit sich selbst, eigenmächtig die Privatbeichte ab. Den heftigen Feindseligkeiten seiner vielen Gegner durch einen bald darauf erfolgenden Tod entzogen, blieb dennoch seine Lehre haften, dergestalt, daß im Jahre 1699, nachdem die Beichtangelegenheit von allen Partheien zur Sprache gebracht worden war, der Kurfürst sich bewogen fand, wenigstens einigermaßen in Schade's Ideen

---

*) S. die Zeitschrift: die Musen, Jahrgang 1812, Stück II, S. 38 bis 51.

einzugehen, und eine höhere Gewissensfreiheit hervor zu rufen. *)

## §. 43.

Die Streitigkeiten zwischen Lutheranern und Reformirten wurden leider noch oftmals auf die Kanzel gebracht, weshalb Friedrich sich nicht selten zu strengen Befehlen gegen diesen Übelstand veranlaßt fühlte. Wenn indessen diese öffentliche und mündliche Polemik an heiliger Stätte sich auch noch einigermaßen verbieten ließ, so ward es doch schwerer, die häufigen theologischen Streitschriften zu verbieten, an denen damals das Publikum, was nicht zu seinem Nachtheile gesagt werden soll, den lebhaftesten Antheil nahm. Im Jahr 1696 hielt Friedrich für nöthig, einen eigenen Censor, so viel wir wissen den Ersten in den Preußischen Landen, anzustellen. Er hatte den Auftrag, sämtliche Handschriften, welche ein Berlinischer Buchhändler im Verlag zu nehmen bereit war, vorher erst genau durchzulesen, womit indessen wohl nur manche allzuheftige, den Anstand verletzende theologische Schriften gemeint waren.

---

*) Über diesen früherhin fast nur beschwatzten und eben deshalb fast gar nicht gekannten, sehr wichtigen und anziehenden Mann habe ich ausführlich gesprochen in dem Journal: die Musen, Jahrgang 1814, Stück 3, S. 241 bis 271. Es ist in S's. Charakter nichts Gemachtes, nichts von außen Angeflogenes, sondern es ist der nothwendige Kampf einer zart religiösen Natur gegen veraltetes Herkommen, da wo kein Herkommen sein darf. Sieg ward ihm nur im Tode.

Die Macht der Geistlichen war groß; aber wir wollen dabei auch nicht vergessen, daß aller Augen auf sie gerichtet waren, und daß nur ein musterhaftes Leben ihnen die Achtung sicherte, die man ihnen gern widmete. Die Verordnungen wegen der Heiligung des Sonntages und der christlichen Feste wurden nicht nur erneuert, sondern noch geschärft. Von früh Morgens bis Abends nach beendigter Nachmittagskirche sollte gänzliche Stille in der Stadt herrschen, keine Spatzierfahrt angestellt werden, alle Kaufmanns und Krämerladen geschlossen bleiben u. s. w. Während der sechswöchentlichen Fasten durfte nirgends Musik gehört werden. Ja, man ging in der Strenge so weit, Jedem, dessen Ruf nicht rein war, oder von dem die Rede ging, er hege in Glaubensangelegenheiten abweichende Meinungen, das Abendmal zu versagen.

## §. 44.

Vorzüglich oft sprach sich die Abneigung der Geistlichen gegen das Theater aus, ein Gefühl, das, wie bekannt, fast während des ganzen achtzehnten Jahrhunderts sich laut genug geäußert hat. Im Jahr 1695 ging es soweit, daß sie eine zum Vergnügen des Hofes erbauete Schaubühne geradezu abbrechen ließen, und zwar zu einer Zeit, da die Schauspieler schon angekleidet waren, um eben auf zu treten; woraus sich denn abnehmen läßt, daß ein Haus, welches sich so rasch zerstören ließ, nicht sehr gründlich angelegt sein mochte. Daß die Geistlichen für dies eigenmächtige Verfahren bestraft worden wären,

findet sich nicht, so wie überhaupt das ganze seltsame Verfahren von den Berlinischen Chronisten nur kalt und fast wie etwas Unbedeutendes erzählt wird. *) Unmöglich ist es indessen nicht; denn wir wissen allerdings, daß im Jahr 1696 den protestantischen Geistlichen noch manche Reste von Macht geblieben waren, welche die Zeit des unangefochtenen Katholizismus sämmtlichen Priestern gewährt hatte.

Friedrich ließ ihnen gern so viel Macht, als irgend möglich war, denn er ehrte ihren Stand wahrhaft, und sein Lieblingsprediger Ursinus, dessen bereits oben erwähnt worden ist, trug nach Kräften bei, um ihn in dieser Ansicht zu bestärken.

§. 45.

Indessen hatte der fast endlose Aufwand für den Krieg, in Verbindung mit der unendlichen Pracht des Hofes, den kostspieligen Bauten — in welcher letzteren Beziehung wir nur auf das Berliner Schloß, das Zeughaus, die neue Friedrichsstadt, Lietzenburg (späterhin Charlottenburg) und Oranienburg hindeuten wollen, — nach und nach einen Geldmangel in den öffentlichen Kassen verursacht, der uns nicht befremden kann, da man ihn sogar noch früher hätte erwarten sollen, als er wirklich eintrat. Allerdings zeigen sich einige Spuren dieses Mangels selbst schon unter Dankelmanns Verwaltung; doch

*) S. Schilderung von Berlin, Th. III, S. 59.

dürfen wir dem geistreichen und festen Manne zutrauen, daß er bei längerer Wirksamkeit demselben gar leicht würde abgeholfen haben.

Traurig war indeß besonders, daß ein nicht kleiner Theil des Berlinischen Bürgerstandes, der oft das Beispiel giebt für die übrigen Städte der Mark, zur Verschwendung sich hinneigte, da der Hof und der Adel zum Theil ihnen vorangingen in Pracht und Luxus.

Der Kurfürst ließ es nicht an Verordnungen fehlen, um jenem Unwesen zu steuern, und die alte Einfachheit in den Sitten, Trachten, und Vergnügungen wieder herzustellen. So findet sich eine Verordnung vom 28. Mai 1696, in welcher ausführlich bestimmt worden ist, wie es hinfort in Kleidungen und Livreen, bei den Gastereien, Hochzeiten, Kindtaufen, Begräbnissen, gehalten werden solle. Sämtliche Einwohner der Mark Brandenburg wurden haarscharf nach ihren Klassen gesondert, und genau vorgeschrieben, wie viel Gold, Silber, oder Seide ein jeder auf seinem Kleide tragen, und welche Zahl von Schüsseln er bei seinen Festen nicht überschreiten dürfe. Der Anfang dieser Verordnung lautet sehr trübe und eindringlich: Der Kurfürst habe mit großem Leidwesen bemerkt, daß der Luxus, die Üppigkeit und Verschwendung in der Kleiderpracht, Ausrichtungen und Gastereien, ungeachtet der kümmerlichen nnd nahrungslosen Zeiten, im Lande, besonders aber in der Residenz, so hoch gestiegen sein, daß man billigerweise den höchsten Zorn und die höchste Strafe Gottes fürchten müsse, mit denen er in der heiligen Schrift gedräuet habe. Doch außer jenen zu be-

sorgenden göttlichen Strafen, zeige sich auch bereits die schlimme Folge jener Wirthschaftslosigkeit. Die meisten Familien verarmten, und die Eltern, sonst gewohnt, für ihre Kinder etwas zu ersparen, hinterließen ihnen jetzt nur Armuth und Schulden.

§. 46.

Jetzt wollte man denn also mit Gewalt Sitteneinfalt und Sparsamkeit zurückrufen, und um den Vorschriften, welche jetzt deshalb gemacht wurden, desto größere Eindringlichkeit zu geben, ward den Übertretern mit harten Strafen gedroht, ja sogar bei dreimaliger Übertretung mit Leibesstrafe. Indessen finden wir nicht, daß diese und ähnliche Verordnungen viel gefruchtet haben. Die Prachtliebe, die Vergnügungssucht, die Ausländerei in Trachten u. s. w., war schon zu weit eingerissen, um durch das bloße Wort vertilgt werden zu können. Leider fehlte auch das lebendige Muster, welches hier am meisten gewirkt haben würde. — So traurig aber auch dieser Gedanke ist, so müssen wir doch die Kraft des Staats bewundern, der, obwohl damals noch im Werden, dennoch schon fest genug gegründet war, um selbst eine lang dauernde Verschwendung wenigstens ertragen zu können.

Der Glanz des Hofes, weit entfernt, vermindert zu werden, stieg fast mit jedem Tage, ja es ist klar daß er selbst die zu Paris und Versailles herrschende Pracht in mancher Hinsicht übertroffen habe. Wir trauen unsern Augen kaum, wenn wir das schon früher angeführte Güthersche Werk lesen, welches fast gar nichts Anderes ent-

hält, als die Beschreibuug von Festen und Feierlichkeiten des Fürsten und seines Hofes. Es scheint, als habe Friedrich, im Vertrauen auf die innere Kraft seines Staates, mitunter auch sie überschätzend, sie an jedem Tage auch öffentlich zeigen wollen. Betrachten wir vollends die ausgezeichneteren Feste, so begreifen wir kaum, wie sie dem Fürsten uud dem Lande auszurichten möglich gewesen seien.

## §. 47.

So ward am Schlusse des Mai 1700 die Vermählung der einzigen Tochter Friedrichs, Louise Dorothea Sophia (geb. 19. Sept. 1680 aus der ersten Ehe) mit Friedrich, Erbprinzen von Hessenkassel auf eine so glänzende Weise gefeiert, daß der Kurfürst sich diesmal selbst übertreffen zu wollen schien. Die Feste dauerten fast einen ganzen Monat, sämtliche Kleider der vornehmeren Hofleute wurden (leider) aus Frankreich verschrieben, und mehrere Musiker, Sänger und Schauspieler aus Wien, Paris und Dresden. Der ganze Anzug der Braut am Vermählungstage (31. Mai) ward auf vier Millionen Thaler werth geschätzt, *) und war so überladen mit Diamanten, daß er über einen Centner wog, weshalb auch für gut befunden wurde, die Schleppe von sechs Kammerfräulein tragen zu lassen, die aber noch der Unterstützung von

*) S. Gütther, S. 105., König, S. 99. Auch Besser, der diese sämtlichen Feierlichkeiten officiell beschrieb, giebt dieselbe Summe an.

zwei Edelknaben bedurften. *) Die Tafel, an welcher der Hof speisete, bot den Anblick von nicht weniger als

*) Da wir im Ganzen nicht viel Genaues wissen über die Tracht der damaligen Zeit, so mag hier eine Stelle aus Güthers Werk S. 114 ff. mitgetheilt werden. „Das Kleid der Braut war von reichem Silberstücke, und der Fürstenmantel von goldenem Netze oder points d'Espagne, 7 Ellen lang, dessen Schweif von sechs ebenfalls weißgekleideten Kammerfräulein getragen ward, die wegen der großen Schwere desselben noch von zween Braut-Edelknaben unterstützet wurden, die in blauen Sammet und silbernen Brokat gekleidet waren. Das Leibstück der Prinzessin und der Unterrock waren über und über mit Diamanten von großem Werthe besetzet, so daß u. s. w. Der fürstl. Bräutigam hatte ebenfalls ein silberstücken Mantelkleid mit vielen Arten von silbernen Spitzen, einen Degen mit Diamanten und einen Hut mit einer großen Diamanten-Krempe besetzet, der oben mit einer weißen und rosenfarbenen Feder geziert war, und den ihm seine Durchl. Braut kurz vorher zum Geschenke übersandt hatte u. s. w. — Nicht minder anziehend ist die Beschreibung des Lokals, wo die Trauung vollzogen wurde. Es war der sogenannte Alabastersaal im Schlosse zu Berlin." Dieser Saal ist theils wegen seiner Größe, theils wegen der schönen Decken an Stucaturarbeit und Mahlerei al fresco, wie auch der Bildsäulen der zwölf Kurfürsten des Brandenburgischen Hauses, von weißem Marmor, in Lebensgröße, in so viel künstlichen Bogen, sehenswürdig. Ganz oben war ein breiter Thron, unter einem ganz neuen und mit sonderlichen Zierrathen geschmückten Carmosinsammtenen Himmel, drei Stufen hoch aufgerichtet, auf welchen die fürstlichen Personen sich bega-

fünf hundert Gerichten dar, und es ward mit Recht als ein besonderes mechanisches Kunstwerk betrachtet, daß der Küchenmeister alle jene Speisen während einer halben Stunde auf die Tafel zu setzen im Stande war, während er noch 86 andere Tafeln zu versorgen hatte, u. s. w.

Friedrich trennte sich mit schwerem Herzen von seiner geliebten einzigen Tochter. Sie hätte für ihn und den Staat von großer politischer Wichtigkeit werden können, denn Karl XII. hatte sie zur Gemahlin verlangt; doch seine Anwerbung war eben nach der Verlobung mit dem Erbprinzen von Kassel eingetroffen, und so mußte der Antrag abgelehnt werden. — Die Prinzessin war von zartem Körperbau, ihre Ehe blieb kinderlos und sie starb bereits am 23. December 1705, einem Jahre, das Friedrichs Herzen vieles raubte. Ihr Gemahl ist bekanntlich

---

ben: einige Schritte davon stand auf gleicher Erde ein Tisch für den Prediger, und vor dem Tische ein Trauschemel, welche beide mit einem Persianischen Goldstücke, so wie der Boden des Saales und des Thrones mit einem Türkischen Teppiche bedeckt waren. Zur rechten Seite des Thrones waren bezogene Bänke für die Gesandten, zur linken andere für die Minister aufgerichtet, von dem Tische an aber bis gegen das Ende des Saales Stühle für die Damen und Hofleute gesetzet, und noch dazu an beiden Seiten erhabene Tritte für die anderen Zuschauer bereitet, der ganze Saal aber mit einer unzählichen Menge weißer Wachslichter erleuchtet. Um den Thron herum standen einige von den Schweizern und den Leibgarden, welche auch den Eingang dieses Saales von beiden Seiten besetzt hielten.

durch seine zweite Verbindung, mit der Prinzessin Ulrike Eleonore von Schweden, König jenes Landes geworden.

## §. 48.

Der durch die Verhältnisse des Staats und des Hofes erhöhte Aufwand erforderte stets neue Auflagen auf das Vermögen der Unterthanen. Auch unter Dankelmann war, wie wir bereits oben gesehen haben, zu wiederholten malen die Kopfsteuer nöthig geworden; unter Wartenberg wurde sie erneuert und erhöht. Fast nur für den Moment lebend und die nächsten Bedürfnisse berücksichtigend überbot er weit die Kräfte des Landes. Den Domainenämtern ward eine Erhöhung der Pachten abverlangt, auf Chaisen und Carossen eine Steuer gelegt, desgleichen auch auf die Köpfe aller Unterthanen, eine Rekrutensteuer zur Vermehrung des Heeres ausgeschrieben u. s. w. Alles dieses kann vielleicht gebilligt werden oder wenigstens in der Nothwendigkeit Rechtfertigung finden. Doch andere Auflagen, z. B. auf die Perüquen, hatten etwas Lästiges und in dem Lästigen Lächerliches. Für die augenblickliche Füllung der Kassen war sie allerdings wohl berechnet, da leider jeder angesehene Staatsdiener, ja sogar Jünglinge und Knaben, dergleichen überaus geschmacklose Kopfwulst tragen zu müssen glaubten. Wirklich ward die Sache in das Große getrieben, denn alle vorhandenen Perüquen mußten auf die Stempelkammer gebracht, dort geschätzt und mit spanischem Lack bezeichnet werden, wofür der Besitzer sechs Procent nach dem bestimmten Satz ihres Werthes zu zahlen hatte. Ausländi-

sche

sche Perüquen (und leider wurden diese am meisten getragen) zahlten fünf und zwanzig Procent. Das einzige Erfreuliche, welches hierbei zu berichten, ist der Umstand, daß sich kein Deutscher mit der Erhebung dieser Auflage befassen wollte, wohl aber ein Franzose, mit dem langgeschweiften Namen Elie Papus de Lauverdaugi, an welchen die ganze Steuer verpachtet wurde. Dieser Mann bereitete den Unterthanen große Plagen durch Nachsuchung und Spürerei nach unbezeichneten Perüquen, ja es kam dahin, daß mancher ehrenwerthe Bürgersmann, der still seines Weges ging, auf offener Straße seine Perüque untersuchen lassen mußte, ob sie auch gehörig mit Stempellack bezeichnet sei.

Ein solcher Übelstand konnte indessen nicht lange dauern; denn als der Fürst erfuhr, wie sehr Lauverdaugi die Gränze überschreite, so ward ihm das Geschäft abgenommen; aber die Sache selber blieb, da sie allerdings sehr einträglich war.

## §. 49.

So war denn also, seitdem Friedrich in Dankelmann einen edeln und geistreichen Freund verloren hatte, dessen Stelle durch den Grafen von Wartenberg ersetzt worden, einen Mann, an den sich zurück zu erinnern den Brandenburgern ein schmerzliches Gefühl giebt, und auf dem die fast ungemessenen Flüche der späteren Geschichtschreiber ruhen. Indessen, dünkt uns, soll der Letztere sich nie der Empfindung eines leidenschaftlichen Hasses hingeben, und in diesem Sinne haben wir bereits bei der Erzählung

von Dankelmanns Falle den Charakter des Grafen zu schildern angefangen, in so weit wir es vermögen, da die Privatpapiere des Grafen gänzlich fehlen. Wir sind weit entfernt, auch nur die kleinste Schuld von ihm nehmen zu wollen, und es ruht deren leider genug auf ihm. Doch, so sehr wir bedauern, daß er Friedrichen nahe trat, so können wir doch nicht ganz unerklärlich finden, daß jener ihm seine Liebe schenkte. Eine sehr angenehme Gestalt, Gewandtheit in allen äußerlichen Verhältnissen der Gesellschaft, Leichtigkeit der Unterhaltung, große Neigung zu den schönen Künsten in so fern sie zieren, großes Talent, den Vergnügungen stets neue Abwechslung zu geben, keine Habsucht, aber viel Ehrgeiz, und endlich eine unbedingte Hingebung und Liebe für Friedrich: diese Eigenschaften waren es, die ihn zu dessen Liebling machten.

Doch wie wenig war er geeignet zu dem Amt des ersten Staatsministers, und wie sehr werden jene etwanigen guten und erträglichen Eigenschaften durch die bedeutendsten Mängel überwogen. Ihm fehlte durchaus jener tiefe Ernst des Gemüthes, der den Deutschen sonst so rühmlich auszeichnet. Ihm fehlte fast jede gediegene Kenntniß, ja selbst wissenschaftlicher Geist. Er scheuete jede anstrengende Arbeit, ja es kam bald die Zeit, wo sein zerfahrener Sinn und sein vergnügungssüchtiger Geist einer Anstrengung gar nicht mehr gewachsen war. Ein wenig Witz und eine unendliche Hofkunst sollten diese Mängel ersetzen, denn er ertöthete kaum mehr vor jenem Mangel an solidem Wissen, da selbst zu seiner Zeit hinlänglich bekannt war, daß fast alles Wichtige was er

nach seinem Amte hätte besorgen sollen, durch den fleißigen und gewandten Staatssecretair, Freiherrn von Ilgen, ausgearbeitet wurde. Wir setzen gern hinzu, daß er gegen den Letzteren sogar öffentlich dankbar war, und daß er überhaupt sich nicht eigentlich bösartig benommen hat. Er that das Gute, was sich mit gänzlicher Bequemlichkeit und in behaglicher Muße allenfalls thun läßt; aber er that auch alles das Verkehrte, Verfehlte, ja Schlechte, von dem er glaubte, daß es ihm jene Behaglichkeit erhalten könne: keineswegs ahndend, daß dies eben schlecht sei. Wenn aber schon in jedem, auch dem ganz unbedeutend scheinenden bürgerlichen Leben fast jeder Irrthum sich rächet wie ein Verbrechen (denn nur Gott, nicht die Natur kann hier einen Unterschied machen), wie ungeheuer mußte die Reihenfolge von Irrthümern sich rächen, die Wartenberg in seinem unendlich wichtigen Amte sich zu Schulden kommen ließ; und wie wenig konnte dem Staate der Gedanke frommen, daß sein erster Minister doch nicht gerade zu mit, und aus bösem Gemüth verkehrt handelte.

§. 50.

Der stets gefällige Diensteifer des Grafen für Friedrichen hatte diesen nach wenigen Jahren schon so innig an ihn geschlossen, daß er ihn durch eine öffentliche Schrift bei allem Thun und Lassen auf eine Weise sicher stellte, die ihn fast unangreifbar machte. *) Wir finden fast

*) Wir theilen das deshalb erlassene Rescript wegen seiner großen Wichtigkeit mit, in der Beilage Q.

kein Beispiel in der Geschichte, daß ein Fürst seine Minister so ganz über alle Sorgen für die Zukunft empor hob, und fast jede mögliche Anklage im Voraus vernichtete.

Dennoch hatte sich Wartenberg, außer Friedrichs hoher Gunst, noch eine andere Stütze zu verschaffen gewußt, und zwar in dem Grafen August von Wittgenstein und dem Grafen von Wartensleben. Beide waren durch Wartenberg in Preußische Dienste gezogen worden, und zwar auf eine für sie so vortheilhafte Weise, daß er auf ihre entschiedene Freundschaft rechnen durfte. Wartensleben ward an die Spitze des gesamten Kriegswesens gestellt, und zwar mit dem höchsten Titel eines General-Feldmarschalls, wodurch mehrere ältere Generale sich allerdings gekränkt fühlen mußten, weshalb auch d'ü Hamel und Heyden ihren Abschied gefordert haben sollen.

Wittgensteiner hielt den Titel eines Generallieutenants; erschien aber nie im Felde, sondern verwaltete nur die Finanzen und Kammergeschäfte. Er war der Nächste nach dem Grafen Wartenberg, und wußte sich, wie jener, auf eine unmäßige Weise zu bereichern; denn, wenn der Erstere, wie man gar wohl berechnen kann, seine jährliche Besoldung bis auf hundert zwanzig tausend Thaler brachte, so war die seinige wohl nicht viel geringer; wobei auch der Umstand anzuführen ist, daß der Bruder Friedrichs, Markgraf Philipp Wilhelm, durch alle seine Kriegsbedienungen und ihm als Prinzen eigenthümlich zu gehören-

den Güter, nur hundert tausend Thaler jährlich einzunehmen hatte.

Das Publikum erkannte mit Schmerzen den Unterschied in der jetzigen Verwaltung und der früheren Danckelmannischen; aber, längst gewöhnt an das schöne Gefühl der unbedingten Liebe für den Fürsten, bewahrte es ihm dasselbe in ganzer Reinheit. Da es aber die Gefährlichkeit, ja fast Unmöglichkeit einsah, jene Männer anzuklagen, so begnügte es sich für's erste, sein Misgefühl durch verschiedene Scherze an den Tag zu legen, unter denen besonders einer auf die Nachwelt gekommen ist, der aus den Anfangsbuchstaben jener drei Grafen ein dreifaches Weh machte.

Leider aber mußte dieser Witz ganz im Stillen bleiben, wenn er nicht gefährlich werden sollte. Dies erfuhr unter andern der Hofmarschall von Wensen, der eine öffentlich gesagte bittere Spötterei über Wartenbergs sardanapalische Tafel und über die widrige Habsucht der Gräfin mit seinem Fall und mit Gefangenschaft büßen mußte. *)

## §. 51.

Es ist erfreulich, aus diesem Gefühl streitender Leidenschaften in das ewig ruhige und klare Gebiet der Wissenschaften hinzublicken. Wir finden in dieser Beziehung höchst Bedeutendes in den Preußischen Staaten vollbracht,

---

*) Wenn anders Pölnitz nicht übertreibt, der diese Geschichte in seinen Memoires, Tome 1, p. 229 ausführlich erzählt. König setzt hinzu, er habe es in alten Schriften aus dieser Periode bestätigt gefunden. S. dessen Werk S. 118.

und indem wir dieses anerkennen, erinnern wir uns mit hochachtender Anerkennung der Verdienste der Königin Sophie Charlotte *), und ihres edeln Freundes, des Freiherrn Georg Wilhelm von Leibnitz.

Erzogen an dem geistreich lebhaften Hannöverschen Hofe, war jener Fürstin schon früh der eigenthümliche Reiz des Forschens klar geworden, und es vermehrte sich dieser Durst nach Wissen und Wissenschafft mit den Jahren so sehr, daß sie nicht selten die uralte Klage aussprach, daß das Leben zu kurz sei, um jeder Frage des strebenden Geistes mit beruhigender Antwort begegnen zu können. Wenn wir nun wissen, daß die Religion Antwort hat für jede Frage, so machte sie dieselbe Anforderung an die Philosophie: und mit durchschauendem Blicke, wählte sie den größten aller damaligen Weltweisen zu ihrem Lehrer. Was er als Philosoph vermochte zu geben, gab er ihr wirklich; aber es ist unendlich rührend, aus seinem Munde die Klage zu vernehmen, daß der forschende Geist der Fürstin überhaupt nicht zu befriedigen sei, indem sie nicht nur stets nach dem Warum, sondern auch nach dem Warum des Warum frage, wodurch dann freilich,

---

*) Tochter des Kurfürsten Ernst August von Braunschweig Lüneburg. Ihre Mutter war Sophia, eine Kur-Pfälzische Prinzessin, Tochter des unglücklichen Friedrichs von der Pfalz, K. v. Böhmen, mithin Enkelin Jokobs I. von England. Sophie Charlotte war am 20 Okt. 1668 geboren, und vermählt am 28. Sept. 1684.

wie wir hinzusetzen müssen, eine fragende Unendlichkeit entsteht, in der sich nicht erfreulich weilen läßt.

§. 52.

Das Bild dieser Königin ist nicht selten gezeichnet worden, doch mitunter auch nicht ganz ohne grelle Striche, die wir nicht in demselben finden. Können wir auch einen gewissen Beischmack von Gallischer Bildung (den man indessen seltsamer Weise nur angeführt hat, um sie deshalb zu loben,) nicht ganz bestreiten, so findet sie doch vollkommene Erklärung in der Zeit, welcher die Fürstin angehörte, einer Zeit, deren Einflusse auch der tiefste Geist nicht ganz entgehen kann. Daß die Tiefe ihres Gemüthes wahrhaft Deutsch war, zeigt schon ihre Hinneigung zur rein Deutschen Philosophie, wobei wir nichts weiter bedauern können, als daß sie sich bei diesen Studien der unphilosophischsten aller Europäischen Sprachen, der Französischen, bediente. Doch hat nicht sie, sondern in der That Leibnitz jenen Irrthum verschuldet; — Er, jener Vortreffliche, den man so gern nur loben möchte, der, im Besitz so vieler Talente, und selbst fast ganz erkennend den herrlichen Werth und den tiefen Schatz unserer Sprache, durch ein trübes Geschick (man verstatte uns die milde Umschreibung) veranlaßt wurde, ausländischer Rede die Ergebnisse seines rein Deutschen Nachdenkens anzuvertrauen.

Über das Verhältniß dieser ausgezeichneten Frau zu ihrem Gemahl, ist von den meisten Geschichtschreibern viel Unüberlegtes leichtsinnig hingesprochen worden, ja es ha-

ben manche derselben für gut gefunden, ihre eigne verworrene Abneigung gegen Friedrich durch das Ansehen der Königin selbst zu unterstützen, indem sie vorgegeben, daß sie selbst, wenn auch nicht etwas Ähnliches, doch wenigstens keine besondere Hochachtung und Liebe für ihn empfunden. Sie versichern sogar, sie habe mitunter nicht ganz ohne Bitterkeit über ihn gescherzt; vergessen aber dabei den sehr wichtigen und recht nahe liegenden Umstand, daß, wenn jenes Vorgeben gegründet wäre, Sophie Charlotte eben dadurch aufhören würde, jene geistreiche und tugendhafte Frau zu sein, die sie in der That war.

Zum Glücke findet sich aber auch in der wirklichen Geschichte nicht das Mindeste, worauf jene Schreiber sich berufen könnten, um ihre trübe Ansicht darzuthun und zu belegen.

§. 53.

Was nun nach einer unbefangenen Forschung über jenes Verhältniß sich ergiebt, möchte etwa in folgendem ganz Einfachen bestehen. Wer einmal jenen Durst des Wissens, und mit ihm die Freude des reinen Forschens, empfindet, wer dann ferner zu dem Born der eigentlichen Philosophie gelangt ist, und aus demselben geschöpft hat, den vermag das Leben in seinen äußerlichen Beziehungen nicht mehr sonderlich zu reizen oder zu befriedigen. Ihm sind die höchsten Freuden des strebenden Verstandes aufgegangen, und obwohl er das Gewühl der sich umher drängenden Menschen zu ertragen weiß, so kann es ihn

doch nimmer erfreuen. Er ist nur besorgt, das heilige Feuer im Stillen zu nähren; aber er scheut sich, es hinauszutragen auf den geräuschvollen Markt, wo es leicht verlöschen oder wenigstens von rohen Händen angetastet werden könnte. — So denken wir uns jene Fürstin. Ihr konnte der Glanz und die oft unbequeme Pracht, mit welcher Friedrich sich umgab, nicht zusagen; sollen wir aber um deswillen ihn tadeln, daß er es that, da er nothwendig fand es zu thun? Sie tadelte ihn gewiß nicht, denn sie war zu verständig, um nicht einzusehn, was hier erstrebt werden sollte. Doch liebte sie nur jene schönere Einsamkeit, in der sich gleich gesinnte oder doch nach Gleichem strebende edle Menschen versammeln, um sich über das zu unterhalten, was den rein geistigen Menschen angeht und erfreuend erhebt. Friedrich gewährte ihr gern, diese heitere Ruhe zu suchen in dem stillen Lietzenburg, dem er ihr zu Ehren den Namen Charlottenburg gab, und das er selbst mit freundlicher Neigung für sie ausschmückte.

Wir finden überall, daß er sie wahrhaft geehrt; aber wir finden nicht minder, daß auch sie ihn als Herrn und Gemahl hoch geachtet habe und daß sie überall seinen wichtigeren Wünschen gern entgegen gekommen sei. Sie hat bedeutend mit gewirkt zu der Erlangung der Königskrone, und wir rechnen ihr dies um so höher an, da ihr Geist, der die Stille so sehr liebte, wohl voraussehen mußte, wie die neue Würde nur zu oft sie abziehen werde von dem, was ihr so theuer war. Ihre Briefe, aus jener Zeit, von denen wenigstens Einzelheiten dem Publi-

kum mitgetheilt worden sind, sprechen ihre Empfindungen darüber auf eine einfache und rührende Weise aus.

Endlich wollen wir hier noch hinzusetzen, daß das hellste Licht sowohl über sie, als über Friedrich aufgehe, wenn wir die Art, wie beide von der Welt schieden, betrachten: worauf wir, wie auf etwas unendlich Wichtiges und noch nie Verglichenes, gleich jetzt hindeuten wollen.

## §. 54.

Einer der Lieblingswünsche der Königin war die Errichtung einer Gesellschaft der Wissenschaften zu Berlin. Hierdurch erhielt sie Gelegenheit, ihren vortrefflichen Freund nach ihrer Hauptstadt selbst hinzuberufen, damit er dort frei nnd großartig wirken könne. Es kann hier nicht der Ort sein, Leibnitzen schildern zu wollen in seinem ganzen Wesen als Mensch nnd Philosoph; wohl aber wollen wir hier der edeln Freude und der klaren Ansicht gedenken, mit der er sich dem Geschäfte unterzog, das Sophie Charlotte ihm auftrug. Wirklich ward auch bereits am elften Juli 1700 der Stiftungsbrief der „Societät der Wissenschaften“ zu Berlin von Friedrich unterzeichnet. Wir wollen dabei auch jenen so eben bemerkten Tag der Urkunde nicht vergessen, um durch Vorzeigung desselben diejenigen zu strafen, welche mit leichtsinniger Vorlautheit die Meinung ausgesprochen haben, Friedrich sei während der Jahre, daß er für die Erlangung der Königskrone gearbeitet, für jedes andere Geschäft gleichgültig, und für jeden andern großen Gedanken unzugänglich gewesen.

Übrigens erreichte jene Gesellschaft erst im Jahre 1711

ihren eigentlichen Anfang; allein diese Verspätung wurde keinesweges durch Friedrich veranlaßt, sondern durch den beginnenden Spanischen Erbfolgekrieg, der die gesamten Kräfte des Staats in Anspruch nahm. So ist denn zu erklären, daß erst im Jahr 1710 das Gebäude für die Akademie fertig wurde, worauf dann zugleich im Januar des folgenden Jahrs die Einweihung erfolgte.

§. 55.

Wir haben geglaubt, daß in einer Geschichte Friedrichs und Brandenburgs unter ihm, erst alle diese ihn selbst und seinen Staat unmittelbar angehenden Umstände erzählt und entwickelt werden müßten, ehe die anderweitigen Begebenheiten in den Jahren 1697 bis 1701, die uns in Beziehung auf Preußen wichtig sein müssen, mitgetheilt werden dürften. Wir können dies in kurze Worte fassen, da das uns Wichtigere bereits ausführlich gegeben worden ist.

Der Friede zu Ryswick hatte dem größten Theile von Europa die Ruhe zurück gegeben; nur der Krieg zwischen Östreich und der Pforte dauerte fort, und zwar mit verdoppelter Anstrengung, da jetzt Leopold alle seine Kraft an denselben wenden konnte. Was würde erreicht worden sein, wenn ihn und seine ersten Räthe ein höherer und festerer Sinn belebt hätte. Dennoch ward auch so Bedeutendes erreicht, denn das günstige Geschick hatte ihm einen Feldherrn zugeführt, der, obwohl Ausländer, jeder Forderung entsprach, die das Vaterland an den Eingebornen hätte machen können.

Es war der Prinz Eugen von Savoyen, aus der Linie die den Titel der Grafen von Soissons führt; mithin aus einem der edelsten Häuser; aber ohne Land und ohne Reichthum. Desto mehr ward er schon früh auf sich selbst zurückgewiesen, und er fand hier in sich Kraft und Geist genug, um alles das erwerben zu können, was andern fast zu vorschnell entgegen getragen wird. Ludwig XIV., der die ganz entschiedenen Charaktere, sich selbst gegen über, nicht liebte, und scharfsichtig genug war, einen solchen in Eugen zu ahnden, behandelte ihn mit beleidigender Kälte, thöricht vergessend, wie gefährlich der Gekränkte werden könne. Indessen vergaß Eugen über des Königs Kälte noch nicht seine Vasallenpflicht, sondern war in der That bemüht, dessen Gunst zu erwerben. Als man ihm aber abschlug, nach Ungarn gehen und dort gegen die Türken kämpfen zu dürfen (eine Erlaubniß, die Ludwig nach dem Ryswiker Frieden mehrern hundert Französischen Rittern gegeben hatte), da erkannte sich Eugen geradezu als verletzt und hob das Verhältniß zu einem Könige auf, der ihn beleidigen wollte. Er verließ jetzt Frankreich wider Ludwigs Willen, und ward in Östreich mit Auszeichnung empfangen. Der König sandte ihm, der sich selbst verbannt hatte, das Verbannungsdekret nach, vermochte aber dabei nichts weiter, als ihm einen bittern Einfall zu entlocken, den er hinterher wahr machte.

## §. 56.

Der Krieg gegen die Türken war bisher mit abwech-

selndem Glücke, mitunter sogar schläfrig geführt worden. Als aber Eugen den Oberbefehl erhielt, ersah er bald die Gelegenheit, durch einen Hauptschlag Entscheidendes auszuführen. Doch die ihm ungünstigen Minister und die eifersüchtigen Feldherrn Caprara uud Stahrenberg hatten einen Befehl des Kaisers an ihn ausgewirkt, keine Schlacht zu liefern. Dieser Befehl, in einem eigenhändigen Briefe Leopolds, ward dem Prinzen gerade in dem Augenblicke übergeben, als er, mit der Gewißheit, zu siegen, die Schlacht bei Zenta beginnen wollte. (11. September 1697). Der Augenblick war entscheidend. Eugen erklärte ruhig, ein so wichtiger und theurer Brief müsse mit Muße gelesen werden; nicht jetzt, wo der Gedanke der Schlacht alle andern verdränge. So steckte er den Brief, dessen Inhalt er mit Sicherheit ahnden konnte, unerbrochen zu sich, begann die Schlacht, griff das verschanzte Lager der Türken an, errang einen vollkommenen Sieg, und gewann, da er den Fliehenden in den Rücken gekommen war, und die Theißbrücke hatte abbrechen lassen, unzählige Gefangene. Trefflich mitgewirkt hatten auch hier wieder die wackeren Brandenburger, ein Umstand, der auch uns diesen Sieg überaus theuer macht.

Am Abend des Siegestages las Eugen den Brief, und fand ganz das, was er vermuthet: daß er in keinem Falle und unter keiner Bedingung eine Schlacht liefern solle. Er eilte nach Wien, um sich zu rechtfertigen. Seine Feinde erklärten geradezu, er habe, trotz seines Sieges, verdient, daß ihm der Kopf abgeschlagen werde. Wirklich ward ihm der Prozeß gemacht; aber das ganze wackere

Volk zeigte eine so innige Ehrfurcht für den vortrefflichen Feldherrn, daß man nicht weiter zu gehen wagte, und der Kaiser gern verzieh, was ihm so großen Vortheil gebracht hatte. Eine sehr natürliche bittere Empfindung gegen Leopold hat Eugen seinen späterhin bekannt gewordenen Papieren anvertraut; aber es ist erfreulich hinzusetzen zu können, daß er jener Empfindung bald Herr wurde, und dem Kaiser die alte Liebe wieder schenkte, die er bekanntlich bis an sein Ende dem Habsburgischen Hause gewidmet hat.

Leider aber fühlte er sich nun während des Feldzuges 1698 überall beschränkt; und so konnten denn in dem Frieden zu Carlowitz, 1699, nur mäßige Vortheile gewonnen werden, da sonst vielleicht die Macht der Türken auf immer hätte gebrochen werden können.

§. 57.

Gehen wir zurück zu Friedrich. Er hatte während dessen sein wohl erworbenes Ansehen zur Ausgleichung der Streitigkeiten mehrerer Deutscher Fürsten angewandt, dasselbe Vertrauen findend, was einst sein großer Vater gefunden hatte, und in dieser Hinsicht auch verdienend.

Er hatte die Wahl Augusts von Sachsen zum Könige von Polen befördert, und dadurch die Intriguen der Französischen Parthei in Polen vereitelt. Aber trotz jener persönlichen Freundschaft, war er keinesweges gesonnen, den Rechten Preußens in Beziehung auf Polen irgend etwas zu vergeben. Wir wissen, daß dem großen Kurfürsten für eine Schuldforderung von 400,000 Thalern

die Stadt Elbingen als Pfand zuerkannt worden; allein, obwohl jetzt bereits 40 Jahren vergangen waren seit jener Zuerkennung, so war doch weder die Schuld bezahlt, noch jenes Pfand ausgeliefert worden. Da nun bekanntlich jede, auch die größeste, Geduld zu erschöpfen ist, so war es auch jetzt die Preußische, und Friedrich gab dem General Wilhelm von Brand Befehl, sich der Stadt zu bemeistern. Die Überraschung der Städt, welche man gewünscht hatte, schlug fehl, und man war gezwungen, sie zu belagern. Es geschah und Elbingen bequemte sich endlich am 17 Nov. 1698 zu einem Vergleiche und zur Übergabe.

Da es niemandem, der mit der Welt einigen Umgang gehabt, unbekannt sein kann, daß der, welcher völlig Unrecht hat, am meisten klagt, man greife in seine Rechte, so wollen wir uns keinesweges wundern, daß der Polnische Staatsrath ein ungeheures Aufheben über jenen Schritt des Kurfürsten machte. Dieser ließ sich aber, wie billig, durchaus nicht stören, sondern wartete die Ruhe ab, die denn doch am Ende kommen mußte. Zum Nachgeben bereit, wie immer, ließ er sogar 100,000 Thaler von der wohl begründeten Schuld ab, und da Polen versprach, innerhalb drei Monaten den Rest zu bezahlen, und zugleich eine Moskowitische Krone nebst andern Juwelen als Pfand an den Preuß. General ablieferte, so zogen die Brandenburgischen Regimenter aus Elbing ab. Wir müssen auch hier Friedrichs Milde loben, indem er erst aus jenen drei Monaten drei Jahre werden ließ, ehe er, dem Contracte gemäß, die Vorstädte

von Elbingen und das Gebiet der Stadt abermals von seinen Truppen besetzen ließ.

## §. 58.

Nicht minder wichtig ist, daß Friedrich die Rechte des Königs August an Quedlinburg und Nordhausen, so wie an den Petersberg, für 340,000 Thaler erkaufte, wobei wir am meisten die Kraft des Staats bewundern müssen, der, trotz aller Verschwendung des Hofes und der ungeheueren Unkosten des eben vergangenen Krieges, dennoch durch die Aufbringung dieser und ähnlicher Summen, nicht beunruhigt wurde: eine Bewunderung die noch vergrößert wird, wenn wir der kaum zu berechnenden Gelder gedenken, welche die damals nahe Krönung erforderte.

Einen neuen Länderzuwachs erhielt der Kurfürst durch das Amt Dintenborn, das ehedem dem Fürsten von Schwartzburg Sondershausen gehört hatte. Eben so ward auch im Jahre 1699 die Grafschaft Hohenstein den Preußischen Ländern einverleibt, und zwar, der Lage gemäß, dem Fürstenthum Halberstadt, welches erst dadurch eine gewisse Ründung erhielt. Es ist dabei abermals der Milde Friedrichs zu gedenken, indem derselbe nicht nur sämtliche Schulden der Grafschaft, die an dreihundert tausend Thaler betrugen, zu bezahlen sich erbot, sondern auch dem Grafen Gustav selbst ein Geschenk von einer Tonne Goldes bewilligte, sobald er Hohenstein abtrete. Über alle diese Verhandlungen ward im Jahre 1699 ein ausführliches Schreiben an den Kaiser gesandt, der, obwohl nicht

ohne

ohne Eifersucht über Preußens stets wachsende Macht, dennoch nicht unterlassen konnte, die Gerechtigkeit und Uneigennützigkeit bei jenen Verhandlungen rühmend anzuerkennen.

Erwägen wir dabei zugleich die Anwartschaft auf Neufchatel und Valengin, welche Friedrich durch den König Wilhelm erhielt, so wie nicht minder der wichtigen Freundschaft, welche der Czaar Peter ihm seit seinem Besuche in Königsberg 1697 schenkte, so werden wir die Macht überschlagen können, in deren Besitze Friedrich allerdings nach der Königskrone streben konnte, und wir werden zugleich begreifen, daß der Kaiser nnd die meisten Europäischen Mächte einwilligen mußten, als der Kurfürst den festen Willen äußerte, hinfort den höchsten irdischen Namen „Selbstherrscher und König“ zu führen.

# Drittes Buch.

## §. 1.

Der Vertrag zu Ryswick hatte dem größeren Theile von Europa die Ruhe zurückgegeben, deren die erschöpften Völker so sehr bedurften; aber es war fast niemand, der in jenem sogenannten Frieden mehr hätte sehen können, als eine bloße Waffenruhe und die Erholungsstunde zu neuer blutiger Arbeit. Jedermann wußte, daß der nahe Tod eines ausländischen Fürsten das Zeichen sein würde zu neuem Kriege, und so gewährte denn jener Frieden, streng genommen, auch nicht für einen einzigen Tag sichere Ruhe.

Indessen erhielt die Kunst der Ärzte dem Könige Karl II. von Spanien noch bis zum 16. November 1700 ein Leben, das gewissermaßen eine ununterbrochene Krankheit gewesen war. Da er kinderlos war, und mit ihm die Spanisch-Carolinische Linie des Hauses Östreich ausstarb, so zweifelte Leopold, als das Haupt der Ferdinandinisch-Deutsch-Östreichischen Linie, keineswegs an der Übertragung der Spanischen Lande auf ihn oder einen seiner Prinzen. Da er nun auf diese Weise seines Rechtes völ-

lig gesichert zu sein glaubte, so versäumte er leider die nöthigen Klugheitsmaaßregeln, und zauderte, dem Wunsche des kranken Karl nachzugeben, und gleich jetzt seinen Sohn, den Erzherzog Karl, nach Spanien zu senden, um dort die Gemüther und den Thron, sobald er erledigt, zu gewinnen.

Er vergaß ferner den unternehmenden Geist Ludwigs XIV. zu berechnen, der für sein Haus nicht mindere Ansprüche auf die Spanischen Länder machte. Er hatte nämlich die ältere Schwester des Königs Karl zur Gemahlin gehabt, die indessen, der alten Verbindlichkeit gemäß, bei ihrer Vermählung aller Ansprüche auf die Spanische Erbschaft feierlich hatte entsagen müssen. Dennoch erklärte Ludwig jetzt mit großer Gelassenheit diese Entsagung für nichtig, und bestimmte seinem Großsohn, dem Herzog Philipp von Anjou, die Spanische Krone.

## §. 2.

Noch ward von einer dritten Seite Anspruch auf Spanien gemacht. Es war nämlich Margaretha Theresia, zweite Schwester Karls, die Gemahlin Kaiser Leopolds, Mutter von einer einzigen Tochter, Maria Antonia, geworden. Diese Prinzessin war die erste Gemahlin des Kürfürsten Maximilian von Bayern, aus welcher Ehe ein einziger Prinz, Joseph Ferdinand, stammte. Da nun die Großmutter dieses Prinzen niemals auf ihre Ansprüche, in Betreff Spaniens, Verzicht geleistet hatte, und nach Alt-Spanischem Rechte den nächsten weiblichen Anverwandten ein gültigerer Anspruch auf die Krone zugestan-

den wird, als der männlichen Nebenlinie von entfernterer Verwandschaft, so scheint allerdings Joseph Ferdinand die begründetsten Forderungen gemacht zu haben. Indessen raffte ihn der Tod schon 1699 hinweg, und nun blieben Frankreich und Östreich die einzigen Competenten. Die Europäischen Mächte waren in der größten Besorgniß; denn, wem auch von beiden die herrliche Ländermasse zufiel; seine Macht wurde dadurch auf eine Art vergrößert, die das Gleichgewicht Europa's aufheben mußte. Leopold, im Vertrauen auf sein jetzt ganz entschiedenes Recht, überließ alles der Zeit, vergessend, daß der nicht selten Unrecht bekommt, der, wenn wir so sagen dürfen, zu viel Recht hat. Desto thätiger war Ludwig, der mit England und Holland mehrere Verhandlungen über die Theilung der Spanischen Lande zur Sprache, ja fast in das Reine brachte, um, wenn er etwa genöthigt sein sollte, auf einzelne Stücke der Erbschaft Verzicht zu thun, doch der Hauptttheile sicher zu sein.

Leopold, das erfahrend, erklärte den Engländern und Holländern seinen Unwillen, daß sie den Hochmuth eines Königs unterstützten, der am liebsten ganz Europa als seine Erbschaft betrachten möchte. In der That war auch die Stimmung der Spanier so entschieden gegen jene widerlichen „Partagetractate" (mit denen Ludwig ohnehin nur ein Spiel trieb,) daß, wenn in diesem Augenblick der Erzherzog Karl wirklich in Spanien erschienen wäre, die Rechte des Hauses Östreich, ohne Zweifel, öffentlich siegend würden anerkannt worden sein. Aber jenes un-

selige Zaudern dauerte fort, und der Wunsch des kranken Königs wurde nicht erfüllt.

§. 3.

Die Spanischen Großen fühlten sich durch Östreichs Zaudern verletzt. Ludwig benutzte ihre Stimmung, und gewann endlich sogar auch den mächtigsten Granden, den Cardinal Portocarero, der bisher ganz für Leopolds Parthei gestimmt hatte. Nur Karl II. blieb, obwohl gekränkt, dennoch stets getreu dem Hause Leopolds; ja er soll noch wenige Tage vor seinem Tode sehnsüchtig nach dem Erzherzoge verlangt haben.

Jetzt aber geht die Geschichte in Schleiern, die wir nicht völlig zu heben vermögen, so wie sie bisher noch niemand gehoben hat. Man öffnete das Testament Karls II., es war noch sehr neu (vom 2. nnd 5. October 1700) und man fand, daß er den Herzog Philipp von Anjou zum Erben sämtlicher zur Spanischen Monarchie gehörigen Länder eingesetzt habe.

Ganz Europa staunte über den Inhalt eines Testamentes, der dem oft erklärten Willen des Königs so ganz und gar widersprach; nur Ludwig staunte nicht, sondern gab sich das Ansehn, als habe sich das Alles von selbst verstanden. Philipp von Anjou wurde schnell nach Spanien gesandt, nahm mit überraschender Schnelligkeit von dem Throne Besitz; und Ludwig sprach das empörende Wort aus: Nun giebt es keine Pyrenäen mehr. — Nicht minder überrascht, gaben mehrere Europäische Fürsten ihre Beistimmung, z. B. Portugal, der

Pabst, und die Herzöge von Savoyen und Mantua. Bei ihnen konnte die Furcht vor Ludwigs Macht wirken; wie aber England und Holland dergestalt betäubt werden mochten, um gleichfalls einzuwilligen, ist schwerer zu begreifen und betrübender zu erzählen.

Ludwig, völlig übermüthig gemacht, erlaubte sich jetzt alles. Er, der längst mit Wilhelm von England als einem anerkannten Könige unterhandelt hatte, vergaß sich jetzt, da er dessen augenblickliche Schwäche gesehen, so weit, daß er jede Rücksicht für ihn aus den Augen setzte. Als nämlich der vertriebene König Jakob, den wir früherhin schon haben kennen lernen, 1701 zu St. Germain gestorben war, erklärte Ludwig dessen nachgelassenen Sohn als einen rechtmäßigen König von Großbrittanien und Irland. Durch einen solchen Schritt mußte wohl Wilhelm schnell wieder zu seiner alten Ansicht, die er nie, auch nicht einen Augenblick, hätte verlassen sollen, zurückkehren. Er erklärte feierlich, daß er die Anerkennung Philipps zurücknähme und nur den Erzherzog Karl als rechtmäßigen Erben des Spanischen Throns betrachte. Zugleich kündigte er Frankreich den Krieg an, und wußte Holland zu bewegen, ein Gleiches zu thun.

§. 4.

Sobald der seltsam überraschende Inhalt jenes Testaments in Wien bekannt geworden war, hatte der Kaiser Leopold keinen Augenblick angestanden, demselben auf eine solche Weise öffentlich zu widersprechen, daß er schon dadurch den Krieg an Frankreich erklärte. Wirklich be-

gann er ihn auch sogleich, und wir dürfen ihm dies als etwas Bedeutendes und Großes anrechnen, da in dem Augenblicke Niemand auf seiner Seite stand, sein ganzes Heer höchstens 30000 Mann in Italien, der Unzahl seiner Feinde durchaus nicht gewachsen war, und auch von manchen Deutschen Fürsten nicht bloß keine Deutschheit und Beihülfe, sondern trauriges Franzosenthum, und feindliches Entgegenstreben zu erwarten war.

Wie aber der ächten Kraft, d. h. derjenigen, die mit Freiheit thut, was die Nothwendigkeit und das Gefühl der Ehre verlangt, nicht selten eine unerwartete Hülfe begegnet, so erfuhr dies jetzt auch Leopold. Sein Haß gegen Ludwig war gerecht und vollendet, *) und es mußte

---

*) Um von den tausend und aber tausend Beleidigungen der Franzosen gegen die Deutschen und ihren Kaiser nur Ein Beispiel zu erzählen, so möge folgendes hier stehen, obwohl es bei weitem noch nicht das ärgste ist. Im Jahr 1698 war der Czaar Peter in Wien, wo er sich gegen den ersten Fürsten der Christenheit ganz mit jener Achtung benahm, die demselben gebührte. Einst, als Leopold und Joseph dem erhabenen Gast ein reiches Fest gaben, war eine so große Fülle von Diamanten in dem Saal, daß jeder Befreundete und Wohlgesinnte der Pracht des Deutschen Kaiserhauses sich freuete. Nur den Französischen Gesandten, von Villars, verdroß der Glanz, und er sagte laut und mit beispiellos kalter Frechheit: „ihn wundere, daß sein König so viele Edelsteine in Deutschland gelassen habe.“ (!) — Wir finden nicht, daß er deshalb bestraft worden

ihn erfreuen, ein ähnliches Gefühl bei Friedrich von Preußen wahrzunehmen. Dann schloß sich auch, wie bereits oben angedeutet worden, Wilhelm von England und die Republik Holland an ihn, und als der Erstere bald darauf (18. März 1702) starb, hatte er bereits seine Nachfolgerin, die Königin Anna, mit demselben Grundsätzen erfüllt, denen sie wenigstens während der ersten Jahre ihrer Regierung treu blieb, und billig immer hätte treu bleiben sollen.

§. 5.

Der Kaiser bemühte sich jetzt, auch das Deutsche Reich, als solches, zum Kriege gegen Frankreich zu bewegen; allein wenn schon in früheren Zeiten sich bei diesem Unternehmen Schwierigkeiten gefunden hatten, so fanden sich diese jetzt in noch höherem Grade; denn leider zeigte sich bei mehreren Fürsten eine Art von gespenstischer Furcht gegen Ludwigs sogenannte Größe und Übermacht, theils auch wohl gar schon jener wohlbekannte Allerweltscharakter der sich auf die Vaterlandsliebe nicht einläßt. Indessen wirkte Östreich und mit ihm seine treuen Bundesgenossen, Preußen und Sachsen, so wacker und kräftig, daß sich alsbald der Östreichische, Fränkische, Schwäbische und Oberrheinische Kreis zu dem Bündniß gegen Frankreich vereinten, worauf denn auch später der Niederrheinische und Westpfählische folgten.

---

sei, vielleicht weil keine Strafe genügend schien; doch ist billig, solche Äußerungen nie zu vergessen.

Nicht also gesinnt waren die Kurfürsten von Baiern und Köln. Der Erstere hatte bereits durch die eigenmächtige Anerkennung Philipps, und durch die schnelle Einräumung der Spanischen Niederlande, deren Statthalter er war, an die Französischen Truppen, gerechtes Mißtrauen von Östreichs Seite erregt. Der Andere hatte sich geradezu für Frankreich erklärt, und Französischen Truppen seine Städte und Festungen geöffnet. Bayern wollte anfangs den Anschein haben als gehe es nur auf Partheilosigkeit aus; da man indessen eine solche als völlig unstatthaft verwerfen mußte, mit der es ihm ohnehin kein Ernst sein konnte, so schlug er sich gleichfalls auf des Feindes Seite, und man hatte nun bald den gräßlichen Anblick, an den sich keine Zeit gewöhnen soll, Deutsche gegen Deutsche fechten zu sehen.

## §. 6.

Noch betrübender fast ist das Benehmen des Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel, eines Fürsten, dem wir sonst als Vater seiner wackeren Unterthanen, als vielseitig gebildetem Gelehrten und ausgezeichnetem Dichter unsere ganze Hochachtung widmen müssen *).

---

*) Er ist bekanntlich der Verfasser der ehemals allbewunderten Romane: „Die Römische Octavia," und „die Syrerin Aramena," so wie mehrerer ausgezeichneter geistlichen Lieder. Seine Gelehrsamkeit ist nicht minder bekannt, und um so merkwürdiger, da er dabei keine Regierungssorge versäumte. Am Ende seines Lebens fiel er auch im Herzen ganz von Frankreich ab,

Zwar konnte es ihm, so wie seinem Bruder Rudolf August, nicht gleichgültig sein, daß, durch die Erhebung Hannovers zu einem Kurfürstenthume, die jüngere Welfische Linie über der älteren (der seinigen) stehen sollte. Er durfte über manche Kränkungen, die er bei dieser Gelegenheit erfahren, billigen Unwillen hegen; nichts aber vermag, ihn zu entschuldigen, wenn es wirklich wahr ist, was wir indessen noch nicht für ausgemacht halten, daß er sich mit Frankreich geradezu in eine Verbindung eingelassen. Indessen verlangte der Kaiser, daß Anton Ulrich von der Regierung ausgeschlossen werde, und mit überraschender Schnelligkeit rückten Hannöversche und Cellische Kriegesvölker in die Braunschweigischen Lande ein, und Rudolf August gab nach, daß seine eigene Kriegsmacht gegen Frankreich gebraucht werde. Anton Ulrich folgte späterhin dem Beispiele seines Bruders.

## §. 7.

Es kann hier nicht der Ort sein, den ganzen Spanischen Erbfolgekrieg mit allen seinen einzelnen Begebenheiten schildern zu wollen. Es ist genügend, daß wir zuvörderst seine Ursachen und die große Bedeutung desselben, die, wie nicht selten vergessen worden ist, für das ganze achtzehnte Jahrhundert entschied, angedeutet haben, worauf

---

und ward nun der entschiedenste Anhänger des Hauses Östreich, so wie er denn auch bekanntlich zur katholischen Religion überging.

wir dann nur die allgemeinen Umrisse desselben, nebst dem, was Preußen in demselben that, nach Maaßgabe der Verhältnisse dieser Schrift, anzugeben haben.

Die ersten Jahre des Krieges gewähren den Anblick sehr edeler Kräfte, die aber, zertheilt, nicht genügend wirken konnten. Da, wo unser Auge fällt auf die nicht zahlreichen Mannschaften, welche Eugen von Savoyen oder Johann Churchill, Graf und nachheriger Herzog von Marlborough, führten, oder auf die Preußen, unter von Heyden und Leopold von Dessau, da erfreuen wir uns innig der Talente der Anführer und der Tapferkeit der Untergebenen, die nur das Rechte wollten und ausführten. Aber es war bereits durch den Abfall Kölns und Baierns zu viel übel gemacht, als daß sich schnell etwas wider Frankreich entscheidend Wirkendes hätte erwarten lassen sollen. Erst mußte wieder erobert werden was jene Abgefallenen an Frankreich überliefert hatten. Die Preußen nahmen Kaiserswerth und Kempen, und, in Verbindung mit den Engländern und Holländern, Venlo, Rüremont, Lüttich (1702), so wie Rheinbergen, Bonn, Huy, Limburg und Geldern (1703). Die letztgenannte Festung stand seit langen Jahren in dem Rufe der Unüberwindlichkeit; denn, wie versenkt in die traurigste, sumpfigste Gegend (neben dem kleinen Flusse Niers), erschien sie fast unzugänglich, und selbst der höchsten Tapferkeit unerreichbar. Man hatte den Preußen unter dem Grafen Lottum die Eroberung aufgetragen, und diese wackeren Truppen zeigten hier, daß sie nicht bloß muthig und rasch in

der Schlacht seien, sondern auch ausdauernd und nimmer ermüdend.

Wirklich war auch die Freude über diese Eroberung so groß, daß sie durch eine Medaille gefeiert wurde, deren Aufschrift: Vincit invictam (Er besiegt die Unbesiegte) in der That nur die Wahrheit sagt, indem der Umstand, daß jene Feste bereits im Jahre 1587 von den Spaniern eingenommen wurde, hier in Anschlag gebracht werden kann, weil damals eine längst offenbar gewordene Verrätherei gewaltet hatte. *)

§. 8.

Ungern aber wendet sich der Blick auf das, was sonst geschah oder vielmehr misglückte. Am Oberrhein war das Reichsheer, unter Christian Ernst von Baireuth, unvermögend, den Franzosen Widerstand zu leisten, und Eugen bedurfte in Italien seines ganzen Talents, um

---

*) Der Name des Verfertigers jener Medaille ist Johann Boskam, und es findet sich ein Abbild derselben in Güttners Werk, S. 215, so wie eine andere, von Richter, auf die Hülfe, welche Friedrich 1702 leistete. Wie sehen hier den Mars Opifer mit einer Lanze in jeder Hand, mit der Unterschrift: Bello Gallico profligando duo exercitus deducti (Zur Vertreibung der Franzosen sind 2 [nämlich Preußische] Heere aufgestellt worden. (S. 198.)

Die Tapferkeit auch bei dem Feinde ehrend, verstattete man der Besatzung von Geldern, unter dem General des Betes, freien Abzug.

durch Vendome's Übermacht nicht gänzlich zerdrückt zu werden. Aber man vermochte nicht, die Vereinigung der Franzosen unter Villars zu hindern, und Leopold, der nun auch von den zu jener Zeit nie ruhenden und friedlich gesinnten Ungarn gedrängt wurde, befand sich abermals in der traurigen Lage, von zwei Seiten zugleich zusammen gepreßt zu werden. Doch darf ihm die Geschichte mit Recht nachrühmen, daß gerade solche Lagen der fast unabwendbar scheinenden Gefahr die sind, in denen er sich am würdigsten zeigt. Nicht zwar, als habe er ganz so gehandelt, wie er sollte; aber er duldete doch mit Anstand, und verwarf jeden mittelmäßigen Frieden, der ihn doch von der augenblicklichen Gefahr befreiet haben könnte. Ihn rettete jetzt etwas Besseres: die Treue seiner edlen Unterthanen, und zwar in diesem Augenblicke die Tapferkeit und Anhänglichkeit der Tyroler. Dieses Volk, das nichts zu vertheidigen hat, als arme Hütten und rauhe Gebirge, und das, hätte es den gemeinen Standpunkt halbwitziger und sogenannter kosmopolitischer Ruchlosigkeit gehabt, am meisten würde haben hoffen dürfen, wenn es abgefallen wäre, zeigte sich gerade jetzt am allertreusten. Und, mit jenem Muthe, den die besseren Menschen alle haben, wenn sie ganz sicher sind, auf rechtem Wege zu sein, schlug es die unendliche Übermacht der Baiern und Franzosen aus seinen stillen Thälern heraus *), in

*) Ein Tyroler Scharfschütz erschoß bei dieser Gelegenheit den Grafen Arco, den er für den Kf. von Baiern hielt, hoffend, dadurch dem ganzen Kriege ein Ende zu machen.

denen ihm (so wollte es das redlich klare Gemüth) nichts begegnen sollte, als Deutschheit und Treue.

## §. 9.

Die mißliche Lage, worein die Franzosen und Baiern für den Moment gerathen waren, benutzte der Östreichische Feldherr Styrum nicht so, wie er sie hätte benutzen sollen. Aller Zufuhr beraubt, konnte nur ein glückliches Treffen die Feinde retten, und eben deshalb hätte jener zu dieser Zeit es vermeiden sollen. Er vermied es nicht, und so gewannen durch Überzahl und Verzweiflung die Franzosen und Baiern die Schlacht bei Oberklau und Hochstädt (20. Sept. 1703), und der Sieg verschaffte ihnen die kaum geahndeten Erfolge, daß auch Landau in ihrem Rücken, und Augsburg, das bisher den Östreichern bedeutend genutzt hatte, in ihre Hände fiel.

Wir finden hier abermals, ungeachtet des ungünstigen Erfolges, die Preußischen Krieger in ihrer alten rühmlichen Tapferkeit; denn es ward selbst damals öffentlich eingestanden, daß, wenn alle Truppen auf Deutscher Seite so gefochten, wie sie, die Schlacht nicht verloren sein würde. Sie hatten den Kern der feindlichen Reiterei zum Weichen gebracht, der Rückzug derselben ward schon zur verworrenen Flucht in Morast und Sümpfe, und das feindliche Fußvolk hatte den Angriff der Preußen nicht einmal erwartet: als plötzlich ein großer Theil der Reichstruppen, auf welche sich die Franzosen mit wüthender Raschheit geworfen hatten zu weichen anfing, und die Preußen, welche, stets vorwärts eilend, den Sieg schon in

Händen zu haben glaubten, fast allein standen, weshalb dann Leopold von Dessau den Rückzug anordnen mußte.

## §. 10.

Das Jahr 1703 hatte traurig geendet, und nicht minder traurig erschien der Anfang des Jahr 1704. Wenn wir erwägen den unseligen Glauben an Ludwigs Unüberwindlichkeit, der wirklich schon hie und da tiefe Wurzeln geschlagen, die Erfolge des letzten Feldzugs, die Lauheit mehrerer Deutschen Fürsten für die Deutsche Sache, die offenbare Feindseligkeit anderer, die aufrührerischen Ungern, so wird uns leicht klar werden, daß Leopolds Lage zu den traurigsten gehörte, in denen sich je ein Fürst befunden haben mag.

Ludwig sah genau ein, welcher Deutsche Fürst den meisten Eifer und das meiste Übergewicht zeige, und, so oft schon gewohnt, das: „Theile und Herrsche" anzuwenden, und so zu siegen, wandte er es auch jetzt mit besonderer Klugheit bei Friedrich an. Er bot alles auf, um ihn von der Deutschen Sache abzuziehen; er schmeichelte seinem Stolze, wohl wissend, daß er hier die reizbarste nnd gefährlichste Seite des Königs berühre; er bot ihm an, Oranien zu räumen und seine Ansprüche auf Neufchatel und die neu angenommene königliche Würde anzuerkennen. Zugleich versprach er, ihm monatlich 100,000 Thaler, so lange der Krieg dauere, zu zahlen, wenn er nur seine Truppen zurückziehen und unthätig bleiben wolle. Allein Friedrich zeigte, daß weder Schmeichelei und Sättigung der Eitelkeit, noch Habsucht und Befrie-

digung der Begierde zu glänzen, ihn abwendig machen konnte, von dem, was er einmal als heilige Pflicht für den Kaiser und das Reich anerkannt hatte. So lehnte er denn mit Gelassenheit jeden Antrag Ludwigs ab.

Auch beschränkte er keineswegs seinen Eifer für Deutschland auf das, was er in dem Krontraktat versprochen hatte; denn, statt der 10,000 Mann, die er dort verheißen, standen jetzt 25,000 Preußen gegen Frankreich im Felde. Er scheuete dabei keine Aufopferungen; denn da auch der Nordische Krieg die Maaßregeln weiser Vorsicht forderte, so hatte er bereits im Jahre 1701, zur Deckung von Preußen, 6000 Mann Sachsen-Gothaischer Truppen in seine Dienste genommen. Jetzt, da die Verhältnisse sich noch mehr verwickelten, errichtete er in seinen Staaten noch eine sogenannte Landmiliz, die mehr als 10,000 Mann betrug.

## §. 11.

Der Kurfürst von Baiern hatte sich so thätig gezeigt, daß er, wider alle damalige Gewohnheit, einen Theil des Winters mit der Belagerung von Passau zugebracht, und es ging diese Stadt, der Schlüssel von Östreich, im Anfange des Jahrs 1704 an ihn über. Doch eben die wachsende Gefahr versammelte auch die Klugheit und Kraft der Bundesgenossen. Man erkannte, daß ein großer Schlag nöthig sei, um alles zu retten. Marlborough und Eugen, beide gleich groß durch ihr Feldherrntalent und nicht minder groß durch ihre Einigkeit, wurden in das Herz von Deutschland gerufen, und neben ihnen stan-

den

den Ludwig von Baden und Leopold von Dessau. Der erste Steg ward bei dem Schellenberge erfochten, der zweite, größere, bei Höchstedt, jene Rettungsschlacht, die, als solche, vielleicht die bedeutungsvollste im ganzen achtzehnten Jahrhundert ist. Unserem Zwecke getreu, können wir nicht in das Einzelne dieser Schlacht gehen; wohl aber ist höchst erfreulich, zu erinnern, daß die Preußen, auf dem linken Flügel stehend, der verzweifelnden Wuth der Baiern und Franzosen am meisten ausgesetzt, den größten Antheil an dem herrlichen Erfolge jenes Tages hatten. Lange hatte, besonders auf diesem Flügel, der Sieg geschwankt, denn nicht alle Regimenter fochten wie die Preußen; ja es war dahin gekommen, daß mehrere schon, fast verworren, flohen. Da ergriff Eugen ein Mittel, das wir wohl ein entsetzliches, aber durchaus zu rechtfertigendes nennen dürfen. Nachdem er mehrere der fliehenden Reiter mit eigener Hand erschossen, und doch nicht den Erfolg sah, die Regimenter zum Stehen zu bringen, verließ er sie, sprengte zu Fürst Leopold und den Preußen hin, und rief: „Hier will ich bleiben, hier mit braven Männern will ich fechten.“ Das Wort wirkte, bei allen, auch den verschiedenartigsten Verbündeten, und es war von nun an kein Gedanke mehr an Flucht, außer bei den Feinden, die jetzt das ungeheuerste Entsetzen faßte.*)

---

*) Nicht minder kräftig hatte Marlborough auf dem rechten Flügel gewirkt. Als ein Englischer General, dessen Reiterregiment schon zweimal geschlagen war, endlich zur Flucht umlenkte,

Selten ist ein Sieg so vollständig gewesen. Das Heer der Feinde, angeführt von dem Kurfürsten und dem Marschall von Tallard, ward theils in eine verworrene Flucht gesprengt, theils gefangen, theils vernichtet. Ganz Baiern fiel in die Hände der Sieger; der Kurfürst mußte, mit den geschlagenen ausländischen Freunden, über den Rhein fliehen, und bald war ganz Deutschland bis zu jenem Strom und manche Festungen auch jenseit desselben, wieder in den Händen der rechtmäßigen Besitzer.

§. 12.

Eugen, jedes Verdienst erkennend, hatte nicht bloß im Feuer der Schlacht den Preußen ihren verdienten Ruhm zuerkannt, sondern er legte jetzt öffentlich das Zeugniß davon ab, indem er in einem zur öffentlichen Kunde gekommenen Schreiben an den König Friedrich, dem er einen ausführlichen Bericht von der Schlacht giebt, folgendes anführt: „Ich kann nicht umhin, Ew. Majestät mit aller Submission bekannt zu machen, welchergestalt Dero unter meinem Commando gestandene Truppen ein unsterbliches Lob verdienet, von welchem ich selbst Zeuge bin, vornehmlich, was die auf dem rechten Flügel gestande-

---

eilte ihm M. nach, holte ihn ein, und sagte mit freundlicher Gelassenheit: „Mein Herr, Sie sind im Irrthum: dort steht der Feind, und Sie dürfen ihm nur das Gesicht zukehren, so ist der Tag Ihre.“ Der General kehrte rasch zurück, focht mit neuer Kraft, half redlich siegen, und widmete fortan dem Oberfeldherrn eine nur noch innigere Liebe.

ne Infanterie betrifft, deren Officiers und Soldaten mit einer unerschrockenen Herzhaftigkeit gefochten, und die feindlichen Anfälle etliche Stunden lang aufgehalten, bis endlich, durch Gottes Hülfe und durch das entsetzliche Feuer gedachter Infanterie, der Feind in solche Confusion gebracht worden, daß er ihrer Bravour nicht länger zu widerstehen gewußt, sondern in unglaublicher Confusion die Flucht ergriffen, und durch die Abandonnirung seiner Schlachtordnung und völligen Lagers, uns die allerrühmlichste Victoire in die Hände gespielet. Gleichwie aber sothane herrliche Actiones, beides, von der heroischen Conduite des Generals, als auch der löblichen Nachfolge des gemeinen Soldaten herkommen, der sich ordinaire mit seiner Courage nach dem Oberhaupt richtet; also, Sire, muß ich insonderheit dem Herrn Prinzen von Anhalt sein höchst verdientes Lob beilegen, der auf keinerlei Weise seine Person geschonet, oder vor einer Gefahr sich entfärbet, sondern im Gegentheil mit einer großen Unerschrockenheit seine Leute in das härteste Treffen angeführet, dergestalt, daß man ihm die Gewinnung der vortrefflichen Victorie zu seinem unsterblichen Nachruhm großentheils zuzuschreiben hat." (S. die Europäische Fama Th. III, S. 382.)

Nicht minder rühmlich war die Theilnahme der Preußen bei der Belagerung und Eroberung von Landau, weshalb der Fürst von Anhalt in einem Schreiben an den König geradezu erklärte, daß der Französische Commandant, um seine tapfersten Bekämpfer zu ehren, die weiße Fahne nach der Seite hin ausgesteckt habe, wo sie gestanden.

Auch Marlborough fühlte den Werth der Preußischen Truppen so sehr, daß er jetzt selbst nach Berlin kam, wo er Friedrichen um neue Unterstützung bitten sollte. Er benahm sich hier mit einer solchen Feinheit, daß Friedrich ihm die höchste Gunst schenkte, und seine Wünsche gewährte; denn bald darauf gingen 8000 Mann unter Leopold nach Italien, um auch dort den Ruhm ihrer Waffen von neuem zu verbreiten.

## §. 13.

Hier sei ein Ruhepunkt, um die anderen Begebenheiten der genannten Jahre, in so weit sie Preussen betreffen, anzudeuten. Früher noch als der Spanische Erbfolgekrieg hatte Karl XII, König von Schweden, im Norden einen Kampf begonnen, in welchem die Vorsehung die ewige Lehre von der nothwendigen Mäßigung der Kraft darstellen zu wollen schien. Karl, dem zum Helden nichts weiter fehlte, als, es nicht zu rasch sein zu wollen, hatte die Dänen wie mit einem Schlage lähmend getroffen, hatte dann August II. bei Riga gezeigt, wie wenig er ihm gewachsen sei, und war endlich bei Narva mit 8000 Schweden Sieger gewesen über 80,000 Russen. So flog er mit wunderbarer Eil von einem Erfolg zum andern, bis er endlich, im Jahr 1703, Augusten, den er unter allen seinen Feinden am meisten haßte, die stets schwankende Polnische Krone entriß, und, da er lieber Königreiche gab, als selber nahm, sie dem bescheidenen Stanislab Lescinsky schenkte.

Noch ehe der Sieg sich auf irgend eine Seite der

Streitenden hinneigte, hatte Friedrich von Preußen mit Entschiedenheit erklärt, daß er, der seine ganze Kraft für Deutschlands Wohl anwenden wolle, in dem Nordischen Kampfe durchaus partheilos zu bleiben willens sei. Peter, August, und Karl hatten auf die mannichfaltigste Weise versucht, seinen Vorsatz zu ändern; doch umsonst. Der Theilnahme Preußens an einem solchen Kriege würde die Idee gefehlt, und die Zersplitterung der Kräfte des jungen Königreichs sich bitter gerächt haben. Dies einsehend, blieb Friedrich fest.

Karl, sobald nicht Leidenschaften ihn hinderten, den klaren Willen und die Rechte der Anderen stets anerkennend, hatte im höchsten Glück, wo er allerdings auch Friedrichen sehr gefährlich hätte werden können, demselben die Partheilosigkeit feierlich bewilligt (11. August). Der deshalb geschlossene Tractat ist durchaus kein Bündniß zu nennen, wie der Primas, Cardinal Radziewsky meinte; sondern lediglich eine wechselseitige Versicherung zwischen Karl und Friedrich, daß sie nicht Feinde seien.*)

## §. 14.

Seitdem Friedrich die Königskrone erlangt hatte, war sein Streben, sich und seine Umgebungen zu jeder Zeit in einer noch ausgezeichnetern Pracht darzustellen, als dies bereits früherhin der Fall gewesen. Sein Einzug in Berlin nach der Krönung war das glänzendste Schauspiel,

*) S. Beilage R.

was bis dahin jemals in dieser Stadt gesehen worden; dergestalt, daß auch Besser in seiner Krönungsgeschichte, in welcher er die ganze Pracht beschrieben, am Schlusse hinzufügt: „Berlin hat ohne Verletzung der Bescheidenheit und wenigstens für diesen Abend (6. Mai 1701) sich den Namen Lumen Orbi, d. i. das Licht und der Glanz der Welt, zueignen dürfen, den einer aus dem Lateinischen Worte: Berolinum, durch Versetzung der Buchstaben, herausgebracht hat.“ — Spätere Geschichtschreiber erzählen, daß Greise, die sich jener Zeit erinnert, oft erklärt hätten, es sei die Pracht völlig über alle Beschreibung hinaus gewesen, und auch in der Folge sei noch das Berliner Schloß fast täglich der Schauplatz glänzender Herrlichkeit und weithin leuchtender Feste gewesen. —

Wie wichtig man aber auch alles nahm, was bei Hofe vorfiel, beweist am besten der Umstand, daß selbst der Tag, an welchem zum Erstenmale der Kronprinz ein Pferd bestieg, um reiten zu lernen, durch eine Medaille verewigt wurde. Sie hat die Umschrift: Præludia regni (das Vorspiel der Regierung), und Gütther, der sie in seinem Werke (S. 184) mittheilt, setzt dabei die naive Frage hinzu: Unter was für einem Bilde sollte wohl die Führung eines Staates geschickter, als unter der Regierung eines Pferdes, vorgestellet werden können? *)

*) Der Graf von Wartenberg hatte, als Oberstallmeister, das Amt übernommen, den Prinzen zum ersten Male auf das Pferd zu setzen, und da er dabei gern etwas Poetisches sagen wollte,

§. 15.

Überhaupt suchte man alles, was sich irgend thun ließ, so bedeutend als möglich zu machen, und vergaß dabei, daß dieses „Bedeutend machen wollen“ dem aufmerksamen Blicke doch als Behelf erscheinen mußte, so wie es denn auch leider nicht selten der Gegenstand der Nachahmung für die sonst einfach gesinnten Unterthanen wurde.

Im Magdeburgischen waren einige Erzgruben zu

---

so ersuchte er den Hofdichter, ihm mit dergleichen auszuhelfen. Es geschah, und der damals 12½ jährige Fr. Wilh. I. ward mit einigen nicht sehr überschwenglichen, doch höchst seltsamen, gereimeten Zeilen angeredet:

Da heute, großer Prinz, mein Amt verordnet hat,
Nachdem Du reiten sollst, Dich auf das Pferd zu setzen;
Wünsch ich, daß, neben mir, zu gleicher Zeit der
Staat, (!!)
Ob diesem kleinen Dienst sich könne glücklich schätzen, u. s. w.

Er fährt dann fort, die Dankbarkeit des Prinzen in Anspruch zu nehmen, und äußert mit Entschiedenheit, es werde derselbe, so oft er hinfort ein Pferd besteige, an ihn zurücke denken. Dann aber kommt er noch einmal auf den Staat zurück, und zwar also:

Allein, weil ich voraus dem Staat bedienet bin,
Muß ich mit meinem Wunsch auch meistens dahin gehen:
Daß Deinem Königreich der größeste Gewinn,
Aus dem, was jetzt geschieht, mag dermaleinst entstehen. u. s. w.

Stande gebracht, woraus sogleich Thaler geschlagen wurden, zum Zeugniß, daß dieses Werk wirklich zu Stande gebracht worden sei. Wenn aber die Umschrift dieser Münzen lautete: Primitiæ metallifodinarum in ducatu Magdeb. (1701) (Erstlinge der Erzgruben in M.), und die Randschrift: Principium secli et regni sors prima coronat (den Anfang des Jahrhunderts und des neuen Königreichs krönt ein neues Glück), so deutete dies auf Hoffnungen, die keinesweges erfüllt wurden, da jene Erzgruben sich späterhin nicht sehr dankbar zeigten.

Noch glänzender war die Feier des Geburtstages des Königs, welche die neu aufgerichtete Akademie der Bau-, Maler-, und Bildhauerkunst in dem genannten Jahre beging. Es war dieselbe 1696 errichtet und 1699 eingeweihet worden, und Friedrichs Geburtstag war auch ihr eigener. Der Fürst widmete ihr eine besondere Sorgfalt, und selbst seine bittersten Tadler haben eingeräumt, daß er diese Künste geliebt habe. Der erste Direktor derselben war Joseph Werner, ein geistreicher und fleißiger Künstler, und unter den ersten Mitgliedern brauchen wir bloß den vortrefflichen Andreas Schlüter zu nennen, um die sichere Begründetheit dieser Anstalt zu beurkunden. — Wir wollen das Rühmliche dieser Anstalt um so weniger verkennen, da sie damals fast die einzige Anstalt dieser Art war. Die Gesellschaft der Wissenschaften blieb nicht zurück bei der Feier jenes Geburtstages, und vielleicht feierte sie ihn nur um so inniger, je mehr sie fühlte, daß ihr eigentlicher Anfang durch den neu ausgebrochenen Krieg noch gehemmt werden würde.

## §. 16.

Der Tod Wilhelms III. gewährte Friedrichen die Aussicht auf die Oranische Erbschaft; allein so gerecht auch seine Ansprüche waren, so zeigte sich doch noch die Erfüllung in weiter Ferne, da, außer so manchem anderen Hindernisse, auch Johann Wilhelm Friso, Erbstatthalter in Frießland, feste Ansprüche begründen zu können glaubte. — Da aber Friedrich mit fast beispiellosem Eifer die Sache betrieb, so ließ er sogleich durch die Clevische Regierung von den Grafschaften Mörs und Lingen Besitz nehmen, und setzte alle Wappen der Oranischen Erbländer in das Preußisch-Brandenburgische mit hinein. Dann reiste er selbst nach Holland, und erfreuete durch seine Freigebigkeit fast jeden ausgezeichneten Mann, der ihm zu Gesichte kam, dergestalt, daß seine Milde überall gerühmt, und durch eine Denkmünze (von Nicolaus Chevalier) verewigt wurde.

Im Haag wurde endlich ein Interims-Vergleich geschlossen, kraft dessen die Grafschaften Mörs und Lingen, nebst allen in und außer dem Haag gelegenen zur Oranischen Erbschaft gehörigen Schlössern und Gütern den Preußen; die anderen aber dem Fürsten von Nassau-Diez eingeräumt wurden. Die übrigen und noch wichtigeren Erbschaftsstücke nahmen die Generalstaaten in einstweiligen Besitz (Sequestration), bis die Sache bei dem jetzt kaum zu hoffenden Frieden ihr völliges Ende gewinnen werde. (Dieser Vergleich ist vom Jahr 1702.)

§. 17.

Im Jahr 1703 feierte Friedrich den Krönungstag auf eine besonders glänzende Weise, indem er den Ritterorden des schwarzen Adlers einweihete: wobei der Hofprediger Ursinus, mit löblicher Kraft, die religiöse Idee dieses Ritterordens darzustellen suchte.

In demselben Jahre ließ Friedrich die Stadt Nordhausen von seinen Truppen besetzen, da er bereits 1698 die Erbvogtei derselben von Sachsen erkauft hatte. Da aber einige Magistratspersonen jener damals freien Reichsstadt seinen Absichten widerstrebten, so ward er zu der erwähnten strengen Maaßregel gezwungen, die denn auch bald das Ziel erreichen ließ. *)

Wichtiger noch und erfreulicher ist uns die Handlung, wodurch Friedrich in diesem Jahre das Gefühl der tiefen Ehrfurcht für seinen großen Vater öffentlich bezeigte. Die metallene Roßstatue des großen Kurfürsten, ein unsterbliches Werk Schlüters, war vollendet worden, und stand jetzt, doch noch verschleiert, auf der langen Brücke. Zu ihrer Enthüllung und feierlichen Einweihung war der Geburtstag des Königs bestimmt. Am frühen Morgen mußte eine Compagnie französischer Grenadiere (deren Väter den verewigten Helden vielleicht in Schlachten hatten kennen lernen) die Königsbrücke besetzen, so wie die Deutschen Garden die anderen umliegenden Gegenden, um das endlos andrängende Volk nur in gehöriger Ordnung

*) S. Europäisches Theater, XVI. S. 246 ff.

einzulassen. Dann kamen vier und zwanzig Trompeter, nebst zwei Paukern, hinter diesen vier Herolde in ihren Staatskleidern mit den Heroldsstäben in der Hand, darauf der Obermarschall, der Schloßhauptmann, der Oberceremonienmeister, der Oberschenk u. s. w. — Jetzt, da eine feierliche Stille eingetreten war, und der König nebst dem Kronprinzen und den Verwandten seines Hauses aus den Schloßfenstern herausahen, ward das verhüllende Tuch von der Statue genommen; alle verneigten sich tief, und der erste Herold las eine Bekanntmachung ab, in welcher es hieß:

„Der König habe zum ewig währenden Andenken der unsterblichen Heldenthaten seines großen Vaters diese Statue setzen und aufrichten lassen, und wolle, daß sie, von allen und in allem, heilig, unverletzt, und in Ehren gehalten werde.“

Dann begrüßte die ganze Versammlung noch einmal mit einer tiefen Neigung die Bildsäule, und blieb so lange mit entblößtem Haupte stehen, bis das grobe Geschütz auf den Wällen dreimal losgebrannt war, und die unter Gewehr stehenden Truppen eben so oft aus dem kleinen Gewehr gefeuert hatten. Endlich ging der ungeheuere Zug, feierlich schweigend, zurück, und mit Gebet und Gesang in der Schloßkapelle und im Dom ward die würdige Handlung beschlossen. *)

---

*) Für diejenigen Leser, welche den Genuß, jene herrliche Statue zu kennen, entbehren, möge hier wenigstens die In-

## §. 18.

In dem genannten Jahre ereignete sich eine Begebenheit, die damals in ganz Europa ein großes Aufsehen machte, und bei welcher Friedrich seinen ganzen Eifer für das Christenthum zu bezeigen Gelegenheit hatte. Es betrifft die Juden, über deren Niederlassung in der Mark hier zuvor ein kurzes Wort gesprochen werden möge. Wir finden ihrer zuerst gedacht um das Jahr 1250, und, wenn sie auch nicht selten angefeindet wurden, so erhielten sie sich doch in dem Schutz der Landesherren; so, daß auch Ludwig der Römer sie seine „getreuen Kammerknechte“ nannte.

Ward indessen diese Nation von einigen Märkischen Fürsten auch wirklich einigermaaßen begünstigt, so ge-

---

schrift auf dem marmornen Fußgestelle der Bildsäule mitgetheilt werden:

Divo Friderico Guilelmo Magno
Sacri Romani imperii Archi-Camerario et Electori
Brandeburgico
Inclyto
Qui incomparabilis heros
Dum vixit amor orbis
Atque terror hostium extitisset
Hoc pietatis et gloriæ æternum monumentum
Lætus mœstusque posuit
Fridericus
Primus e sua stirpe rex Borussiæ
Anno a Christo nato cIↃIↃccIII.

wann doch ihr Schicksal niemals eine völlige Sicherheit, indem zwischen den Christen und ihnen keine Eintracht möglich schien. Oftmals wurden sie beschuldigt, daß sie Christenkinder heimlich weggenommen, zerfetzt, getödtet, und deren Blut getrunken, daß sie die Brunnen vergiftet, geweihete Hostien entwendet und durchstochen u. s. w. So war der Haß immer gewachsen, und es brach im Jahre 1510, unter Joachim I., die ganze Kraft desselben gegen sie los. Der Diebstahl einer vergüldeten Monstranz und der Büchse, in welcher die geweiheten Hostien lagen, aus einer Dorfkirche bei Bernau, zog 35 Juden, die dabei in Verdacht gekommen waren, eine gräßliche Todesstrafe und der ganzen in der Mark befindlichen Judenschaft die Verbannung zu. Jochim II. hatte indessen, da er bekanntlich oft in Geldverlegenheit war, ihnen den Zutritt wieder geöffnet; doch traf sie bald wieder ein ähnliches Unglück. Jener Fürst fand wenige Stunden nach einer Wolfsjagd, auf der er sich sehr erhitzt hatte, den Tod (1571), und man muthmaßte, daß der Hofjude Lippold ihn vergiftet habe. *) Wir schweigen von der gräß-

*) Völlig klar werden die Historiker hierbei wol nie sehen können, wenn nicht etwa noch geheime Papiere vorhanden sind, die Aufschluß geben könnten. Neuere Geschichtschreiber versichern, (und es ist wahrscheinlich, daß sie Recht haben) Joachim II. sei an einer Erkältung gestorben, die unheilbar geworden sei, da sein Leibarzt Luther (ein Sohn des Reformators) sich gerade unglücklicherweise in Cüstrin befand.

lichen Art des Todes, welcher ihm zuerkannt wurde, und erwähnen nur, daß abermals sämtliche Juden aus den Brandenburgischen Landen verbannt wurden (1573).

## §. 19.

Hundert Jahre nach dieser Vertreibung flehten die Juden den großen Kurfürsten um einen Zufluchtsort in seinen Landen an, und er gewährte ihnen denselben; doch sollten nie mehr als funfzig Familien in der Mark aufgenommen werden. Wir finden keine Klage von Erheblichkeit über sie; und sie gelangten bald zu der Wohlhabenheit sich eine große prachtvolle Synagoge zu bauen. Jetzt aber, im Jahr 1703, wurden sie von einem zum Christenthum übergetretenen Juden angeklagt, daß sie in einem gewissen Gebet, dessen Anfang Alenu Leschabbeach laute, Christum lästerten, und diesen ausgesprochenen Frevel noch mit schmähenden Gebärden begleiteten. Das ganze Publikum nahm den größten Antheil an jener Aussage, die Juden waren in Dörfern und in Städten nicht mehr sicher, und sie flehten um den königlichen Schutz. Friedrich aber erwiderte, daß da, es eine Sache sei, so die Ehre Gottes betreffe, er dieselbe auf das allergenaueste untersuchen lassen werde, und wofern sich finden werde, daß solche und dergleichen Lästerungen von ihnen begangen würden, sie allesamt ohne Unterschied aus dem Lande gejagt werden sollten. „Sie sollten," heißt es weiter, „von diesem vermaledeiten Beginnen abstehen, und oben erwähntes Gebet weder für sich thun, noch es ihre Kinder lernen lassen, indem der König solches durchaus nicht dul-

den würde, noch könnte, und wenn die Rabbinen und Ältesten dennoch eines Meineides darunter sollten überwiesen werden können, so würde der König sie, Andern zum Abscheu, an Leib und Leben strafen." *)

## §. 20.

Die Regierungen in der Neumark, Pommern, Halberstadt, Magdeburg u. s. w. erhielten nunmehr Befehl, jene Angelegenheit selbst genau zu untersuchen, und empfingen von den meisten gelehrten Juden die Auskunft, es rühre jenes Gebet von Josua her, und sei folglich anderthalb tausend Jahre vor Christi Geburt abgefaßt. Das ward selbst von den meisten christlichen Gelehrten zugestanden; doch konnte jener Umstand nicht entscheiden. Es war nämlich in diesem Gebet bei der Stelle, welche den Anstoß gegeben, ein leerer Raum gelassen, der eben einem lästernden „Im-Sinne-behalten" zusagen konnte. Obwohl nun deshalb die Juden erklärten, daß die Verwünschung nur auf die Abgötter zu Josuas Zeiten gingen, so war doch jener Umstand wichtig genug, das Gebet ganz zu verbieten; besonders, da durch Burstorf und Pfeifer, vor allen aber durch Eisenmenger, manche

---

*) Genaue Auskunft über die Geschichte der Juden findet sich im Angelus (Engel) B. III. und Leutinger, B. XX. und XXI; über die sie betreffenden Angelegenheiten während des Jahrs 1703 am ausführlichsten in Bekmanns Werk, Th. I. S. 202 ff.

trübe Mysterie des damaligen jüdischen Cultus eröffnet worden war.

Selten ist ein Edikt mit so großer Wärme gegeben und aufgenommen worden, als das, welches diesem Streite ein Ende machte. Wir dürfen vermuthen, daß der größte Theil aus Friedrichs Feder selbst geflossen, der mit Freuden eine Gelegenheit ergriff, seinen Eifer für die göttliche Ehre des Erlösers von neuem an den Tag zu legen. *) Schon um deswillen war es nöthig, dieser Sache mit Genauigkeit zu gedenken; auch ist ja Gottlob die Zeit vorbei, wo man mit gemeiner Vornehmheit auf solchen Eifer herab sah. —

## §. 21.

Es ist oben erwähnt worden, daß die wackeren Preußen den Krieg der Jahre 1689 bis 97 nicht bloß mit stiller Kraft ertrugen, sondern auch mit fröhlicher Theilnahme die Nothwendigkeit erkannten. Trüber empfanden sie, daß schon wieder, nach einer kaum dreijährigen Ruhe, ein neuer Kampf ausgebrochen sei, dessen Ende kaum abzusehen war. Sie gaben ihrem Könige vollkommen Recht, daß er an demselben Theil nahm, und theilten seinen edeln Haß gegen die Bedrückungen Ludwigs; wenn sie aber, erwägend, was sie seit dem dreißigjährigen Kriege gelitten, diesmal nur mit schwerem Herzen der Nothwendigkeit nachgaben

*) S. Beilage S.

gaben, so bedarf das keiner Entschuldigung, sondern rechtfertigt sich durch sich selbst. Bei den Preußischen Kriegern finden wir, wie immer, den reinen edeln fröhlichen Eifer; aber der Bürger daheim, obwohl, wie wir gern wiederholen, völlig überzeugt von dem großen Gedanken dieses Krieges, trauerte dennoch über den Verfall seiner Nahrung und seines Gewerbes, und über den stets offenbarer werdenden Geldmangel.

Den letzteren Übelstand verschuldete größtentheils Wartenberg, der den höchsten Fehler beging den ein Staatsmann begehen kann, indem er, nur für den Moment sorgend, und die Bedürfnisse desselben beseitigend, wie sie sich gerade am bequemsten beseitigen ließen, sorglos von einem Tage zum andern lebte, und eben deshalb für die Zukunft die größte Sorge veranlaßte.

## §. 22.

Er ließ eine Auflage nach der andern ausschreiben und ging dabei so blind hintreibend und schonungslos zu Werke, daß selbst die Art der Erhebung für die Unterthanen äußerst unbequem und lästig war. Während er wenigstens zuweilen das Ansehen haben wollte, als bekämpfe er den Luxus, beförderte er ihn offenbar, indem er durch den eng bestimmten Rang jeder einzelnen Individuen, höheren Aufwand veranlaßte als jemals, weil jener Rang denselben zu erfordern schien. Nicht bloß Thee, Kaffee, Chokolade, und ähnliche künstliche Bedürfnisse sollten versteuert werden, sondern auch das gänzlich Unentbehrliche: Schuhe, Stiefeln, Pantoffeln, Strüm-

pfe, Hüte u. s. w. wurden schweren Abgaben unterworfen. Die Kopfsteuer ward erhöht; ja es ging so weit, daß jedes Frauenzimmer und jede Magd unter 40 Jahren, die sich bei ihren Eltern oder Verwandten aufhielt, außerdem noch einen vierteljährlichen Beitrag zur Accise liefern mußte. *) Es scheint, als habe er dabei die Idee gehabt, die Ehen zu befördern; doch bedarf es wohl des Zusatzes nicht, daß ein so seltsames Mittel den Zweck nicht erreichen konnte.

Noch immer nahm Wartenberg die Perüquen in Anspruch, denen jetzt auch die Fontangen zugesellt wurden. Sie waren schwer versteuert, was wir keinesweges missbilligen würden, wenn dabei die Absicht gewesen wäre, jene widerliche Tracht zu verleiden; doch war dies keinesweges der Fall, da sich jede Frau und jedes Mädchen, die zu den höheren und mittleren Ständen gehörten, in dieser Verhüllung zeigen mußte.

Das Allerschlimmste aber war das stete Schwanken in den Edikten, welche die neuen Auflagen betrafen, so, daß man nie mit Sicherheit die Gränze angeben konnte, wo sie aufhören würden. Wenn aber Wartenberg nicht einmal verstand, mit Umsicht und Überlegung das Vermögen der Unterthanen in Anspruch zu nehmen, so verstand er noch weniger, ihnen neue Erwerbsquellen zu eröffnen. Ja, es ist klar, daß durch jene blinde Weise sei-

---

*) S. das Edikt vom 8. September 1704 in der bekannten Mylius schen Sammlung.

ner Staatsverwaltung manche ehemalige Quellen, die der große Kurfürst den Brandenburgern gezeigt hatte, wieder versiegen mußten.

Die Unterthanen wurden ärmer, und nicht sparsamer; denn nur der findet ein Vergnügen an genauem Haushalt, der des Wohlerworbenen sicher ist, und den nicht Willkühr in dem emsigen Betriebe stören darf. Wir dürfen deshalb die Brandenburger nicht tadeln, daß sie handelten, wie Menschen überhaupt zu handeln pflegen; wohl aber ihn, der die wackeren und fleißigen Bürger nicht zu behandeln wußte.

Auf Friedrichen selbst, ruht dabei der Vorwurf, daß er sich durch Wartenberg täuschen ließ; doch hatte dieser auch jedes Mittel aufgeboten, wodurch ein Fürst getäuscht werden kann. Hätte der König nur öfter die Klagen gehört, so würde er ihnen auch öfter abgeholfen haben; doch theils war die Liebe der Brandenburger für ihn zu zärtlich, um ihn mit häufigen Klagen zu belästigen, theils hatte auch der Minister die schlauesten Maaßregeln getroffen, um die Klagen nicht bis zum Ohr des Fürsten durchdringen zu lassen. Indessen darf die Geschichte nicht ungerügt lassen, daß dieser umstellt werden konnte.

In so bedenklicher Zeit trösteten sich die Brandenburger mit jener ewigen Liebe für ihren König, mit dem Ruhm ihres Namens, der stets durch neue Heldenthaten ihrer Heere vergrößert wurde, und durch jenen leichten Sinn, den wir schon oft an ihnen erkannt haben. Am meisten getröstet war man in der Hauptstadt, wo die

Quellen des Erwerbs noch am häufigsten flossen, und wo der Hof selbst Leben, Glanz, und Freude verbreitete.

## §. 23.

Da Friedrich, wie so eben erwähnt worden, fast gar nichts erfuhr von jenen drückenden Verhältnissen, so fuhr er fort in seinen gewohnten Bemühungen für den äußeren Glanz seiner Würde und seines Staats. So ward das Schloß zu Charlottenburg im schönsten Styl ausgebauet, so das zu Berlin, welches, ein herrliches Denkmal von Schlüters Geist und Fleiß, auf die ungetheilte Bewunderung jedes Kenners und Freundes Deutscher Baukunst Anspruch machen darf. Es war im Jahre 1704 so weit gediehen, daß man die Umrisse desselben auf einer Denkmünze als vollendet darstellen und der Welt verkündigen konnte. *)

In eben diesem Sinne stiftete Friedrich bald darauf eine Fürsten- und Ritterakademie, durch die sich Wartenberg einen besonderen Ruhm zu erwerben hoffte. Allein

---

*) S. Güttthers Werk, S. 220. Der Avers der Medaille stellt des Königs Brustbild dar, der Revers zeigt das königliche Schloß, in seiner neuen Verbesserung und Vergrößerung, an dessen Fuße unten die Worte: Instaurante Schlutero, architecturæ directore; darüber: Friderico, regi Borussiæ, restauratori regiæ Berolinensis; im ersten Abschnitt: pio, iusto, felici, optimo principi artiumque liberalium statori. Ganz unten: Christ. Wermuth, Anno 1704.

da er selbst nicht wissenschaftlich gebildet worden war, so hatte er sich begnügt, das Ganze nur auf äußeren Prunk zu berechnen. Es war vergessen worden, daß jeder junge Mann, möge er auch aus dem höchsten Stande sein, den tiefen Ernst des Lebens früh lernen, und seine Kraft üben müsse an der Gegenkraft. Hier aber war alles darauf berechnet den jungen Männern zu gefallen, statt sie zu lehren, wie sie durch harmonische Entwickelung ihrer Anlagen, durch Frömmigkeit, Kraft nnd Kenntnisse ihres hohen Standes sich würdig zeigen möchten. Es ist erfreulich, hinzuzusetzen, daß der Deutsche Adel dies auch vollkommen erkannte, und Verwöhnung und Verzärtelung hassend, bald eine Anstalt wieder verließ, in der man ihm auf jene Weise zu gefallen suchte. So ist dann leicht zu erklären, wie jene Akademie nach wenigen Jahren wieder verfiel. Erziehung und Unterricht haben nichts mit Prunk und Schimmer gemein, und Männer, wie Paul Gundling und Benjamin Neukirch, obwohl wir ihnen nicht jedes Verdienst absprechen, waren schwerlich geeignet, kräftigen Jünglingen zu imponiren, wie sie selbst wünschen müssen, daß ihnen imponirt werde.

## §. 24.

Aller jener Glanz vermochte Friedrich nicht zu schützen vor einem großen Schmerz, der ihm zu Anfang des Jahrs 1705 bevorstand. Die Königin Sophie Charlotte war kränklich nach Hannover gereist, um ihre Mutter zu besuchen, war dort noch kränklicher angekommen, hatte aber

aus Zärtlichkeit für ihre Verwandten das Gefühl ihres Leidens verschwiegen, und war bald rettungslos krank geworden. Sie war in jedem Sinn die Zierde des Preußischen Hofes gewesen, ausgezeichnet durch Anmuth und Schönheit der Gestalt, durch den Reichthum ihres Geistes und die milde Tugend ihres Herzens. Die Liebe für die Wissenschaften und Künste machte sie so glücklich und in sich selbst einig, daß sie das Getreibe verworrener Leidenschaften um sich her kaum bemerkte. Während sie den höchsten Rang verdiente, legte sie keinen Werth auf die Auszeichnungen, die man ihr um deswillen widmete; wohl aber sah sie in den Menschen selbst den tiefen Werth, und sie schätzte jedes Gute und Rechte, wo sie es fand. Sie war sehr lebhaft, rasch, treffend, und dennoch sehr sanft, freundlich, leicht nachgebend und ganz unbekannt mit dem Gefühl der Rache. Die Gräfin Wartenberg, die oben geschildert worden, vergaß selbst gegen sie nicht selten die Ehrfurcht, die sie ihr schuldig war; aber Sophie Charlotte, in ihrer ruhigen Größe und stillen Heiterkeit, bemerkte das kaum, und wenn sie darauf aufmerksam gemacht wurde, vergab sie gern. Ja, es schien, als sei kaum mehr von einem Vergeben die Rede, wie man einem Blinden nicht vergiebt, daß er nicht sieht, sondern es bloß natürlich findet.

Unter ihren Geisteskräften war besonders das Vermögen, zu begreifen, zu urtheilen, und zu behalten, vorherrschend; unter den Künsten liebte sie Musik am meisten, so wie unter den Musikern Corelli, unter den Philosophen

Leibnitz, unter den Religiösen Fenelon, aus dessen Telemach sie selbst einen Auszug machte und mit Anmerkungen begleitete, die ihrem Sohne für sein ganzes Leben als Richtschnur dienen sollten. Man hat ihr vorgeworfen, daß sie diesen Sohn zu zärtlich liebte, und es ist dies allerdings nicht zu verhehlen; wenn wir aber erwägen, daß ihr bereits zwei Söhne gestorben waren, und Friedrich Wilhelm ihr Einziger blieb, so werden wir uns nicht wundern können, daß sie die ganze Fülle ihrer Liebe nun auch auf diesen Einzigen übertrug.

Eben so wenig verhehlen wir, daß eine gewisse Gattung von Französischer Bildung auch auf sie ihren Einfluß gezeigt hatte; aber wir werden nicht von einer einzigen Frau verlangen wollen, daß sie sich ihrer ganzen Zeit widersetzen solle.

Über das Maaß ihrer Religiösität werden diejenigen Leser, welche auch allenfalls „zwischen den Zeilen“ lesen können, genügend urtheilen.

## §. 25.

Mit dem Gedanken an den Tod wohl vertraut, hatte sie bereits im Jahre 1692 bei einer nur gelinden Kränklichkeit ihr Testament aufgesetzt, und so ward ihre Seele denn auch jetzt nicht beunruhigt, als ihre letzte Stunde sich zu nähern schien. Schon bei ihrer Abreise von Berlin war sie weicher als je, und sie nahm von ihrem Lieblinge, dem Kronprinzen, den zärtlichsten Abschied. Man fand auf ihrem Tische ein Papier, auf welches sie ein

Herz gezeichnet hatte, mit der Unterschrift: Parti; eine einfache Hieroglyphe, die, weil sie Alles sagen möchte, nur Eines ausspricht. Jetzt aber, da aller Kampf vorüber war, zeigte die Königin sich so ruhig, daß sie mit der größten Heiterkeit die Anwesenden tröstete, ja sogar mit halbem Scherz die Bemerkung machte, auch ihr Gemahl werde sich doch nach einiger Zeit trösten, und die Sorgfalt für die prachtvolle Bestattung ihrer Leiche seinen Kummer einigermaßen zerstreuen.

Wir besitzen einen Bericht des französischen Predigers de la Bergerie in Hannover, der, als Augenzeuge, das Ende der Königin beschreibt, und wir würden in unserm Werk eine Lücke lassen, wenn wir ihn hier nicht mittheilten:

„In der Nacht den letzten Januar auf den ersten Februar des Jahres 1705, früh zwischen 1 und 2 Uhr, wurde ich zur Königin von Preußen gerufen, welche damals gefährlich krank war. Als ich in ihr Zimmer trat, warf ich mich gleich zu den Füßen ihres Bettes nieder, und bezeigte ihr, wie schmerzlich es für mich sei, sie in diesem Zustande zu sehen. Hierauf nahm ich Gelegenheit, ihr zu sagen, sie könne nunmehr einsehen, daß die Könige und Königinnen, eben so wie andere Menschen, sterblich wären, und vor dem Thron der göttlichen Majestät erscheinen müßten, um daselbst, wie der geringste Unterthan, von ihren Handlungen Rechenschaft zu geben. Hierauf antwortete Ihre Majestät: „Das weiß ich wohl.“ Ich fuhr weiter fort: Ew. Majestät müssen nunmehro auch die Nichtigkeit und Eitelkeit der Dinge hienieden, an de-

nen Ihr Herz vielleicht nur allzu sehr gehangen hat, erkennen lernen, und die Wichtigkeit der himmlischen Dinge, die Sie vielleicht hintangesetzt und verachtet haben, dagegen vergleichen. Hierauf antwortete die Königin: „Das ist wahr.“ Setzen aber, frug ich Ew. Majestät nicht ein wahres Vertrauen auf Gott? und bitten Sie ihn nicht ernstlich um Vergebung aller der Sünden, die Sie begangen haben? nehmen sie nicht Ihre ganze Zuflucht zu dem Blute und Verdienste Jesu Christi, ohne welchen wir unmöglich vor Gott bestehen können? Die Königin antwortete: „Ja.“ Inzwischen kam der Herzog Ernst August (ihr Bruder) in's Zimmer der Königin; und da sie mit einander reden wollten, so begab ich mich, dem erhaltenen Befehl gemäß, auf die Seite. Einige Zeit hernach stellte ich mich wieder vor das Bette der Königin, um zu sehen, ob ich eine Gelegenheit bekommen könnte, von der großen Sache ihres ewigen Heils mit ihr zu reden. Allein der Herzog August sagte mir damals, „es sei nicht nöthig, denn die Königin stände ganz gut mit ihrem Gott.“ Am andern Morgen sagte mir dieser Prinz, er habe die Königin, als er mich vor ihrem Bette angetroffen, befragt, ob sie verlangte, daß ich weiter mit ihr spräche? Sie habe aber geantwortet, „es sei ganz und gar nicht nöthig: sie wisse bereits alles, was man ihr bei dergleichen Gelegenheiten vorsagen könne, sie habe sich dies schon alles selber gesagt, und thue es noch immer, und sie hoffe bei ihrem Gott ganz wohl dran zu sein.“ Endlich, als die Königin von einer Schwachheit befallen wurde, mit welcher sie ihr Leben endigte, so fiel ich auf meine

Knie an der andern Seite des Bettes, wo die Vorhänge geöffnet stunden, und bat Gott mit lauter Stimme, er möchte seine guten Engel um diese große Prinzessin herum lagern, um sie vor den Anläufen des Satans zu bewahren, sich ihrer Seele erbarmen, sie im Blute Jesu Christi, ihres himmlischen Bräutigams, abwaschen, und sie, nachdem er ihr alle ihre Sünden vergeben, in Frieden zu seiner Herrlichkeit aufnehmen. In demselben Augenblick verschied sie."

Gütther erzählt, die sterbende Fürstin habe ihrem bis ins Innerste betrübten Bruder gelassen zugesprochen: „Es ist nichts so natürlich als der Tod; er ist unvermeidlich, und obgleich mein Alter mich hätte sollen hoffen lassen noch einige Jahre länger zu leben, so empfinde ich doch keine Betrübniß darüber, daß ich sterben muß." Bald darauf reichte sie ihm die Hand, sagte: „Mein Bruder, ich ersticke!" und ihr letzter Augenblick war gekommen.

Sie hatte nur das Alter von 36 Jahren und 4 Monaten erreicht.

## §. 26.

Es war sicher nicht der Ernst der Königin gewesen, als sie aussprach, daß Friedrich sich über ihren Tod bald beruhigen werde, oder, wenn es ihr Ernst war, so hatte sie sich in ihrer Bescheidenheit sehr geirrt, und ihren Werth viel zu geringe angeschlagen. Als die Nachricht von ihrem Abscheiden nach Berlin kam, wollte niemand wagen, sie dem Könige zu überbringen, und als es endlich geschehen mußte, übernahm ihn der Schmerz so sehr, daß

er in eine tiefe und lange Ohnmacht sank, und seinem Leben selbst Gefahr drohte. Er fühlte wohl, was er in ihr verlor, und es dauerte lange Zeit, ehe er an das denken konnte, was seine Gemahlin ihm als Beruhigung angewiesen zu haben schien, die Pracht des Leichenbegängnisses. Er liebte seinen Schmerz, und weidete sich an demselben, er verlangte überall Theilnahme und fand sie, auch wenn er sie nicht verlangt hätte. Wenn wir die Menge der Leichenpredigten und Gedichte lesen, die auf ihren Tod erschienen, so finden wir fast in allen denselben eine so genaue Auseinandersetzung ihres Werthes, daß es scheint, als habe man geflissentlich dem Schmerze tiefere Stacheln geben wollen, und als habe Friedrich geliebt, sie sich selbst zu geben.

Dann erst, nach langem Zwischenraum, verfaßte er selbst die Anordnung ihres Leichenbegängnisses, und zwar mit einer Würde, wie sie in Europa noch nie gesehen wurde, denn er wollte öffentlich zeigen, wie unendlich viel er verloren. *)

Nicht bloß sämtliche Preußische Unterthanen, sondern auch ganz Deutschland, ja man darf sagen ein großer Theil von Europa theilte Friedrichs Gefühl, denn wo die Fürstin nur erschienen war, da hatte die Gediegenheit ih-

---

*) Nach der Berechnung des Obermarschalls, Grafen v. Wittgenstein, beliefen sich sämtliche Kosten der Trauerfeierlichkeiten auf 200,000 Reichsthaler. Eine fast endlose Beschreibung derselben giebt Gütther S. 225 bis 60.

rer Tugend, die Klarheit ihres Verstandes, und die Anmuth ihres Benehmens Verehrung und Liebe gewonnen. Selbst in den öffentlichen Schriften, welche dieser Tod veranlaßte, spricht mitunter ein weit lebendigerer Buchstabe, als sonst in jener, was die Deutsche Literatur betrifft, so unerquicklichen Zeit der Fall zu sein pflegt. (Man findet sie sämtlich in Küsters Preußisch-Brandenburgischer Bibliothek angeführt; Neukirchs Rede aber, die man ehedem als ein Meisterstück bewunderte, fast in allen sogenannten Anweisungen zur Deutschen Redekunst, bis über die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hinaus. *)

Besonders ungünstig wirkte dieser Todesfall in Hinsicht der Intriguen und Kabalen an dem damaligen Berliner Hofe, denen sie oft gewehrt hatte, und denen nun niemand mehr wehren konnte. Ganz besonders benutzte die Gräfin Wartenberg diesen freiern Spielraum, um ihren unerfreulichen Einfluß immer weiter auszubreiten.

Nicht minder ungünstig war der Einfluß auf Friedrichs Gesundheit, die, nie sehr stark, jetzt völlig wankend wurde. Dazu trug auch ein zweiter Trauerfall bei, indem noch in demselben Jahr ihm seine einzige Tochter, Louise Dorothee, welche, wie oben erwähnt worden, an den Erbprinzen von Hessen-Cassel verheirathet war, durch den Tod entrissen wurde (23. December 1705.).

## §. 27.

Am 5. Mai des genannten Jahres starb der Kaiser

---

*) S. Beilage T.

Leopold *), nach einer acht und vierzigjährigen Regierung, an der Brustwassersucht; aber sein Tod änderte nichts in der Richtung der Östreichischen Staatskunst, und nichts in der Führung des Krieges.

Es folgte Joseph der Erste, einer der geistreichsten Fürsten aus dem Hause Habsburg: feurig und kühn, menschenfreundlich und nach einer Freiheit des Geistes, strebend, die seinem Vater gemangelt. Aber die Fülle von Kraft darf uns der Fehler nicht vergessen lassen, die sich schon früh bei ihm zeigten. Seine Erregbarkeit verfehlte mitunter das rechte Ziel, und machte ihn zuweilen, ohne daß er es ahndete, zum Spielwerk seiner Lieblinge, wenn sie ihn mit genügender Feinheit zu behandeln wußten. Seine Sinnlichkeit veranlaßte eine gewisse Arbeitsscheue und verführte ihn zu Verschwendung und Ausschweifungen in der Neigung für das weibliche Geschlecht.

Sein Haß gegen Frankreich war noch glühender, wie der seines Vaters, und er beschloß, den Krieg zur Erhaltung der Spanischen Krone für seinen Bruder Karl mit ungetheiltem Eifer fortzusetzen. Es schien nicht, als werde dieser Kampf in Spanien selbst entschieden werden, obwohl beide Prinzen, Karl und Philipp, die nach der Krone strebten, sich jetzt dort eingefunden hatten. Wir sehen dort allerdings einen mit großer Anstrengung geführten Kampf, doch vermissen wir die höhere Idee und das entschiedene Talent, und der zertheilte Wille und die ge-

*) S. Beilage U.

brochene Kraft der Streitenden selbst unter sich, so wie der nun ausbrechende alte Haß der Castilier und Aragonier, gewährt einen so trüben Anblick, daß wir uns gern davon abwenden.

§. 28.

Entschieden sollte jener Kampf werden da, wo seit mehreren Jahrhunderten alle Kämpfe entschieden worden sind: In Deutschland und den Niederlanden. Selbst den Kampf in Italien können wir nicht als den Ausschlag gebend betrachten. Das Jahr 1705 war nicht ausgezeichnet durch Kriegesthaten; desto mehr das folgende; und wir dürfen nur an die Schlachten bei Ramillins und Turin erinnern, um abermals die Denkmale auch der Preußischen Tapferkeit bezeichnet zu haben. Bei Turin waren es die Preußen, die größtentheils den linken Flügel bildeten, und wo der Fürst Leopold von Dessau zuerst mit ihnen in's Gefecht kam. *)

Eugen der sich ganz darauf verstand, die Deutschen zu würdigen, und die Eigenthümlichkeit der Preußen und ihres Anführers zu schätzen wußte, sagte gleich beim ersten Anblicke der Feinde: „Mich dünkt, diese Leute sind schon halb geschlagen.“ Ein solches Wort erfreute die Preußen, an die er es gerichtet, und obwohl durch die ungeheure Übermacht zweimal zurück gedrängt, eilten sie doch zum Drittenmale mit immer freudigerem Muthe wieder

*) S. Beilage X.

vor, und waren die ersten von allen, welche die Linien bei Turin erstiegen.

§. 29.

Indessen hatte Östreich das ganze eroberte Baiern völlig wie feindliches Land, und zuletzt bereits als sein entschiedenes Eigenthum behandelt. Man vergaß dabei, daß die Unterthanen, größtentheils wenigstens, nicht eingestimmt hatten in die Maaßregeln ihres Fürsten, und daß selbst der beste Zweck nicht die Härte entschuldigen kann, mit dem hier ein Deutscher Stamm den andern behandelte. Ein kräftiges Volk konnte nicht auf diese Weise zur Unterwerfung gebracht werden; es entstanden Verschwörungen, die sehr gefährlich hätten werden können, wenn nicht günstige Zufälle die Östreicher gerettet hätten.

Endlich that Joseph den letzten Schritt in dieser Angelegenheit, zu dem er allerdings nie Recht hatte, da es die gegen die Deutschen bewaffneten Deutschen Fürsten selbst traf. Es wurden nähmlich die Kurfürsten von Köln und von Baiern in die Reichsacht erklärt, und jetzt, wo Joseph durch die neuen Verschwörungen erbittert worden war, ließ er jenes Urtheil trotz aller Widersprüche einzelner Reichsfürsten öffentlich bekannt machen.

Dies geschah zuvörderst zu Wien und sodann zu München selbst (29. April und 11. Mai 1706). Es war keine bloße Absetzung; sondern es war die alte furchtbare Acht, und es hieß in der Erklärung derselben, „der Kurfürst verfalle von nun an, mit seinem unglückseligen Leibe,

dergestalten aus des Kaisers und Reiches Schutz und Frieden in die Unsicherheit und in den Unfrieden, so daß sich niemand weiter an ihm solle vergreifen, oder verfreveln können."

§. 30.

**Maximilian Emanuel erhielt hinfort von Seiten des Kaisers gewissermaßen gar keinen Titel mehr; seine vier Söhne nannte man seitdem nur die Grafen von Wittelsbach.**

Dann ging man zur bestimmteren Zerstückelung des Landes. Man schenkte die Herrschaft Mindelheim dem Herzoge von Marlborough, die Oberpfalz dem Kurfürsten Johann Willhelm, und einen kleinen Theil erhielt Würtenberg. Doch vor allen wurde der Graf Lamberg, ein Mann der sich wohl des Kaisers, aber nicht der Deutschen Fürsten Liebe erworben hatte, beschenkt. Gegen all dies willkührliche Betragen legten die Fürsten, und besonders Friedrich von Preußen, ihren Widerspruch ein; ja es äußerte sich jetzt eine solche Unzufriedenheit, daß mehrere derselben aufhörten, ihre Contingente zum Reichsheer zu senden, bis es endlich dem Kaiser 1708 gelang, ihre Einwilligung zu erhalten. Indessen war leicht vorher zu sehen, daß diese Angelegenheit dadurch nicht ihr Ende gewonnen habe, und daß, selbst wenn es gelinge, beim nächsten Friedensschlusse Frankreich ganz zu demüthigen, dennoch die Deutschen Fürsten gegen die Zerstückelung Baierns sich von neuem erheben würden.

§. 31.

## §. 31.

Weniger günstig zeigte sich das Jahr 1707 für den Fortgang der wider Frankreich vereinten Waffen.

Das Reichsheer zeigte abermals, daß es nicht von Einem Gedanken geleitet werde, und so ward es dem Marschall Villars möglich, den Markgrafen Christian Ernst von Baireuth, welcher es befehligte, zurückzuwerfen. Der alte Fürst legte jetzt den Befehl nieder, und sein Nachfolger Georg Ludwig von Hannover konnte nur retten, was noch zu retten war.

Auch in den Niederlanden fühlte sich Marlborough gehemmt, durch die Verdrossenheit, die jetzt bei den Holländern sich zu zeigen anfing. In Italien herrschte desto kühnerer Eifer; doch als man über die Gränzen dieses Landes hinaus, in die Provence, und vor Toulon rückte, da strafte sich der allzukühne Eifer. Eugen hatte den Zug unternommen, Leopold von Dessau war mitgezogen; doch, wie man sagt, nicht ohne Abmahnung. Eugen fühlte sich vor Toulon zum ersten Male von seinem Glück verlassen, doch nicht von seinem Geist und seinem Muth, der den bald als nothwendig erkannten Rückzug nach Italien gefahrlos zu machen wußte.

Der letzte Ort, den die Franzosen noch in Italien besessen, Susa, fiel jetzt auch, und zwar lediglich durch der Preußen ausdauernde Tüchtigkeit.

## §. 32.

Im Jahr 1708 ward jede Kraft und jedes Talent

aufgeboten, um entscheidende Ergebnisse herbei zu führen, und das Glück war auf der Seite der guten Sache. Eugen und Marlborough waren diesmal beide in den Niederlanden, und mit ihnen die herrliche Schaar der Preußen, unter dem Grafen Lottum und dem Fürsten Leopold. Die ganze Kraft derselben that sich hervor in der blutigen Schlacht bei Oudenarde (11. Jul.). Hier glänzen insonderheit die Namen Lottum und Nazmer. *) Der Letztere empfing eine Wunde, doch fühlte er sie nicht, da Heldenmuth und Frömmigkeit ihn stählten.

Die Folgen der Schlacht waren nicht minder glänzend; doch verdankte man die Eroberung von Ryssel (Lille), welches die Franzosen mit Kraft und Ausdauer vertheidigten, lediglich der Wachsamkeit der Preußen. Der Französische Unter-Feldherr, Ritter la Motthe, hatte den kühnen Plan gemacht, den Belagerern die Zufuhr abzuschneiden, und es wäre gelungen, wenn nicht Graf Lottum mit hundert funfzig auserlesenen Reitern sich ihm entgegen geworfen und ihn so lange aufgehalten hätte, bis sich das fast überraschte Heer der Verbündeten in Schlachtordnung stellen konnte (bei Wynedal). Dieses Entgegenwerfen im gefahrvollsten Augenblicke entschied, und nimmer möge vergessen werden, welcher Führer und welche Truppen hier entschieden haben. So fiel Lille, so Gent, und die leichte Reiterei streifte fast bis vor die

---

*) Dubislav Geromar, gest. als Pr. Feldmarschall 1737, ausgezeichnet als Krieger und als Christ.

Thore von Paris, und Schrecken bemächtigte sich der hochmüthigen Hauptstadt.

Auch in Italien finden wir ein Preußisches Heer und zwar unter dem General Georg Abraham von Arnim, mit dessen Hülfe den Verbundenen gelang, Fort-Louis, Exilles, Fenestrelles u. s. w. zu nehmen. Der Pabst, wie immer, folgerecht (obwohl wir diesmal fast sagen möchten: folgerecht in der Folgewidrigkeit, da ohne Zweifel nur ein Irrthum ihn Frankreichs Parthei nehmen ließ), hatte sich bis dahin nicht zwingen lassen; ward aber jetzt in seiner Hauptstadt selbst gezwungen, Karl III. für den rechtmäßigen König von Spanien zu erkennen.

§. 33.

Wenn wir endlich erwägen, daß der Versuch des Prätendenten auf die Englische Krone, in Hoffnung einer günstigen Aufnahme in Schottland, vereitelt wurde, (durch den Ritter Bing, der ihn nach Dünkirchen zurückschlug,) und daß Sardinien und Minorka erobert wurden, so werden wir begreifen, daß selbst Ludwigs Hochmuth gebrochen war, und daß er, der früherhin vielleicht nur den Frieden zu suchen schien, ihn jetzt wirklich suchte und zwar unter jeder Bedingung, welche die äußere Ehre nicht ganz verletzte. Er sandte zwei Minister, den Chevalier von Rouville und den Marquis von Torcy nach dem Haag; aber er begegnete hier einer nimmer zu billigenden Zähheit, die sich im Übertreiben jeglicher verletzenden Forderung wahrhaft gefiel. Es kann hier nicht der Ort sein, ausführlich zu erzählen, wie man alles aufbot,

durch schneidende Kälte und überbietenden Stolz den ehedem so sehr Gefürchteten zu verwunden, und wir wollen bei dieser Gelegenheit nur auf die Memoiren jener Gesandten hindeuten; wohl aber dürfen wir den Pensionär Heinsius verantwortlich machen, daß er selbst den härtesten Bedingungen des Friedens noch äußere Kälte und Schonungslosigkeit hinzufügte. Ludwig hatte eingewilligt, Straßburg und die Reichsstädte im Elsaß abzutreten, nichts zu besitzen am Rhein von Basel bis Philippsburg, Karl III als gerechten König von Spanien anzuerkennen; aber man war damit nicht zufrieden, und so — wir müssen Ludwigen zum ersten Male Recht geben — konnte kein Friede hervorgerufen werden.

## §. 34.

Friedrich von Preußen war weit entfernt jene Härte zu billigen; aber seinem Versprechen getreu, ja, wenn wir so sagen dürfen, weit mehr als getreu, bot er abermals für den Feldzug 1709 jede Kraft seines fast erschöpften Landes auf. Er, den so manche Sorge drückte für die Nordischen Angelegenheiten, stellte dennoch mehr als 30,000 Mann gegen Frankreich in das Feld. Aber er konnte der Nemesis nicht gebieten, die sich auch jetzt schon, wenn auch nur leise, den Verbündeten zeigte. In Italien ward nichts ausgerichtet, denn Viktor Amadeus von Savoyen verweigerte jede Hülfe, da er sich von dem Kaiser Joseph beleidigt fühlte. In Spanien verlor man die erlangten Vortheile wieder, und am Oberrhein zeigte sich die Reichs-

armee so schwach, daß es dem Grafen Mercy gelang, sie bei Neuburg zu schlagen.

Nur in den Niederlanden, wo Eugen und Marlborough, Leopold von Dessau und Lottum standen, war die alte Kraft sichtbar; ja es schien, als steigere sie sich hier zu dem höchsten Punkte, dessen die durch die Schranken der Menschlichkeit bedingte fähig ist. Jedes Streben der Kraft und Gegenkraft zeigte sich hier in den kolossalsten Formen, und wie etwa der einzelne Mensch das Gelüst fassen kann, durch einen plötzlichen großen Riß in alle seine Verhältnisse das ganze Leben umzuwandeln, so schien, als seien diesmal die Staaten sehnsüchtig nach der Entscheidung durch Einen Schlag. In solchem Styl (man verstatte das Wort) ward die Schlacht bei Malplaquet geschlagen (17. September). Hier focht Villars uud Bouffler gegen Eugen und Marlborough, und da entschiedenes Talent und entschiedener Wille auf beiden Seiten stand, so schwankte die Schlachtenwage lange.

## §. 35.

Wir genießen hier abermals die Freude anführen zu dürfen, daß der Sieg in der Mitte der Schlachtordnung anhub, da wo Lottum befehligte und der General Fink von Finkenstein in die Verschanzungen einstürmte, daß die feindliche Reiterei fliehen und das Fußvolk sich ergeben mußte. Dann neigte sich auch der Sieg auf die beiden Flügel des Heers; doch langsam nur, und als wäre er fast müde geworden, zu erscheinen, da er den Frieden

nicht hatte herbeiführen können durch so häufiges glänzendes Erscheinen.

Dieser Riesenschlacht, welche 60,000 tapferen Kriegern das Leben kostete, wohnte auch der Kronprinz von Preußen mit dem ganzen Feuer eines edeln Deutschen Kriegers, als Freiwilliger, bei. Ihn hatte schon längst der kühne Muth den glänzenden Festen seines Vaters entführt, und so stand er jetzt mit dem Fürsten Leopold, der diesmal wie sein königlicher Freund als Freiwilliger diente, unter den beiden größten Feldherrn der damaligen Zeit, um unter ihnen die Kriegsschule zu machen. Jener siebzehnte September war entscheidend für sein ganzes Leben. Er hatte gefochten wie ein Hohenzoller; er hatte die Großartigkeit eines edlen Krieges und die tiefe Bedeutung eines Gottesurtheils der Schlacht kennen lernen; aber sein Herz war auch tief getroffen worden durch den Anblick des Jammers, den auch ein edler Krieg hervorruft, und er hatte sich gelobt, nur da, wo Ehre und Nothwendigkeit gebieten werde, sein edles Volk in den Krieg zu führen.

Aber nicht bloß als reiner Mensch, auch als Freund war er tief getroffen worden, ja es hatte sich bei diesem Verlust etwas Wunderbarscheinendes in sein Leben gedrängt, das sein nüchterner Verstand nie auszuscheiden vermochte. Ihm hatte nämlich am Vorabend der Schlacht sein edler und tapferer Freund, der Preußische Generalmajor von Tettau, mit Bestimmtheit erklärt, er werde an dem nächsten verhängnißvollen Tage fallen, und obwohl durch Friedrich Wilhelm bald mit freundlichem Ernst,

bald mit freundlichem Scherz von so wunderbarer Ahndung abgerathen, hatte er sie dennoch fest gehalten, und zuletzt mit Kraft und Rührung feierlichen Abschied von ihm genommen. Das Vorgefühl hatte ihn nicht getäuscht; er fiel nach heldenmüthigem Kampf, und hinterließ bei dem Prinzen ein nie verlöschendes, ehrendes und fast wunderbares Andenken.

## §. 36.

Ludwig erfuhr bald die ganze Wichtigkeit der für ihn verlorenen Riesenschlacht, und diesmal gänzlich gedemüthigt, sandte er abermals zwei wohl angesehene Männer, den Marschall von Uxelles und den Abt Polignac, an die Verbündeten, mit dem Auftrage, Frieden zu machen auf fast jede Bedingung. Sein Land war verarmt bis zur Dürftigkeit, stellenweise entvölkert bis zur Einöde, das Vertrauen zu seinem ehemaligen Glücke hatte ihn verlassen. Man verlangte sehr Bitteres von ihm: er sollte zuvörderst jeden Anspruch auf die Spanische Erbschaft fahren lassen, und die Französischen Truppen aus Spanien herausziehen. Dazu verstand er sich. Man ging weiter, und befahl, er solle seinen Enkel selbst bekämpfen; er erklärte die Unmöglichkeit, aber er erbot sich zu dem Höchsten, was er thun konnte, die Verbündeten mit bedeutenden Summen zu unterstützen in dem Kampfe gegen sein eigenes Blut, den Herzog von Anjou. Er zeigte, wie leicht ihnen ein solcher werden würde, wenn seine ganze Macht den Kriegsschauplatz verlassen werde; aber man war auch damit nicht zufrieden,

sondern beharrte bei dem unnatürlichen Verlangen, er solle seinen geliebten Enkel selbst bekämpfen. Es war das Einzige, was er nicht gewähren konnte, und er gewährte es wirklich nicht, sondern wagte lieber noch einmal den Kampf auf Leben und Tod.

Er konnte diesmal ganz ehrlich die Friedensunterhandlungen seinem Volke mittheilen, und doch sicher sein, daß wenigstens jeder seiner besseren Unterthanen ihm Recht geben werde, lieber sterben zu wollen, als sich zu entehren. Schon im nächsten Feldzuge 1710 erkannten die Verbündeten, daß es nicht wohl gethan sei, den Gegner zur Verzweiflung zu reizen. Dennoch würde ihre ruhige Tapferkeit — wobei wir abermals die herrliche Kraft der Preußen unter Leopold besonders bei Dovay bewundern müssen — menschlicher Vermuthung nach gesiegt haben, wenn nicht bald darauf ein nicht geahndeter Umstand die günstigste Veränderung aller seiner Angelegenheiten veranlaßt hätte.

## §. 37.

Die gekränkte Eitelkeit einer Frau, der Königin Anna von England, verschuldete, daß alle Anstrengungen Europa's, die Übermacht Frankreichs zu brechen, vergeblich gewesen waren. Um einer eiteln Kleinigkeit willen entzweit mit der Herzogin Marlborough, warf sie auch auf den vortrefflichen Feldherrn selbst ihren Widerwillen und näherte sich dem Könige von Frankreich. Gern gewährend was ihre Eitelkeit verlangte, ward Ludwig bald ihr Freund, und England hörte auf, ihn zu bekämpfen. Holland nahm

ein ähnliches System an; Spanien, durch Bürgerkrieg zerrissen, erblickte in Karl von Östreich nicht Bedeutendes genug, um für ihn länger so Trauriges zu dulden. Joseph starb, und man glaubte, Karln für den Spanischen Thron durch die Deutsche Kaiserkrone hinlänglich zu entschädigen. Da nun Philipp einmal da war, so gewährten ihm endlich die Spanier ihre höchste Würde, und die Europäischen Mächte meinten, es sei auch nicht wohl gethan, den Deutschen Kaiser gleichfalls zum Könige der Pyrenäischen Halbinsel und des damit verbundenen Mexico und Peru zu machen. Man war, um es mit Einem traurigen Worte zu sagen, abermals müde geworden, und man ließ nun die Angelegenheiten gehen, wie sie eben wollten.

Unser Friedrich starb, noch ehe der Abschluß des jammervollen Friedens zu Utrecht, und des noch jammervolleren zu Rastatt zu Stande kam, und wir dürfen ihn deshalb nicht beklagen, da die geringen Vortheile, welche Preußen in demselben erhielt, ihm keinesweges genügt haben würden, indem er am besten die Anstrengungen kennen mußte, die er für Deutschland unternommen. Selbst der Gewinn von Geldern kann in Vergleich mit dem, was von Preußens Seite aufgeboten wurde, nur als geringer Ersatz betrachtet werden. *)

---

*) Da England, den großen Bund zuerst verlassend, bei dem Frieden zu Utrecht eine nur zu wichtige Stimme hatte, so war es allerdings politisch klug, daß Preußen sich mit diesem Staate

## §. 38.

Wenden wir uns jetzt wieder zu Friedrich selbst und zu seiner Regierung, so finden wir leider manches Trübe, das nur zu tief auf den Wohlstand des Landes einwirkte und manche Schwäche des Fürsten, die wir um so weniger verschweigen dürfen, da wir mit so inniger Liebe des Guten und Trefflichen gedacht haben, welches er in früheren Jahren zu Stande brachte.

Wartenbergs ganzes Bemühen zweckte nur darauf ab, Friedrichs Gunst zu behalten, stets Geld zu schaffen, um keinen Stillstand in den Lustbarkeiten des Hofes zu veranlassen, und den Moment zu genießen. Diesen allein in das Auge fassend, genehmigte er jeden Plan, den rasche und unerfahrene Staatsmänner ihm zur Füllung der Cassen vorschlugen. Die Krönungs-, Kriegs-, Kopf- und Salzsteuern, die Auflagen auf Strümpfe, Schuhe, Hüte u. s. w. schienen ihm noch immer nicht genügend, und so war ihm der Gedanke eines gewissen Luben willkommen, der die königlichen Domainen in Erbpacht zu geben rieth. Das versprach allerdings für den Augenblick große Summen, die aus den Erbstandsgeldern, dem Verkauf

---

so gut zu setzen suchte, als irgend möglich. Dazu zeigte besonders der Lord Raby die rechten Wege. Er war vom Jahr 1701 bis 11 Gesandter zu Berlin gewesen, liebte Friedrichen und sein Volk, und wußte diese Neigung einigermaßen auch dem ersten Englischen Minister, Grafen von Strafford, mitzutheilen, der bekanntlich bei den Utrechter Unterhandlungen sehr bedeutend hervortrat.

der Amts- und Wirthschaftsgebäude und der Inventarienstücke gelöset wurden. Da man aber dabei keineswegs auf Sicherstellung der Finanzen und Verbesserung der Ökonomie Rücksicht genommen, so war man bald gezwungen, jene Maaßregel zurück zu nehmen, wobei sich natürlich abermals große Schwierigkeiten zeigten, da schon so vieles dadurch verderbt worden war.

Luben, der anfangs, als er den Rath gegeben, zum Geheimen Kammerrath gemacht, und in den Adelstand erhoben worden war (mit dem Namen Luben von Wulfen), verlor jetzt, da die Unstatthaftigkeit seines Plans an den Tag gekommen war, Wartenbergs Gunst, verlor seinen Adel und seine Stellen und zuletzt auch die Freiheit, da es klar wurde, daß er sich bei seinen Geschäften nicht ohne Eigennutz und Nachlässigkeit betragen.

Bald nach ihm ward auch Friedrich von Hamrath ein Opfer seiner unreifen Finanzpläne; vielleicht aber auch nur der Intriguen und Kabalen, die damals am Hofe herrschten. Er war der Sohn eines Schneiders, hatte aber durch Talent und Gewandtheit das Wohlwollen des Königs erworben; verlor es aber jetzt wieder, da er dem schweren Amte nicht gewachsen war, welches man ihm anvertraute (1707). *)

---

*) Auf Fürbitte des Kronprinzen ward er 1711 der Gefangenschaft zu Priz erledigt, und erhielt, als derselbe zur Regierung gelangte (1713), die Stelle eines Geheimraths und Regierungspräsidenten des Fürstenthums Halberstadt. Er starb 1726.

Wie fest und sicher steht dagegen Ch. F. Kraut, geheimer Kammerrath, und späterhin Finanzminister: denn Kraft und Klarheit leitete stets seine Schritte. Hätten Alle so gewirkt wie er, wie blühend wäre der Staat geworden. *)

## §. 39.

Bei der fast allgemeinen Neigung der Deutschen Fürsten jener Zeit für die Alchymie, dürfen wir uns keineswegs wundern, daß auch Friedrich nicht frei von derselben war. Es trat um diese Zeit ein Abentheurer in Berlin auf, der sich Dominiko Cantano, Graf von Ruggiero nannte, und das Geheimniß zu besitzen vorgab, unedle Metalle in edle zu verwandeln. Sein ganzes Betragen war folgerecht und auf Täuschung angelegt, seine Reden verkündeten einen tiefen Denker; wenigstens bei denen, welche nicht genug eingeweiht waren in die Sprache einer gewissen Klasse von nur nachahmenden Theosophen; seine Kenntnisse in der Chymie schienen allerdings nicht unbedeutend, und er gab davon manche Proben, welche in Erstaunen setzten.

Da er dabei verstand, die Erwartung immer nur theilweise zu befriedigen und deshalb in Spannung zu erhalten, so gelang ihm, die Gunst des Königs zu erreichen. Er erklärte nun mit Bestimmtheit, daß er das Geheimniß

---

*) Vgl. Hist. Schild. v. Berlin, Th. III, S. 141, 158, 165, 207, 263, ff. 274.

besitze, Gold zu schaffen, und er fand damit leichten Eingang, da die erschöpften Kassen allerdings eine Hülfe von außen her, sei sie auch eine wunderbare, wünschen ließen. Gedrängt, sein seltsames Versprechen zu erfüllen, wußte er durch manche seltene Künste noch immer hinzuhalten, bis er endlich, unvermögend in der Hauptsache ein Genüge zu leisten, nur in der Flucht Rettung zu finden hoffen konnte. Aber er ward eingeholt und zurückgebracht, wußte abermals zu täuschen und zu spannen, entfloh, da die Geduld des Königs zu Ende ging, von neuem, wurde in Frankfurth am Main auf Preußischen Befehl festgenommen, nach Berlin zurückgeführt, leitete hier abermals eine Weile irre, ward aber endlich zum — Tode verurtheilt, und fand ihn zu Küstrin am 23. August 1709. Es darf nicht verschwiegen werden, daß er sterbend noch seine Unschuld bezeigte; daß aber auch der Kaiser und der Kurfürst von Baiern dem Könige gemeldet hatten, auch sie seien früher durch Ruggiero getäuscht worden. Dem sei indessen, wie ihm wolle, wie er den Tod am Galgen verdient habe, bleibt undeutlich, und es ist betrübend, diesen Umstand erzählen zu müssen. *)

Der König fühlte sich durch die Täuschung, welche ihm widerfahren, so gekränkt, daß er verbot, den Namen

---

*) Das Leben dieses Ruggiero, der gewöhnlich nur schlechthin Cartano heißt, obwohl nicht völlig bewiesen ist, daß er sich den Grafentitel nur angemaaßt habe, erschien zu Frankfurth an der Oder 1790. Es ist aus den Untersuchungsacten gezogen.

des Bekriegers jemals wieder in seiner Gegenwart zu nennen.

§. 40.

Da Friedrich selbst bis jetzt keine Neigung zu einer dritten ehelichen Verbindung zeigte, und doch mit Innigkeit wünschte, die Linie der Hohenzollern noch während seiner Lebenszeit weiter ausgebreitet zu sehen, so war ihm überaus erwünscht, daß der Kronprinz, obwohl noch ein Jüngling von kaum achtzehn Jahren, eine Neigung für die Prinzessin Sophie Dorothea von Hannover gefaßt hatte, die er ihm denn auch jetzt zur Gemahlin bestimmte. Zwar hatte der König sich anfangs für die Prinzessin Ulricke v. Schweden erklärt; doch da er vernahm, daß dieselbe, als eifrige Lutheranerin, der reformirten Parthei gänzlich abgeneigt sei, so war dieser einzige Umstand hinreichend, den Gedanken an die Verbindung seines Sohns mit ihr aufzugeben. Bei Karls XII. damaligem Glück, und der ausgezeichneten Macht Schwedens, hätte eine Verbindung Preußens mit demselben die größten Staatsvortheile versprechen können; doch Friedrich war längst gewohnt, seinen Glauben als die erste Richtschnur für seine Handlungen zu betrachten.

So kam denn die Verbindung zu Stande — seit dem Jahre 1423 die zwölfte zwischen den Häusern Brandenburg und Braunschweig-Hannover — und ward am 14. November 1706 feierlich vollzogen. Man bot allen nur aufzutreibenden Scharfsinn auf, um der Pracht und dem Prunk der Feste, mit denen diese Vermählung gefei-

ert werden sollte, einige Neuheit zu geben; wenigstens erreichte man die Vielheit, indem volle drei Wochen auf diese schimmernd fröhliche Weise zugebracht wurden. Für uns ist dabei die Bemerkung das Wertheste, daß nur die Liebe für den König jenen Scharfsinn spornte, da man (freilich seltsam genug) hoffte, ihn, der noch immer um seine verlorne edle Gattin trauerte, durch wohlgeordnete und geschmackvoll glänzende Feste zu — zerstreuen. Den Kronprinzen erfreute man auf diese Weise durchaus nicht, da er längst gezeigt hatte, daß seinem strengen und nüchternen Sinne auch nur ein gemessenstrenges und nüchtern sparsames Leben gefallen könne. *)

## §. 41.

Wirklich wäre auch ein solches, ganz besonders in dieser Zeit, sehr nöthig gewesen, da bei dem Volke in der Mehrheit sich eine Armuth zeigte, wie sie unter der Regierung des großen Kurfürsten kaum während der ersten verworrenen 10 Jahre sich gezeigt hatte. Doch leider erfuhr davon der König nicht viel, denn jene Männer, die das Unglück größtentheils verschuldet hatten, versperrten den Zugang zu ihm. Wo er wirkliche Hülfsbedürftigkeit sah, da half er ihr gern ab; doch ward ihm freilich auch manches muthwillige und träge Bitten kund, das er mit

---

*) Über den Charakter seiner Gemahlin sehe man die vor wenigen Jahren im Druck erschienenen Memoiren seiner ältesten Tochter, der verstandreichen Friederike Wilhelmine, Markgräfin von Baireuth.

Bestimmtheit abweisen mußte. Warum mußte gerade dieses so oft zu seiner Kenntniß gelangen?

Die wahrhaft Leidenden und schamhaften Armen schwiegen und baten um kein Almosen; aber sie sahen mit Schmerz, daß gar manche Erwerbsquellen vertrocknet waren, die sich ehedem dem redlichen Fleiße geboten hatten. Wohl trauerten sie im Stillen um die Wunden, die von leichtsinnigen Verschwendern dem Staate geschlagen wurden; aber sie blieben vollendet treu der alten Liebe für ihren König, der die Noth nur nicht kannte, und sie verziehen ihm wenigstens, daß er sie nicht kannte.

Überhaupt verstehn die wackern Brandenburger gar wohl, wenn es sein muß, die Armuth zu ertragen, und zwar mit so reinem und edlem Anstande, daß wir zweifeln, ob irgend ein Volk auf der ganzen Erde sie in dieser Tugend jemals überbieten könne. Ihre Vaterlands- und Fürstenliebe ist so uneigennützig und rein, daß sie kaum einer irdischen Stütze bedarf. Über die Wiege mancher edeln Brandenburger haben sich Kraft und Liebe, Stolz und Armuth freundlich die Hand gegeben und sie bleiben dem Bunde treu ihr Leben lang.

Lasset uns die Tugend, welche uns diese wackeren Bürger zeigen, recht anerkennen, und freudig hinzusetzen, daß die Kraft, so selten, als möglich, oder besser, nie über irdische Entbehrungen zu klagen, noch heute unter den Preußen wohne.

## §. 42.

Das Jahr 1707 zeigte sich für die Vergrößerung des

Preus-

Preußischen Staats günstig, indem das Fürstenthum Neufchatel demselben zufiel, und trotz aller Schwierigkeiten und Kabalen, welche Ludwig deshalb anzuspinnen wußte, in Besitz genommen wurde. Ein nicht weniger bedeutender Länderzuwachs erfolgte durch den Ankauf der Grafschaft Teklenburg, der allerdings überraschen muß, da die arme Zeit keinen bedeutenden Kostenaufwand zu verstatten schien. So sah sie auch der Kaiser an, und wußte seine Dankbarkeit für Friedrich auf eine möglichst wohlfeile Art zu beweisen, indem er dessen Herrschaft Mörs in ein Fürstenthum verwandelte.

Die größte Freude erlebte der König am 23. November des genannten Jahres, da ihm einer seiner höchsten Wünsche gewährt und ihm ein Enkel geboren wurde, in dem er sein edles Geschlecht von neuem aufblühen sah. In der Freude seines Herzens schien ihm kein Geschenk hinreichend genug, um die Kronprinzessin zu erfreuen; er ertheilte ihr deshalb das Fürstenthum Crossen zum Leibgedinge, und die Stände desselben erschienen in Berlin und mußten ihr huldigen.

Der Neugeborne erhielt den Namen Friedrich Ludwig, und den Titel eines Prinzen von Oranien; doch dauerte leider die Freude der Eltern und des Großvaters nicht lange, indem das Kind bereits im Mai des folgenden Jahres starb.

Friedrich fühlte sich durch diesen Verlust so schmerzlich getroffen, daß seine Gesundheit immer tiefer sank: ein Umstand, der um so traurigere Bedeutung gewinnt, da der Fürst, langsam hinkränkelnd, nun um so mehr,

selbst mit gerechten Klagen — verschont wurde. Die Mehrheit unter denen, die ihn umgaben, breitete nicht selten eine durchaus künstliche Welt vor ihm aus, und deckte vor ihm alles Trübe und Finstere zu, dessen es doch damals gar Manches in seinen Staaten gab.

§. 43.

Nur in einer solchen Zeit konnte Manches möglich werden, dessen wir nur mit widerstrebendem Gefühl gedenken, und was sicher in der ersten Hälfte seiner Regierung sich nicht würde haben ereignen können.

Es ist bereits oben des Künstlers Andreas Schlüter gedacht worden, eines Mannes, den Deutschland mit Stolz den Seinigen nennt. Er hatte sein ganzes Genie, verbunden mit dem ausdauerndsten Fleiße, dem Preußischen Staate gewidmet, er hatte verstanden selbst mit geringen Mitteln, ja sogar nicht selten beschränkt durch die wechselnden Launen mancher Vorgesetzten, Vortreffliches, ja vollendet Musterhaftes zu leisten, und es waren dabei stets die stillen Tugenden des Bürgers in Treue und Bescheidenheit sichtbar geworden. Sein großes Talent hatte der König stets geehrt, u. es war den Neidern, die dasselbe erzeugt hatte, bisher nicht gelungen, ihm dieses Wohlwollen zu rauben. Im Jahr 1701 hatte ihm Friedrich befohlen, den sogenannten Münzthurm bis auf 200 Fuß zu erhöhen. Schlüter, der die Gefährlichkeit dieses Unternehmens voraus sah, that Gegenvorstellungen, die aber der König, der einmal die kühne Idee gefaßt und lieb gewonnen hatte, verwarf und beseitigte. Jetzt blieb dem Künstler nichts

weiter übrig als zu gehorchen, er suchte sogar die Idee selbst lieb zu gewinnen und arbeitete mit großer Anstrengung und Umsicht. Niemals hat Berlin sich durch besonders hohe Thürme auszeichnen können, und auch diesmal zeigte sich die Unmöglichkeit, daß der Grund eine so ungeheure Last tragen möge.

Schon 2 Jahre darauf zeigten sich Risse im Thurm, und Schlüter sah mit Betrübniß, daß er in seiner Ahndung Recht gehabt habe; er verstärkte die Grundvesten durch Strebepfeiler, ja er legte sogar ein zweites Fundament an; aber er hatte hier mit der Natur zu kämpfen, die ihm wehrte, und so kam es 1706 dahin, daß der Thurm, welcher täglich den Einsturz drohte, wieder abgetragen werden mußte.

## §. 44.

Friedrich, unzufrieden, daß einer seiner Lieblingsgedanken vereitelt worden war, ließ eine Untersuchung veranstalten, und Schlüter würde diese keinesweges zu scheuen gehabt haben, wenn nicht an der Spitze derselben sein alter Feind, Eosander von Göthe, gestanden hätte. Es war ein Mann von harter Gemüthsart, gleichfalls Baumeister, von mittelmäßiger Kunstfertigkeit, doch verblendet hochmüthig, und eben deshalb oft gekränkt durch den großen Beifall, den Schlüters Werke erhielten. Er wußte die Sache dem Könige in einem so ungünstigen Lichte darzustellen, daß dieser leider den großen Meister absetzte, und Eosandern dessen Stelle übertrug. Dieser hatte indessen, wie vorher zu sehen war, keinen wahren

Vortheil von seinem feindlichen Betragen, da jetzt die Beschränktheit seines Geistes nur desto mehr an den Tag kam, die früherhin sich eher noch hatte verhüllen lassen.

Mit wahrer Freude setzen wir indessen hinzu, daß Friedrich, obwohl zur Unzufriedenheit gegen Schlüter irre geleitet, ihn dennoch wenigstens ein nicht unbedeutendes Gehalt fortgenießen ließ. Nur konnte er ihm leider die schöne unbefangene Heiterkeit nicht wiedergeben, in der allein die wahre Kunst gedeiht. Dennoch war Schlüter auch jetzt nicht unthätig; doch finden wir mitunter in den Bildern jener Zeit etwas Wehmüthiges, Dunkles oder Bitteres, z. B. in dem wohlbekannten sonst vortrefflichen Bild in erhabener Arbeit, auf welchem die Gerechtigkeit, matt hingelehnt und halb schlummernd, eine zerbrochene Pfennigswage in der Hand haltend, dargestellt ist. *)

## §. 45.

Während Deutschland, Italien, die Niederlande und Spanien, so wie nicht minder Sachsen, Polen und Rußland die Schrecken des Krieges fühlten, kehrten die Deutschen stets zu ihrer wahrhaften Wurzel zurück, und während alles um sie her schwankte und keinen Anhalt versprach, suchten sie Trost und Ruhe in dem, was über der Zeit ist und nimmer wanken kann, weil es in sich selbst gesichert ist, und deshalb auch allein Sicherheit gewährt.

---

*) S. Beilage X.

Dennoch ist wohl begreiflich, daß, ehe hier vollkommener Sieg gelingt, ein bedeutender Kampf voran gehen muß, und so wollen wir uns keinesweges wundern, daß die Streitigkeiten zwischen Katholiken und Protestanten, zwischen Reformirten und Lutheranern, zwischen Pietisten, Enthusiasten und Systematikern, noch immer fortdauerten. Diesmal gingen die Streitigkeiten in Hamburg aus, wo die Prediger Krummholz, Meyer und Horbius die Gemüther zu theilen wußten. Die Sache wurde so bedeutend, da sich bei dem großen Haufen der verschiedenartigen Anhänger auch gemeine Leidenschaften und Habsucht einmischten, daß zuletzt der Kaiser eine Untersuchungscommission niedersetzen mußte, welche der Freiheit der Stadt Gefahr drohte.

Friedrich selbst nahm sich bei allen diesen Streitigkeiten nicht bloß der Reformirten an, sondern auch der Pietisten, welches Letztere ihm um so mehr Ehre macht, da jene armen, still hinlebenden Menschen fast schutzlos waren. Er brachte es dahin, daß den wüthendsten Gegnern derselben, (z. B. Ezardi, Vater und Sohn,) durch den Beschluß der gesammten evangelischen Reichsstände Stillschweigen auferlegt wurde, wobei nur zu bedauern ist, daß jene Stürmer dadurch eine Wichtigkeit erhielten, die sie in der That nicht verdienten.

## §. 46.

Indessen hatte sich die Kränklichkeit Friedrichs noch immer nicht gemildert, und die Ärzte fanden für gut, ihm eine Reise nach dem Karlsbade anzurathen, zu der er sich auch im Sommer 1708 entschloß. Es war gerade zu einer

Zeit, wo die Verwirrungen und Kabalen der verschiedenen Partheien am Hofe, fast auf ihren Gipfel gestiegen waren. Das Land litt unendlich durch die Verwaltung Einzelner, und der Kronprinz war fester als je entschlossen, die vorzüglichsten Urheber jener Leiden zu stürzen. Aber auch sie waren nicht müßig, und um ihm mit desto besserer Kraft Widerstand leisten zu können, sahen sie sich nach einer neuen Hülfe um. Zuvörderst suchten sie dem Könige die lügenhafte Nachricht zuzubringen, die Kronprinzessin sei nach ihrer letzteren Niederkunft kränklich geworden, und keine Hoffnung vorhanden, daß sie jemals Mutter werden würde.

Vielleicht hätte keine Nachricht Friedrichen so betrüben können, wie diese, da ihm, unter allen Gedanken, der an die Möglichkeit eines Aussterbens der Brandenburgisch-Hohenzollerschen Linie der unerträglichste war.

Dann warfen ihm jene Überbringer den ersten Gedanken hin, daß ihr und aller Unterthanen höchster Wunsch erfüllt werde, wenn der König selbst zur neuen Ehe schreiten wolle.

Er ging nicht gleich ein in diesen Gedanken, doch verwarf er ihn auch nicht ganz, denn täglich drückender ward ihm die Leere, worein ihn der Tod seiner zweiten Gemahlin versetzt hatte.

Als er nun durch den Gebrauch der Karsbader Heilquelle seine Gesundheit von neuem gestärkt fühlte, und alte Hoffnungen mit ihr zurückkehrten, so lieh er gern seiner Schwester, der Herzogin von Sachsen-Zeiz, eine freundliche Aufmerksamkeit, als auch sie jene frühere Bitte,

und zwar sehr eindringlich, wiederholte. Sie ward nur durch reine Liebe geleitet, dem Bruder, um dessen Thron sich noch so manche Sorge lagerte, eine zärtliche Gehülfin und sorgsame Theilnehmerin zu geben. Als man nun aber unter den Prinzessinnen Deutschlands wählte und lange schwankte, schlug sie endlich die Prinzessin Sophie Louise v. Meklenburg vor, und Friedrich genehmigte diese Wahl, da alle Nachrichten im Lobe derselben übereinstimmten, und zugleich auch ein Staatsvortheil für Brandenburg durch diese Vermählung erreicht werden konnte.

Friedrich sah die Prinzessin; ihre edle Gestalt und edle Sittsamkeit erfreute ihn; er verlobte sich mit ihr, und vollzog die Vermählung zu Berlin am 28. November 1708.

## §. 47.

Vielleicht hätte Friedrich unter allen Prinzessinnen Deutschlands keine wählen können, die so wenig für ihn geeignet war. Erzogen an einem kleinen, freundlichen und ungezwungenen Hofe, war sie bis dahin heiter und fröhlich geblieben, und wußte nichts von der strengen Regel, welche die neu erworbene Königswürde aufzulegen schien. Sie mußte in Berlin oftmals daran erinnert werden. Sie unterwarf sich dem Zwange; verlor aber nun auch alle Heiterkeit, und überließ sich mitunter einem sehnsüchtigen Gram nach den verlornen Freuden einer anspruchlosen Jugend.

Friedrich selbst war keinesweges ohne Gefühl für das Vortreffliche in dem Charakter seiner Gemahlin; aber zu

sehr gewöhnt an feierliche Pracht und die imponirende Ordnung in den Formen des Lebens, vermochte er jetzt, bei dem immer mehr heran nahenden Alter nicht mehr ganz, sich ein in ihm fremdes Benehmen zu finden. So ordnete denn sie sich ihm unter, wie auch billig; aber sie that es mit trübem Sinn und so verlor er wieder die gehoffte Erheiterung. Was aber sein Gemüth ganz von ihr entfernte, war ihre entschiedene Abneigung gegen die unterscheidende Lehre der Reformirten. Streng erzogen, von lutherischen Anverwandten, war sie längst gewöhnt, nur im Luther den einzig wahren Wegweiser zur Lehre Christi zu finden, und so hielt sie es sogar für Pflicht, auch ihren Gemahl wo möglich zu dieser Ansicht hinüber zu führen. Hier aber hätte Friedrich selbst einer entgegen strebenden Welt widerstanden; denn er war als Reformirter nicht bloß fest, sondern eng abgeschlossen und eisern, und so ist das Misgefühl leicht zu erklären, das ihn ergriff. Als sie endlich gar eine durchaus misbilligende und starke Äußerung gegen den Calvinismus aussprach, erwiederte er zürnend, „wenn er früher gewußt hätte, daß sie so denke, so würde er ihr nicht die Ehre erzeigt haben, sie zur Königin von Preußen zu erwählen.“ *) Diese Unterredung entschied für immer, und das Traurigste aller Loose, das einer unzufriedenen Ehe, war über beide geworfen.

Selbst der Umstand, daß sie den König in einer aber-

---

*) S. Pölnitz's Memoiren.

maligen Krankheit, die ihn zu Anfang des Jahrs 1709 befiel, mit großer Sorgfalt pflegte, konnte ihr seine Liebe nicht wieder erwerben. Er erkannte was sie gethan, aber er belohnte sie nur durch das Geschenk eines überreichen Diamantschmuckes.

§. 48.

Erwägen wir endlich, daß der Kronprinz und die Kronprinzessin ihr gleichfalls abgeneigt waren, da die erste Ursache der Vermählung auf einer Unwahrheit beruhte, die man dem Könige in Beziehung auf Friedrich Wilhelms Gemahlin beigebracht hatte, daß der leichtsinnige Theil des Hofes ihre strenge Tugend scheuete oder heimlich verspottete, und jene Kabalenmacher, die sie sich zum Schutz hatten erwählen wollen, sie gänzlich untauglich fanden, in irgend eine Intrigue einzugehen, so muß uns das Leben, welches sie von nun an in Berlin zu führen hatte, als das traurigste erscheinen, das einer Fürstin nur zu Theil werden kann.

Die Königin fing an, tiefsinnig zu werden, und, fast von aller Welt verlassen, beschäftigte sie sich nur mit der Religion, zu der sie sich gleichsam hinflüchtete, um in ihr Ruhe zu finden. Die beiden berühmten lutherischen Gottesgelehrten, Porst *) und Franke hatten jetzt häufigen Zutritt zu ihr, und bewiesen die Kraft ihres Glaubens und ihrer Rede auf eine würdige Weise; aber sie vermehrten auch, wie

*) S. Beilage Z.

man sagt, den Widerwillen der Fürstin gegen die Reformirten. Wenigstens glaubte das der König, denn er gebot jenen Männern, alsbald den Hof zu verlassen und ohne ausdrücklichen Befehl keinen Besuch wieder bei der Königin zu machen. So war sie nun ganz verlassen; ihr strenger Tiefsinn wurde dunkle Schwermuth, und, stets nach religiösem Troste ringend, konnte doch ihr verletztes Herz die heitere Seite der göttlichen Lehre nicht mehr erfassen.

Eine einzige Freude erlebte sie noch, als sie im Jahr 1712 eine neue Kirche erbaut sah, für die sie aus ihren Ersparnissen den größten Theil der Kosten hergegeben, und die man deshalb, ja ohne königliche Genehmigung, die Sophienkirche nannte. (Friedrich Wilhelm I. befahl geradezu, diesen Namen zu ändern: aber er vermochte nicht, über einen Namen zu entscheiden; denn unter Friedrich II. finden wir denselben wieder allgemein anerkannt).

Es war der letzte heitre Blick in ihrem Leben; denn bald darauf sehen wir sie im Wahnsinn, oder doch wenigstens dem Wahnsinne so nahe, daß man sie in abgesonderten Zimmern bewachen mußte. Nach Friedrichs Tode, den ihr Jammer, wie späterhin erzählt werden wird, vielleicht selbst mit veranlaßte, ward sie nach Grabow (im Meklenburgischen) zurückgebracht, wo uns die weiteren Nachrichten über sie verlassen. — Sie war geboren am 6. Mai 1685, und starb zu Schwerin am 29. Jul. 1735.

Wir haben um so mehr für Pflicht gehalten, die Dar-

stellung des Lebens dieser unglücklichen Fürstin mit Genauigkeit zu geben, da die meisten Schriftsteller, welche ihrer erwähnen, mit fast groben Fingern und blind tappendem Pinsel nur ein Zerrbild von ihr entworfen haben. Eine Frau, die von Männern, wie Porst und Franke, innig verehrt wurde, und die schon ihr endloses Unglück (selbst nach dem Urtheile heidnischer Schriftsteller) zu einem heiligen Gegenstande machen würde, soll billig stets mit prüfender Sorgfalt und gebührendem Anstand behandelt und geschildert werden. *)

## §. 49.

Indessen hatte Karl XII. fortgefahren, die Warnungen der Geschichte, die überall das Maaßhalten befiehlt, zu überhören. Er war immer tiefer in Rußland eingedrungen, und selbst der gräßliche Winter, mit welchem das Jahr 1709 begann, hatte seinen Siegeslauf nicht hemmen können. Bei Pultawa endlich verließ ihn das Glück, das bis dahin fast gebannt schien an seine Fersen.

Gerade an diesem Tage sah Berlin den höchsten Glanz, den es bis dahin je erlebt hatte, da die beiden Könige von Polen und Dännemark zu Friedrich ge-

---

*) Bildnisse von ihr scheinen nur wenige vorhanden zu sein, doch ist bekanntlich eines in der Sophienkirche. Ihr Kupferstich vor Abels Preußischer Staatshistorie, so roh und unbeholfen er auch verfertigt ist, läßt dennoch die anziehenden Züge, so wie den Tiefsinn und das Leiden der Königin wahrnehmen.

kommen waren, um ihn zu einem Bündnisse gegen Karl zu bewegen. Friedrich erklärte ihnen, er kenne nur Einen Feind: Ludwig von Frankreich; in Hinsicht Karls werde er partheilos bleiben, so lange dieser Fürst ihm keine Ursache biete, das bisherige Verhältniß zu ändern. Man stellte ihm vor, wie leicht jetzt der junge Schwedische Held zu besiegen sei, da er so tief in das Land gedrungen sei, aus dem kein Rückweg möglich scheine. Die Macht seiner Feinde, der Russen, Polen, Sachsen und Dänen, könne sich jetzt überall auf ihn werfen, und wenn noch Preußen sich mit ihnen vereinige, so werde das Spiel noch ungleich sicherer sein und es dürfe Friedrich in diesem Falle auf bedeutenden Lohn und bedeutenden Länder-Zuwachs rechnen.

Der König von Preußen sah dies alles sehr genau ein; doch, getreu seinem alten wackeren Wahlspruche, „Jedem das Seinige," hörte er nicht die Stimmen der sogenannten Klugheit, und erkannte klar, daß die wahre Weisheit jene Klugheit verschmähe, und daß selbst von dieser und von irdischen Vortheilen nicht die Rede sein dürfe, sobald sie nicht ohne Verletzung des Gewissens erreicht werden können. Dieses Gewissen zeigte sich hier, wie es soll, in edler Zartheit. Man muthete ihm keinesweges zu, ein Freundschafts-Bündniß zu zertrennen, denn ein solches fand zwischen ihm und Karl nicht Statt; man wünschte nur, daß er einen König bekriegen möge, der im Glücke sich nicht eben bemüht habe, ihm zu gefallen, und der jetzt unglücklich sei, und für den Übermuth des früheren Glückes jetzt wohl ein wenig büßen könne.

§. 50.

Friedrich widerstand; aber um sein entschiedenes Nein doch einigermaßen zu versüßen, bot er alles auf, um seinen hochgestellten Gästen den Aufenthalt in Berlin, Potsdam, Oranienburg u. s. w. so erfreulich zu machen, als möglich. Gütther erzählt uns von wahren Zaubertafeln und Zauberfesten, welche ihnen zu Ehren angestellt wurden, gar abstechend von dem Zustande des Landes, der damals, wie wir oben erzählt haben, und noch erzählen werden, in mancher Hinsicht sehr traurig war.

Die Zusammenkunft dreier Könige ist allerdings etwas sehr Merkwürdiges; besonders ist sie es in damaliger Zeit gewesen, wo man sich nicht leicht einer ähnlichen erinnerte. Dabei machte man die Bemerkung, daß alle drei den schönen Namen Friedrich hätten, daß ein jeder von ihnen einer verschiedenen christlichen Religionspartei anhänge, und so, daß sie doch so verträglich und vertraulich zusammen wirkten, u. s. w. Dichter, Redner und Prägekünstler zeigten ihren Eifer, eine so merkwürdige Begebenheit zu verewigen; bewiesen aber auch, daß der Vorwurf, den man zuweilen den Deutschen gemacht hat, daß sie mitunter zu überschwänglich bewundern, nicht ungegründet sei. *)

---

*) Unter den Denkmünzen, welche zur Feier dieser Zusammenkunft erschienen, hat eine die Inschrift: **Triangulus majestaticus. Quod tres in amplexus mutuos coierint reges, tanquam regium trium Fridericorum, reservatum ætas nostra notet,**

Das Erfreulichste, wodurch diese Zeit bezeichnet wurde, war die Entbindung der Kronprinzessin von Preußen von einer Tochter, welche die Namen Friderike Sophie Wilhelmine erhielt, und bei deren Taufe die drei Könige als Gevattern auftraten.

Bei dieser Gelegenheit zeigte ein Nicht-Preußischer Edelmann, die höchste Spitze widriger Schmeichelei, indem er öffentlich die neugeborene Prinzessin mit dem — Jesuskind verglich, zu welchem die heiligen drei Könige wallfahrten. — Wir finden leider nicht, daß er für diese abgeschmackte Ruchlosigkeit bestraft worden; wohl aber, daß er eine große Belohnung davon getragen. *) Hoffentlich jedoch nicht von Friedrich.

---

posteritas admiretur. Die andere läßt sich also vernehmen: Tria vidit una dies lumina et numina in regum Fridericorum trino, qui novum quasi coelo tradituri sidus in baptismate pro Friderica Sophia Wilhelmina principis hæredis regni Borussiæ filia primogenita fidem dabant 12. Juli 1709. Eine dritte s. bei Gütther. Auch die Erzeugnisse der Dichter führten seltsame Aufschriften, z. B. Hic Rex, Rex et Rex, quorum unusquisque Mars, Jupiter et Sol est. — Sic trinos Soles recentiores vident u. s. w. — Eine sternkundige Frau zu Berlin, Maria Winkelmann, hatte bemerkt, daß am 2. Juli, dem ersten Versammlungstage der Könige, die Sonne, der Saturn und die Venus in gerader Linie zusammenstanden, und machte dies in einer eigenen Schrift bekannt, und zwar „zu mehrerem Nachdenken, da die Sonne der herrlichste, Saturnus der oberste und Venus der leutseligste Planet sei.“

*) S. Historie de quatre dern. souv. d. l. M. de Brandeb.

§. 51.

Durch die Schlacht bei Pultava waren den wackeren Schweden die Früchte einer neunjährigen großartigen Kriegesarbeit geraubt worden, und Karl hatte zu Bender bei den Türken Hülfe suchen müssen. Jetzt erwachte jeder alte Feind, den er früherhin zu Ruhe gebracht. August von Sachsen zerriß den Frieden von Alt-Ranstädt, Friedrich von Dännemark den von Tonvendal. Der König Stanislaus Leszinsky verließ den ewig wankenden Pohlnischen Thron und flüchtete sich zu dem Schwedischen Feldherrn Crassau; doch auch dieser konnte jetzt, von allen Seiten gedrängt, das Unglück-bringende Land nicht mehr behaupten. Da blieb nun keine Zuflucht für ihn, als Pommern und der Durchgang durch die Mark. Es war für Friedrich, fast möchten wir sagen: Religion, keine fremde, nicht befreundete Truppen durch sein Land ziehen zu lassen, und er hätte von diesem Zuge abermals einen Vorwand zum Kriege hernehmen können. Dazu gesellte sich noch ein großes widriges Unglück, daß dem Schwedischen Heere aus Polen die Pest nachzog, die sich jetzt auch in dem Preußischen Pommern und in der Mark verbreitete. Doch Friedrichs Gemüth entschied auch hier.

---

T. 1. p. 230. Gern möchten wir dieser Anekdote mistrauen, wie so manchen andern in demselben Werk; doch der Umstand, daß auch die Prinzessin selbst (bekanntlich nachmalige Markgräfin von Baireuth) in ihren Memoiren sie erzählt, hebt jeden Zweifel.

Er konnte sich nicht beleidigt fühlen, daß die Schweden den einzigen Rettungsweg einschlugen, weil sie ihn einschlagen mußten, und, obwohl tief betrübt über die unglückselige Krankheit, die ihnen folgte, konnte er ihnen doch kein Verbrechen machen aus dem Unglück.

Aber die Verbündeten gaben den Gedanken an Preußens Beihülfe nicht auf. Der Czaar Peter lud den König zu einer Zusammenkunft in Marienwerder ein, wo er abermals jede Überredungskunst aufbot; doch konnte er ihm nur leichten Gewinn und glänzende äußere Vortheile zeigen; nicht innere Gründe geben von der Rechtlichkeit eines feindlichen Unternehmens von Seiten Preußens gegen Schweden. So blieb denn Friedrich standhaft, und Peter, die reine Ansicht wenigstens im Innern anerkennend, zeigte niemals einige Abneigung gegen den König, die ihm sonst wohl jenes strenge Neinsagen hätte einflößen können. Ihn zu ehren, schenkte er ihm den Degen, den er in jener Siegesschlacht geführt hatte, die für seinen Thron und für Rußland entschieden. Er war nur von Eisen; doch das Eisen allein hatte ja helfen können, und Friedrich fühlte ohne Zweifel, wie wenig er zurückgab, als er dem Czaar einen diamantenen Degen dafür schenkte.

## §. 52.

Indessen zeigte sich bald, daß eine einzige verlorne Schlacht, sei sie auch noch so gewaltig, nicht über den Muth eines edlen Volks entscheiden kann. Die Dänen büßten ihren kecken Angriff auf Schonen, durch den Verlust eines gro-

großen Theils von ihrem Heer, dessen Überrest mit dem verletzenden Gefühl, von neu angeworbenen ungeübten Truppen geschlagen worden zu sein, auf seine Schiffe zurückfliehen mußte. Karl selbst war nicht müßig zu Bender, und zeigte, daß ein verwundeter Löwe noch immer gefährlich sei, und es ließ sich damals noch nicht voraussehen, daß seine großen Plane an der Weichlichkeit und Bestechlichkeit einiger türkischen Großen untergehen würden.

In Pommern verstärkte sich Crassau dergestalt, daß seine Drohung, abermals in Sachsen und Polen einzufallen, allerdings Glauben finden mußte, wogegen aber die Verbündeten mit einem Einfall in Pommern drohten. Jetzt ward die Lage Friedrichs, der den Krieg so lange von seinen Staaten abgewehrt hatte, immer bedenklicher, und mit unermüdlichem Fleiße suchte er für die Deutschen Staaten des Königs von Schweden, (d. h. für Bremen, Verden und Pommern) die Partheilosigkeit zu bewirken. Alles war bereits wohl eingeleitet, da auch Churpfalz, Hannover, Braunschweig Wolfenbüttel und Münster, sich mit Friedrich verbinden wollten, um jene Neutralität aufrecht zu erhalten, als plötzlich die ganze Idee an Karls starrem Sinne scheiterte. Er wollte sich nicht verstehen, irgend einem Dänischen Lande Partheilosigkeit zu bewilligen, sondern überall sich Freiheit offen halten, anzugreifen da, wo es ihm gut dünken werde.

So konnte dann Friedrich nicht hindern, daß die Verbündeten durch die Neumark nach Pommern zogen; doch sowohl vor als bei dieser Bewilligung benahm er sich mit hohem Anstand, und mit väterlichem Gefühl für seine

eigenen Staaten. Er hatte zuvörderst Sicherheit von Karls Seiten verlangt, und erst dann eingewilligt, als diese nicht gewährt werden konnte. Sodann foderte er Geiseln für die Unschädlichkeit des Durchzuges durch seine Staaten, so wie nicht minder die ausdrückliche Erklärung, daß in seinem Gebiet jedes Zusammentreffen mit den feindlichen Truppen vermieden werden sollte, weshalb er auch den Verbündeten die Wege selbst vorschrieb, um den Schweden nicht zu begegnen. Man gewährte ihm alles; denn die Pflichtmäßigkeit, wenn sie sich ruhig und klar äußert, findet nicht selten einige Anerkennung.

## §. 53.

Die Schweden waren den in Pommern eingedrungenen Verbündeten, zu denen sich auch die Dänen gesellt hatten, nicht mehr gewachsen, um ihnen im Felde zu begegnen; aber sie vertheidigten redlich jeden festen Platz, der sich irgend vertheidigen ließ. Ihre Hauptmacht war in Stralsund, das, wie ehedem gegen Wallenstein, so diesmal gegen ein nicht geringeres Heer, seine Unbezwinglichkeit behaupten wollte. Der größte Sieg, den man über die Schweden davon trug, war der ohne Waffen, wir meinen den Frieden am Pruth, wo die Klugheit und Treue einer Frau das Russische Heer vom Verderben rettete, und alle ferneren Plane Karls von dieser Seite vereitelte.

Die Dänen, denen die Schlacht bei Gadebusch abermals auf eine jammervolle Weise misglückt war, begnügten sich mit der leichten und ruhmlosen Eroberung

der Herzogthümer Bremen und Verden; und, dem Besitz der Beute selbst nicht trauend, unterhandelten sie eilfertig über den Verkauf jener Länder an England, was ihnen denn auch späterhin (1714) gelang.

Friedrich von Preußen aber blieb der klaren Ansicht getreu, die er in Hinsicht dieses Krieges stets gehegt hatte; er blieb es, trotz aller Kälte welche Karl gegen ihn zeigte, bis an sein Ende: völlig überzeugt, die gerechte Nachwelt werde zu schätzen wissen, daß weder Drohungen noch Verheißungen ihn aus der Bahn der Rechtlichkeit hinaus zu drängen vermochten. Oft aber, so lehrt bekanntlich die Geschichte, sind die Verhältnisse so verwickelt und treibend, daß es weit leichter ist, in ihnen große Kraftäußerungen zu zeigen als ruhige Einfachheit und Mäßigung. *)

§. 54.

Es ist dem Geschichtschreiber Friedrichs nicht vergönnt, mit der Hervorhebung dieser würdigen Seite der Regirung Friedrichs während der letzteren Jahre seines Lebens zu schließen. Er hat die Pflicht, auch noch manches Unerfreuliche und Schwache, was in dieselben fällt, zu berühren, eine Pflicht, die er nicht umgehen darf.

Die nie unterbrochenen Kriege, welche stets neue

---

*) Daß übrigens Friedrich Wilhelm I. späterhin zum Kriege gegen Schweden, von Schweden selbst gezwungen wurde, ist bekannt genug, und darf deshalb nur angedeutet werden.

Truppenaushebungen nothwendig machten, hatten dem Feldbau und den bürgerlichen Gewerben viele tausend fleißige Hände gekostet, die nicht leicht ersetzt werden mochten; aber es war auch seit 1688 ein großer Theil des im Lande erworbenen Geldes für eben diese Heere außer Landes gegangen, und während so die Ströme hinausgingen, war es unmöglich gewesen, durch die kleinen Quellen welche in dasselbe flossen, das Gleichgewicht herzustellen.

Eine weise Staatsverfassung hätte indessen manche Wunden heilen und dem Fleiße der Unterthanen Nahrung geben können; aber wie weit entfernt war Friedrichs erster Minister auch nur von jener gewöhnlichen Umsicht, die das Nächste zu bedenken und zu beseitigen versteht. Man erkannte klar, daß man arm sei, obwohl man auch dahin erst spät genug gelangte; aber man that nichts, um das Leben nun nach dieser Ansicht zu führen und Einfachheit in dasselbe zu bringen. Im Gegentheil wurde der Aufwand vermehrt und die Feste verdoppelt, um nur jene traurige Ansicht für den Augenblick zu vergessen. So entstand jenes äußerliche Schimmern, während im Innern der Häuser oft Mangel herrschte; denn auch der Mittelstand war nicht ganz frei geblieben von Nachahmung des nicht Nachahmungswürdigen. Völlig im Unklaren über die Natur des Geldes und die weise Art, wie einst Friedrich Wilhelm der Große, selbst in den allerbedrängtesten Zeiten verstanden hatte, dasselbe zur Genüge herbeizuschaffen, und gleichmäßig wieder zurückfließen zu lassen, ging Wartenberg zuletzt fast nur blind-

wüthend weiter, zusammenraffend, was sich nur raffen ließ, unbekümmert um die Wunden, die er dem Staate schlug, dessen Krankheit er durch äußern Glanz, wie durch einen Purpurmantel, verhüllen wollte.

§. 55.

Da die Kunst, ohne Mühe und Fleiß Gold zu schaffen, nicht hatte erfunden werden können, so dachte man jetzt auf andere leichte Mittel und verschmähete selbst die abenteuerlichsten nicht.

So verkündete z. B. im Jahr 1708 der Steuerrath Creuz mit vielem Wortaufwand, es möge ein neuer Handel erfunden werden, und zwar mit Borsten von wilden und zahmen Schweinen, wobei man sich allerdings erinnerte daß einmal ein herrnloser Kaufmannsdiener durch diesen Vertrieb ein reicher Mann geworden sei. Wirklich ward auch jenem Creuz ein Monopolium dieses Handels auf sechs Jahre gegeben, und in dem darüber ausgefertigten Rescript die Zuversicht geäußert, es werde diese Waare in großer Menge und mit großem Vortheil nach Holland, Frankreich, England und Italien, ja sogar nach Portugal ausgeführt werden können, wodurch viel Geld in das Land kommen müsse. Indessen erschien die ganze Sache bald so geringfügig, daß sie bereits 1711 völlig in ihr Nichts versank und der Erfinder nach Hamburg eilen mußte.

Ein neues Unglück brachte der entsetzliche Winter von 1709, der sich fast ein Jahrhundert im Andenken erhalten hat. Es schien, als wollte der Norden nicht bloß seine

Rechte erneuern, sondern auch dieselben weit über sein Gebiet erstrecken. Die Luft war drei Monat lang fast nur Eis. Jeder nicht ganz norddeutsche Baum erfror, und die Menschen, solcher Strenge gar nicht mehr gewöhnt, erkrankten in der überreizten Jahreszeit. Wölfe und Bären kamen aus Polen, als wollten sie wieder Besitz nehmen von dem gebildeteren Lande, das sie längst verjagt, bis endlich im Anfange des Junius spärlich und schüchtern einige Blumen erschienen und an das milde Deutschland wieder erinnerten. Was dieser Winter Deutschland und insonderheit Norddeutschland gekostet, war fast zuviel für das arme Preußen.

Früher schon hatte die Stadt Crossen das Unglück gehabt, durch eine Feuersbrunst fast ganz verheert zu werden. Dies Unglück wäre leicht zu ersetzen gewesen; denn es gab eine allgemeine Feuerkasse, deren Einnahmen mit der allerhöchsten Strenge eingefordert wurden, und die deshalb wahrhaftig reich sein mußte. Der Graf Wittgenstein hatte sie unter seiner Verwaltung, aber er hatte diesem Amte so regellos vorgestanden, daß ihn jeder Anspruch um Hülfe in Verlegenheit setzte. Die Stadt sendete Abgeordnete an ihn, welche das große Unglück darstellten, um Unterstützung baten, die sie hätten fordern können; aber er schlug sie ihnen nicht bloß ab, sondern behandelte sie mit Unmuth und Härte, daß sie trostlos von hinnen gehen mußten.

## §. 56.

Das größeste Elend aber verursachte die Pest, jene fürch-

terliche Krankheit, die, im Gefolge des Krieges, die Schrecknisse des Krieges noch weit übertrifft. Ihrem Ausbruche zu wehren, war allerdings unmöglich, doch hätte ohne Zweifel anfangs eine höhere Aufmerksamkeit, und späterhin eine freundliche Unterstützung gar sehr viel lindern können. So aber finden wir, traurig überrascht und befremdet, daß jene Krankheit in dem Königreiche Preußen allein einige hunderttausend Menschen mit schauderhaft siegender Schnelligkeit hinweg gerafft habe. Der König, dem nichts mehr am Herzen lag, als die Erhaltung seiner Unterthanen, hatte dem Grafen Wittgenstein aufgetragen, alles aufzubieten, um dem Übel zu steuern; dieser aber schien Preußen fast vergessen zu haben, und erst durch die selbst der Mark drohende Gefahr geweckt zu werden. Man begnügte sich jetzt fast nur, Berlin selbst zu sichern und es erging deshalb am 12. December 1708 eine Verordnung, wie es bei der „eingerissenen gefährlichen Contagion" zu halten sei. Es wurden Buß- und Bettage angestellt, man erklärte die Hauptstadt fast im Belagerungszustand und jeder von Nord und Ost herkommende Fremde schien verdächtig, als trage er die Pest im Blick und im Odem. Man fragte die Märkischen Ärzte, und sie gaben manchen klugen und treu gemeinten Rath, worunter besonders der, daß man sich zuvörderst vor der allzu ängstlichen Sorgsamkeit, wie vor einer zweiten Pest zu hüten habe, und fröhlich unbefangen bleiben solle, bedeutend scheint, da er ein nicht bloß ärtzlicher Rath ist.

Während aber Preußen und Pommern verarmten

und verödeten, und des Königs übrige Staaten nur mit Mühe vor der eindringenden Krankheit geschützt werden konnten, setzten dennoch jene oft erwähnten Männer und manche leichtsinnige Hofleute ihre Verschwendung fort, und der stets fortdauernde Krieg erforderte einen ungeheuern Aufwand. Was den Letzteren betrifft so dürfen wir Friedrichen nicht zumuthen, folgewidrig zu handeln: ja wenn er je geschwankt hätte, was aber nie der Fall war, so würde die klare Schilderung, welche der Prinz von Savoyen ihm von den Europäischen Angelegenheiten machte, doch alles entschieden haben. Es war dieser Fürst am 1. April 1709 zu Berlin eingetroffen, und da ihm schon der edelste Ruf voranging, so war es ihm leicht, durch das ihm natürliche, einnehmende und ritterliche Betragen, die Hochachtung Friedrichs noch zu vergrößern. Der König blieb nicht nur seinem alten Vorsatze und seiner alten Hinneigung für das Haus Östreich getreu, sondern er verdoppelte auch diesen Eifer, indem er abermals seine Truppen gegen Frankreich verstärkte. Er beschenkte den trefflichen Feldherrn bei dessen Abschiede mit einem reichgezierten Degen und einer Hutschleife von Diamanten, und fügte, die gewiß aus dem innersten Herzen kommenden Worte hinzu, er beklagte sehr, daß ihn selbst das herannahende Alter und Kränklichkeit hindere, mit in das Feld zu ziehen, um in Gesellschaft eines so edlen Feldherrn neue Lorbeern zu erkämpfen.

## §. 57.

Leider aber ward durch jenen gar sehr rühmlichen,

doch, wie wir wissen, leider nicht glücklich endenden Krieg, eine stets neue Erhöhung der Auflagen für die verarmenden Unterthanen nothwendig. Ja, als in dem genannten Jahr eine abermalige Kopfsteuer ausgeschrieben wurde, fand sich, daß ganz Preußen und ein bedeutender Theil von Preußisch Pommern durchaus nicht im Stande war, zu diesen neuen Lasten beizutragen; weshalb dann die Minister das traurig bequeme Mittel wählten, die übrigen Provinzen doppelt oder dreifach zu besteuern. Die Verordnung vom 19. September 1709, welche deshalb erschien, schildert selbst die damalige Lage des Staates als überaus traurig, tröstet aber mit der Nothwendigkeit.

Was jedoch unendlich schlimmer ist als alle Verarmung, war der bei manchen Unterthanen einreißende Leichtsinn, die Beseitigung des drängenden Moments auf jede Art zu bewerkstelligen, und jene fatalen, wohl bekannten gereimten Zeilen, welche das Verhältniß mehrerer Staatsdiener zu ihren Obern, Dankelmann und Fuchs, andeuten, sind in dieser Hinsicht leider nur zu wichtig, und geben traurigen Aufschluß. *)

Der König, der gern half, wo er helfen konnte, legte

---

*) Sie sind zu widerlich, um hier angeführt zu werden, und es möge sie der Neugierigere im dritten Theil der historischen Schilderung von Berlin S. 199 suchen. Es ist daselbst sogar von einer Melodie die Rede, mit der sie vorgetragen, und es ist wohl möglich, daß eine solche sich gleichsam selbst dazu gemacht hatte.

Pest- und Armenhäuser an, und es ward bereits jetzt der Plan gefaßt zur Errichtung jener vortrefflichen Anstalt, die späterhin unter dem Namen Charité berühmt geworden ist.

Nur blieb leider ein großer Theil des Hofes im alten Leichtsinn; und Wartenberg und Wittgenstein in alter Härte. Vergebens wandten sich die Hülfsbedürftigen an sie; ja selbst das arme Preußen, dessen Zustand selbst den Unempfindlichsten würde gerührt haben, fand bei ihnen wenigstens kein thätiges Mitleiden.

## §. 58.

Der Kronprinz hatte schon längst mit Trauern bemerkt, wie sehr das Land unter solcher Männer harter Behandlung und nachläßiger Geschäftsführung litt. Er beschloß, diese Minister zu stürzen; aber das Unternehmen war unendlich schwer; denn Wartenberg, auf den doch eigentlich alles ankam, hatte sich in der Gunst des Fürsten so tief und sicher festzusetzen gewußt, daß Friedrich kaum begriff, wie dieser stets sanft freundliche und hingegebene Mann Feinde haben könne. Das zeigte sich deutlich bei den ersten Versuchen gegen ihn.

Der Erste, welcher es versuchte (schon 1702), dem Könige die wahre Gestalt seines Lieblings zu zeigen, war wie bereits oben erwähnt worden, der Hofmarschall von Wengsen; aber so achtungswürdig uns auch sein Muth erscheinen muß, so können wir doch nicht verhehlen, daß er dabei nicht mit der gehörigen Vorsicht verfuhr. Er schien zu vergessen, daß eine schon mehrere Jahre ununu-

terbrochen fortdauernde Liebe nicht durch rasch hingeworfene Anklagen mit einem male vernichtet werden kann.

Selbst die Königin Sophie Charlotte vermochte nichts gegen den Oberkämmerer, der indessen auch niemals die Ehrfurcht vergaß, die er ihr schuldig war. Desto ärger sündigte in dieser Hinsicht die ganz unwürdige Gemahlin desselben, die, jede Geduld erschöpfend, auch die der edlen Königin misbraucht haben würde, wenn diese sie nur der Beachtung gewürdigt hätte. So aber scheint allerdings, als hätte die treffliche Fürstin das unwürdige Wesen kaum bemerkt.

Die Königin Sophie Louise scheint gar keinen Einfluß auf Regierungsangelegenheiten gehabt zu haben, und fast ohne alle Scheu konnte die Gräfin Wartenberg ihr rohes Gemüth gegen sie äußern.

Nur der Kronprinz war dem Unternehmen gewachsen, die Günstlinge zu stürzen. Zuerst brachte er die Uneinigkeit zwischen Wartenberg und Witgenstein, die nothwendig vorhanden sein mußte, da Freundschaft nur unter Edeln sein kann, an den Tag, und so machte jetzt der Oberkämmerer selbst den Anfang, den Grafen Wittgenstein der schwersten Vergehungen und Vernachlässigungen anzuklagen. Seine Verwaltung der Feuerkasse, sein Benehmen gegen die Abgeordneten der abgebrannten Stadt Crossen sprachen laut. Der Kronprinz nahm sich dieser Unglücklichen mit der ganzen Wärme eines in seinen Unterthanen beleidigten Fürsten an, und der König selbst durfte nur Kenntniß davon empfangen, um sogleich die Strafe für Witgenstein zu beschließen.

Die Angelegenheit ging so rasch, daß dieser wol kaum etwas davon ahndete, als schon sein Fall entschieden war. Wittgenstein ward in seinem eigenen Hause für einen Gefangenen erklärt; man nahm ihm den schwarzen Adlerorden ab, und brachte ihn dann nach Spandau.

§. 59.

Die nähere Untersuchung, welche nun folgte, ist ein trauriger Beleg seiner verkehrten Amtsführung, obwohl er freilich in der langen Ungestraftheit derselben einen Entschuldigungsgrund zu finden glaubte. Außer jenen schon oben erwähnten Vergehungen kam hier noch manches Traurige zur Sprache. So hatte er z. B., gleichsam als wolle er gegen das arme Land selbst wüthen, eine beispiellos hohe Abgabe gelegt auf das Bedürfniß, das nächst dem Brodt das wichtigste aller Menschen ist, auf das Salz, so daß durch diese unmäßige Besteuerung nicht nur fast aller Handel der Brandenburger mit allem was des Salzes bedarf gehemmt, sondern auch derselbe den begünstigten Ausländern in die Hände gespielt wurde. Wir geschweigen der unnatürlichen Mittel, zu welchen die ärmeren Unterthanen gezwungen wurden, um jenes unentbehrlichste der unentbehrlichen Bedürfnisse zu ersetzen: Mittel, die nothwendig der Gesundheit schaden mußten. Wohl darf man sagen, daß keine größere Verkehrtheit erdacht werden konnte, als dieser unnatürliche Salz-Impost, so unscheinbar er auch beim ersten Anblick dünken möchte. Dem Grafen hatte genügt, durch jene Auflage, die sich schlechthin nicht umgehen ließ, bedeutende Einnahmen, und zwar augenblicklich, in die Kassen zu leiten. Dabei hatte er

(so lautete wenigstens die Anklage) auch sich selbst nicht vergessen, indem er aus jenen Auflagen sich eine jährliche Einnahme von fünf tausend Thalern zu verschaffen gewußt.

Wittgenstein erwiederte auf alle diese Anklagen fast nur im Allgemeinen: es bestehe eine feindliche Verbindung gegen ihn, die schon längst seinen Untergang beschlossen habe. Sein Augenmerk sei nur des Königs Vortheil gewesen, und er selbst habe nicht gewonnen, sondern zusetzen müssen, da die fast ununterbrochenen Feste bedeutenden Aufwand erfordert hätten: wie ihm denn, um nur ein Beispiel zu geben, die Vermählungsfeierlichkeiten des Kronprinzen achttausend Thaler gekostet, um mit gebührendem Anstand bei demselben zu erscheinen.

Es ist schwer zu sagen, ob nicht allerdings einige Entschuldigungen für manches in seinem Benehmen statt finden, doch ist klar, daß die Hauptanklage in Betreff der Nichtunterstützung des verarmten Preußens und der Stadt Crossen über alle Entschuldigung hinaus sind. Nach Verlauf von sechs Monaten ward ihm seine Freiheit wieder zuerkannt, jedoch unter der Bedingung, 24,000 Thaler als Strafe zu erlegen, und die königlichen Staaten auf immer zu verlassen. Er unterzog sich dieser Strafe; doch die Deutschen Reichsgrafen brachten die Klage vor, es sei in ihm ihre Würde verletzt, und der König habe, wie sie meinten, nicht so handeln dürfen. Indessen war die Widerlegung leicht, und man bewies mit siegender Klarheit, daß kein Titel die Unterthanenpflichten aufheben könne, zu denen man sich einmal bekannt habe.

## §. 60.

Aber für das Land war Wittgensteins Sturz nicht genügend; es ward ein größeres Opfer erfordert, der Graf Kolbe von Wartenberg selbst. Die Scheidewand, welche den Blick des Königs während der letzten Jahre gehemmt hatte, war jetzt eingefallen, Friedrich sah klar, und so durfte man ihm auch zumuthen, klar zu handeln. Dennoch es war unendlich schwer, ihm, dem Unbefangenen, der Wartenbergen innig liebte, eine genaue Ansicht zu geben, daß dieser Mann seiner nicht würdig sei. Diesem schwierigen Geschäft unterzog sich auf Befehl des Kronprinzen der Staatsrath und Kammerpräsident von Kameke, ein Mann, der sich durch Talent und Bescheidenheit Friedrichs Gunst erworben hatte.

Der König sah ihn gern in seinen Erholungsstunden, die er gewöhnlich mit dem Schachspiel ausfüllte, in welchem Kameke Meister war. Eine solche Stunde benutzte einst dieser würdige Mann, um das Schwerste zu wagen, was sich gegen Friedrich wagen ließ, den Mann zu tadeln und stürzen zu wollen, den er liebte. Die Gewalt der Gründe und der Rede zeigte sich siegreich in Friedrichs Verstande; aber sein Herz blieb dem Freunde treu, an den er so lange geglaubt hatte. Aber er handelte als Fürst, und schon zwei Tage nach Wittgensteins Gefangennehmung ließ er auch Wartenbergen durch Ilgen die Siegel abfordern und ihm erklären, daß er hinfort nichts mehr mit Staatsangelegenheiten zu thun haben, und sich mit seiner Gemahlin auf sein Gut Wolfensdorf —

das einzige, welches der kluge Graf in der Mark besaß — begeben solle.

Indessen vermochte Wartenberg nicht so schnell den Gedanken aufzugeben, den Fürsten von neuem zu gewinnen. Er bat, ihm nur noch einmal das Glück zu gestatten, den König sprechen zu dürfen: die Hofleute alle, die Gewalt des alten Verhältnisses fürchtend, baten dagegen; aber Friedrich erklärte, es sei nicht billig, einem Scheidenden das letzte Gespräch abzuschlagen.

## §. 61.

Der Graf benutzte bei dieser Zusammenkunft alle Erfahrungen, die er in so langer Zeit über den Charakter und über die Schwächen des Königs gemacht hatte. Er gestand aufrichtig, daß er wohl gefehlt haben könne, daß aber nur Liebe für den König ihn geleitet habe; auch wolle er gern alles, so weit er es vermöge, wieder gut zu machen suchen. Friedrichs Herz war innig bewegt bei dem Anblick des Leidenden, der sonst nur in heiterer Ruhe oder fröhlich sorgsamer Geschäftigkeit bei ihm erschienen war; aber er erklärte ihm mit Bestimmtheit, das Wohl des Landes fordere, daß hinfort eine andere Geschäftsführung eingeführt werde und er könne ihm seine Stelle nie wieder anvertraun. Auch darauf war Wartenberg gefaßt; ja es schien, als ergebe er sich in dies Schicksal mit geringer Mühe, und nur die Trennung von Friedrich sei ihm das Schwerste. Er warf sich zu den Füßen des Königs, ergriff dessen Hände und benetzte sie mit Thränen; er erklärte laut, daß er alles, Größe und Glück, nur

seinem edlen Gebieter verdanke; doch wolle er gern alles wieder abgeben, wenn der König nnr seine lange und treu geleistete Dienste durch die Erlaubniß belohnen wolle, daß er, als bloßer Privatmann, ein noch längerer Zeuge seiner glücklichen Regierung bleiben, und einst zu seinen Füßen sterben dürfe.

Die Hofleute alle, obwohl gar manche ihn haßten, weinten bei dem erschütternden Auftritt; auch in Friedrichs Auge standen Thränen, er bestand mit sich selbst einen schweren Kampf; doch der König in ihm siegte. Er hob den Grafen auf, drückte ihn zweimal an sein Herz, und wiederholte dann mit Selbstüberwindung: „das Wohl des Staates erfordere durchaus ihre Trennung." Dann zog er einen kostbaren Ring vom Finger, steckte ihm denselben an, umarmte ihn noch einmal und winkte ihm dann, zu gehen.

§. 62.

Wartenberg zog mit seiner verhassten Gattin, und mit fast unendlichen Reichthümern aus den Preußischen Staaten nach Frankfurt am Main. Man schätzt den Werth der Diamanten, der anderen Kostbarkeiten, und des baaren Geldes, welches von diesem unglückbringenden Ehepaar mitgenommen wurde, auf einige Millionen; ja der König trieb die Großmuth gegen seinen Liebling so weit, daß er ihm noch auf Lebenszeit einen Jahrgehalt von 24,000 Thalern aussetzte.

Man hat sehr bitter gefadelt, daß man ihn mit so großen Reichthümern ziehen ließ, und daß jenes Jahrgehalt

halt gegeben wurde: und allerdings muß beides für den Preußischen Vaterlandsfreund, besonders wenn er die Bedrängtheit der damaligen Zeiten erwägt, sehr betrübend sein. Indessen wollen wir nicht vergessen, daß, so viel auch unser Verstand und unser Gemüth gegen den Grafen aufzubringen weiß, seine Vergehungen doch nicht völlig gerichtlich klar erwiesen worden waren, und daß ein Mann, der nun einmal bloß rein, ja (leider) günstig entlassen wird, seines Vermögens nicht wohl beraubt werden kann. In Hinsicht jenes Jahrgehaltes, räumen wir die Überflüßigkeit und Schädlichkeit allerdings völlig ein, doch möge Friedrichen entschuldigen, daß er dasselbe, so viel uns bekannt worden, nur aus seinem Privatvermögen zahlte.

Überhaupt schwindet das Wunderbare aller dieser Einzelnheiten, sobald wir nur den einen traurigen Gedanken fest halten, daß Friedrich nun einmal den Grafen wahrhaft, ja zärtlich liebte. Die Sehnsucht nach ihm war nicht zu besiegen und äußerte sich späterhin noch auf die mannichfaltigste Weise. Der Graf bat den König schriftlich, sein Landgut Wolfersdorf und seine Häuser in Berlin (unter denen das jetzige Monbijou) als ein geringes Geschenk von ihm annehmen zu wollen; doch Friedrich erwiederte, daß dies nur gegen baare Bezahlung geschehen könne, die denn auch erfolgte.

Späterhin ließ der König durch seinen Gesandten zu Frankfurt Wartenbergen den Vorschlag thun, nach Berlin zurückzukehren, doch ohne seine Gemahlin mit zubringen, die nun einmal der Gegenstand des allgemeinen und ge-

rechten Hasses sei. *) Der Graf erwiederte: er erkenne mit dem innigsten Danke, daß der König auch jetzt noch ihm seine Gunst nicht ganz entzogen habe; doch vermöge er nicht, sich von seiner Gattin zu trennen, die er stets lieben werde. So zerschlugen sich die Unterhandlungen.

Kurze Zeit darauf nahm der Tod den Grafen hinweg (Jul. 1712). Es kann uns durchaus nicht mit ihm versöhnen; doch ist es menschlich rührend, daß er in seinem Testament befohlen hatte, seine Leiche nach Berlin zu bringen, wo ihm allein wohl gewesen war. Es geschah (Oktober 1712); und als der Leichenzug über den Schloßhof ging, stand der König am Fenster und sah mit nassem Auge dem Sarge nach, der die Gebeine des Freundes enthielt. Dann zog Friedrich sich in sein Zimmer zurück, und war mehrere Tage lang für Niemanden zu sprechen. Die Leiche des Grafen ruht in der Parochialkirche.

## §. 63.

Nach Wartensbergs Sturze erhielt Manches am Hofe und im Staate eine andere Gestalt. Männer, wie die Grafen von Dohna und Friedrich von Dönhof, die Brüder von Kameke und der Staatsminister und Obermarschall von Prinzen, waren allerdings ganz geeignet, die Wunden zu heilen, welche von manchen ihrer leichtgesinnten Vorgänger geschlagen worden waren; doch

---

*) S. Beilage AA.

ist nur zu bekannt, daß das Verwunden selbst rascher zugeht, als das Heilen: und so konnten denn auch die guten Folgen der neuen Staatsverwaltung nicht augenblicklich erscheinen.

Der König, der jetzt den Zustand seines Staates klar hatte sehen lernen, unterzog sich gern jeder Einschränkung. Der Überfluß verschwand, die meisten Hoffeste wurden eingestellt, ja selbst die Schauspielergesellschaft verabschiedet.

Doch waren die letzten Lebensjahre des Königs, wie wir bereits aus dem früherhin Mitgetheilten erkennen, nur arm an Freuden. Das Glück hatte sich abgewandt von den Waffen der Verbündeten, da Übermuth und Uneinigkeit eingedrungen war, und Friedrich ahndete, daß alle Kraftäußerungen, vereinzelt, doch nur vergeblich sein und der gerechten Sache den Sieg nicht verschaffen würden. Auch konnte er, so oft getäuscht, damals wohl schwerlich voraussehen, daß bei dem bevorstehenden Frieden wenigstens einiger Vortheil für Preußen sich noch werde erringen lassen.

Dazu kam der schmerzliche Anblick eines durch Armuth und Krankheit leidenden Landes, die Entbehrung des Freundes, an den Gefühl und Gewohnheit ihn schlossen, der beklagenswürdige Zustand der Königin und seine eigene sinkende Gesundheit.

Diese Letztere wurde im Jahre 1711 von neuem durch einen unglücklichen Zufall erschüttert. Der König machte nämlich im Mai eine Reise nach dem Haag, um durch seine persönliche Gegenwart die Angelegenheiten des Krieges

oder Friedens zu beschleunigen, und wegen der Oranischen Erbschaft mit dem Prinzen Wilhelm Friso, Statthalter von Friesland, entscheidende Rücksprache zu nehmen. Dieser Prinz, der bisher bei dem Heer als Unterfeldherr gestanden, reiste rasch zu Friedrich; doch als er sich auf einem schwachen Fahrzeug über den sogenannten Moordyk setzen ließ, überraschte die Schiffenden, die schon nahe am Lande waren, ein Sturmwind, der den Nachen zertrümmerte und dem Prinzen und allen seinen Gefährten ein Grab in den Wellen bereitete. Den König erschütterte diese Unglücksbotschaft dergestalt, daß man für sein Leben besorgt war, denn er hatte den Prinzen, der seinem Hause und seinem Herzen verwandt war, stets geschätzt und geliebt.

§. 64.

Fröhliche Begebenheiten aus diesen Jahren sind nur wenige aufzuzeichnen. Wir rechnen dahin, das Friedrichen endlich gelang, die Akademie der Wissenschaften zu Berlin, die bereits 1700 gestiftet worden, nunmehr feierlich einzuweihen (19. Januar, 1711). Männer, wie Prinzen als Protektor, Jablonsky als Vicepräsident, Krug von Nidda, Chuno und Schott als Direktoren, leisteten Gewähr für die Würde und den Glanz der neuaufblühenden Gesellschaft.

So möge hier auch noch des Besuches gedacht werden, den Peter der Große in Berlin abstattete; denn allerdings ist das Verhältniß des Kaisers und des Königs erfreulich, da beide Freunde blieben; obwohl Friedrich, aus gerechten Gründen, ihm abermals das Gesuch um

den Beitritt zu der Verbindung gegen Schweden abschlagen mußte.

Selbst der Aloe möge hier flüchtig erwähnt werden, die im Jahre 1712 in Köpnik blühte, nicht um der Blume willen, so selten und herrlich sie auch ist, sondern weil sich bei dieser Gelegenheit abermals die Liebe der Unterthanen für Friedrich auf die mannigfaltigste Weise äußerte. Man fand in jener Blume, die gerade an einem Orte blühete, der dem Könige von seiner frühen Jugend her so theuer war, eine günstige Vorbedeutung für das stete Blühen seines Hauses, und der Königskrone, die er ihm erworben. Möge immerhin der Aufwand von Geist nicht ausgezeichnet sein, den der Professor Wachter bei den Inschriften anbrachte, mit denen er die in Kupfer gestochene Zeichnung jenes seltenen Gewächses umgab; immer ist die Liebe erfreulich, die ein guter Unterthan im Namen des ganzen Volkes für seinen König ausspricht.

## §. 65.

Doch das größeste und bedeutendste Geschenk gewährte der vier und zwanzigste Januar 1712 dem Preußischen Staat. Es ward Friedrich der Große geboren. Wohl ahndete damals Niemand, welch' ein Geist sich einst in diesem Körper entzünden würde; doch weinte Friedrich Thränen des Dankes und der Freude an der Wiege des Neugeborenen. Es war der letzte und herrlichste Sonnenblick im Leben des Königs; und er konnte nun dem Tode getrost entgegen gehen, denn sein edles Haus stand gesichert da.

## §. 66.

Friedrich, der bereits das ganze Jahr 1712 kränklich zugebracht hatte, trat das folgende mit dem Gefühle an, daß er es nicht durchleben werde. Die Krönungsfeste und der Ritterschlag, die er noch jedesmal im Januar vorgenommen, mußten diesmal unterlassen werden. Nur noch einmal zeigte sich eine Spur von Besserung, und zwar am 24. Januar, wo er Friedrichs des Großen zweiten Geburtstag noch mit feiern konnte; doch, wie es scheint, mit dem letzten Aufgebot seiner Kräfte.

Seitdem verließ er das Zimmer nicht mehr, erhob sich aber, so oft es ihm möglich war, von seinem Ruhelager, um sich am Fenster dem Volke zu zeigen. Diese wackeren und treuen Menschen vergaßen den Druck und die Leiden der letzten Jahre ganz, und dachten jetzt nur mit inniger Theilnahme der Leiden ihres Königs. Sie standen in gedrängten Reihen auf dem Schloßplatze, huben die Hände gen Himmel auf, und wollten ihren Fürsten noch so oft sehen, als er es vermöchte, sich ihnen zu zeigen.

Eines Tages, als der König in einem Lehnstuhl schlummerte, ward er durch eine Erscheinung geweckt, die sein Herz und seine Phantasie auf eine gleich gefährliche Weise verletzen mußte. Die Königin, durch Krankheit und heftige Schwermuth erregt, hatte die Wachsamkeit ihrer Frauen zu täuschen gewußt, einen Weg zu des Königs Zimmer sich gebahnt, und, da zuletzt nur noch eine Glasthür ihr entgegen stand, dieselbe rasch zerschmettert. So

stand sie nun in weißem Nachtgewand, mit blutenden Händen, und mit dem Blick des halbwahnsinnigen Jammers vor dem Kranken, der, so plötzlich und hart aufgeschreckt, die weiße Frau, die Todesverkündigerin, zu erblicken glaubte. Selbst als man die Unglückliche bereits entfernt hatte, blieb der Eindruck, und Friedrich sagte mit trübem Lächeln, indem er sich zur Ruhe legte: „Ich habe die weiße Frau gesehen, ich werde nicht wieder genesen.“ *)

Wirklich überfiel ihn auch am dritten Februar die Krankheit mit solcher Heftigkeit, der Husten ward so gewaltsam und der Athem so schwer, daß die Kräfte des Leibes sichtbar verfielen. Am 13. sprach der König mit Bestimmtheit aus, er glaube noch heute zu sterben, und mit noch inbrünstigerem Gebet als jemals, bereitete er sich zu dem großen Augenblicke vor. Er erklärte den Umstehenden: „er erkenne nun ganz die Nichtigkeit aller weltlichen Vorzüge; es sei die Welt doch nur ein Schauspiel, das bald zu Ende gehe: wer nichts mehr als diese habe, der sei gar übel daran. Er verlange jetzt nach einer unvergänglichen Herrlichkeit, deren er, im Vertraun auf Gottes Barmherzigkeit und des Heilandes Verdienst, völlig versichert sei.

§. 67.

Da der schwere Athem der beengten Brust die Beängstigung vermehrte, so erinnerte ihn der Hofprediger

*) S. Pölnitz, Th. I, S. 392.

an die Angst, die auch Christus ausgestanden; worauf der König freudig antwortete: „Ja, ich muß mit Christo dulden, ich werde auch mit ihm herrschen.“ Er ließ sich dann den 27. Psalm vorlesen, und sagte dann mit voller Zuversicht: „Gott ist gewißlich meines Lebens Kraft gewesen, von meiner Jugend auf. Ich fürchte mich auch nicht vor dem Tode: Gott ist mein Licht und mein Heil.“

Sein einziger Sohn, der Kronprinz, dessen starker Sinn dem Strom von unendlichen Thränen nicht wehren konnte, empfing jetzt den väterlichen Segen. „Mein Sohn,“ sagte Friedrich, „ich gebe Euch den väterlichen Segen; Gott stehe Euch bei, Gott stärke und erhalte Euch.“ Dann segnete er die Kronprinzessin, die sich damals in gesegneten Umständen befand, und da Einige der Umstehenden ihn durch die Hoffnung erfreuen wollten, daß das königliche Haus nun wohl bald wieder durch einen Enkel erfreut werden würde, so gab er zur Antwort: „das werde ich nicht erleben, — alles wie Gott will.“ Dann segnete er auch die kleinen Enkel, unter denen die Prinzessin vor dem Bette auf den Knien lag, und weinend ausrief: „Ach, wie ist mein lieber Großvater so krank, ich will fleißig beten, daß er bald wieder gesund werde.“

Oftmals erinnerte sich Friedrich seiner kranken Gemahlin, und er befahl, man solle ihr sagen, daß er ihr für alle Liebe und Treue danke, und daß er zu Gott bete für sie um Gesundheit und Trost. Dann sagte er auch seinen Ministern und Hofpredigern Dank für ihre

---

Treue, und bat den Kronprinzen“ sich zufrieden zu geben, da ja alles nach Gottes Willen gehe.“ Um ihn noch

mehr zu erheben, stellte er ihn den Umstehenden vor mit den Worten: „Hier habt Ihr wieder einen Vater, der für Euch sorgen wird."

Die nächsten Tage vergingen bei geringen Körperschmerzen; aber der König hatte längst jeder Lebenshoffnung entsagt, und sein Geist war nur auf das Himmlische gerichtet. Besonders erquickte ihn die Bibel, und er schöpfte reichlich aus ihr, der ewigen Quelle des Segens. Als man ihm (am 22. Februar), bei Gelegenheit des 23 Psalms vortrug, daß Christus den Gläubigen, wenn er auch im finsteren Todesthal gehen sollte, stets leiten werde, da antwortete er mit gläubiger Zuversicht: „Amen. Gott leite mich auch, wenn es ihm gefällt, aus der Zeit in die Ewigkeit. Er ist allein der gute Hirt. Meinen Willen habe ich seinem Willen unterworfen. Was mein Gott will, das geschehe allzeit."

§. 68.

Am 24. Nachmittags verschlimmerte es sich mit dem körperlichen Zustand des Königs dergestalt, daß man sein Ende in jedem Augenblick erwartete. Er verlangte den Kronprinzen zu sprechen. Dieser, um desto eher des Vaters Willen zu erfüllen, nahm den nächsten Weg über den kleinen Schloßplatz; ward aber hier (wie die älteren Geschichtschreiber erzählen und er selbst oft bestätigt haben soll,) durch ein seltsames Schauspiel überrascht. Es fiel ihm nämlich ein verschlossener Saal so glänzend hell in die Augen, als wäre er mit vielen hundert Lichtern erleuchtet. Der Prinz fragte einige Officiere, welche mit ihm gingen: auch diese sahen das Nämliche; konnten aber keine wei-

tere Auskunft geben. Auf der Treppe, die zu den Zimmern des Königs führte, fragte der Prinz den Castellan, der aber mit Entschiedenheit erwiederte, der Saal sei fest verschlossen, und in langer Zeit kein Licht in demselben gewesen.

Der Kronprinz empfing abermals den väterlichen Segen, unterhielt sich einige Stunden mit dem Sterbenden, und ging dann auf dessen Befehl zur Ruhe.

Die Nacht verging unter Gebet. Der König hörte jedes tröstende Wort mit Aufmerksamkeit an, und sagte zu jedem biblischen Beruhigungsspruche: Amen, das thue Gott, er erfülle dieses, er mache es wie er will. Sein Wille ist mein Wille."

Immer näher trat der Tod; doch war dem Sterbenden das große Glück verliehen, stets ein klares Bewußtsein zu behalten. Als in der Mittagsstunde des 25. Februars der Kronprinz noch einmal zu seinem Bette sich hinneigte, empfing er den letzten Kuß. Denn kaum war er von dem Bette zurückgetreten, als Friedrich, unter dem Zurufe, „Jesum im Herzen zu behalten," ohne Zuckung, sanft und still verschied, nachdem er sein Leben gebracht hatte auf 55 Jahre 7 Monate 15 Tage und vier Stunden. *)

---

§. 69.

Es ist kaum vonnöthen, daß wir uns noch einmal

---

*) Vergl. über Friedrichs Tod: das Europäische Theater

vor dem Bilde Friedrichs sammeln: denn langsam und deutlich sind die einzelnen Züge desselben vor unsern Blick getreten. Ein nicht glückliches Kindes- und Knabenalter, eine durch Liebe erhöhete spätere Jugend, ein fruchttragendes, glänzendes Jünglings- und früheres Mannesalter; späterhin geringere Kraft, Sinken in manche Schwäche, endlich Lösung durch einen edlen, kühn und besonnen angeschaueten, rein christlichen Tod.

Oder sollen wir Einzelnes angeben, und Licht und Schatten neben einander stellen? — Streben nach äußerer Ehre bei nicht immer glücklichem Eifer, sich selbst zu genügen; tapfer aus reinem Ehrtriebe; doch, nach abgelegtem Zeugnisse der Tapferkeit, vom kriegerischen Schauplatze zurücktretend; hohes Lob verdienend durch Tapferkeit, da Körperschwäche ihn nicht zu hemmen vermochte; Deutschgesinnt in der steten Richtung seiner Politik; die Abneigung gegen Ludwig fast bis zur Religion erhebend; stolz auf sein edles Haus und sein edles Volk; treu in Versprechungen bis zur höchsten Aufopferung, ja sogar bei der Erfüllung seiner Pflichten den Schein eines schwächeren Nachgebens nicht scheuend; eifrig, ja fast glühend, als reformirter Christ Verschiedenheit der

---

vom Jahr 1713. S. 257. ff. — Lebensgeschichte des allerdurchlauchtigsten Königs und Herrn, Friedrich Wilhelm. Hamburg und Breslau 1735. S. 37. ff. — Gütther S. 444. ff. und Pauli. S. 454. ff. — Neuere Geschichtschreiber gehen über alle diese Umstände leicht hinweg, ohne zu bedenken, daß sie dem tieferen Gemüthe sehr bedeutend sind.

Charaktere anerkennend, selbst wenn er sich dadurch verletzt fühlte; die Wissenschaften liebend, in so weit dies mit getheiltem Herzen möglich ist; den zierenden Künsten völlig ergeben; an seinem Volke bildend bis an sein Ende, in so weit er Bildung erkannte.

§. 70.

Doch auch die andere Seite soll hier nicht übergangen werden und ist auch früherhin in diesem Buche nicht verhehlt worden. Die Ehrliebe artete vielleicht mitunter in Ehrsucht aus; dem äußeren Schein ward zu viel Gewicht beigelegt; Zerstreuungs-Lust, stets sich vergrößernd, in den letzteren Jahren vielleicht nicht ohne innere Langeweile, welche verhüllt oder überwunden werden sollte; Prachtliebe, zuletzt fast ausartend in Asiatismus; Reizbarkeit, zuweilen bis zur kränklichen Empfindlichkeit; Hingebung an nicht würdige Freunde bis zur Schwäche, hoffentlich aber nie ein Nicht-sehen-wollen, damit der schöne Traum nicht etwa zerstört werde. Sei es aber, wie wir fest glauben, ein bloßes Nicht-Sehen, so ist auch dieses schon bei einem Fürsten betrübend genug, und wir müssen dieses Traurige einräumen.

Was endlich die Verschwendung betrifft, die man ihm allgemein schuld giebt, so räumen wir sie gleichfalls vollkommen ein; doch finden wir in dieser Hinsicht eher Trost, als manchem anderen Biographen Friedrichs sich zeigen wollte. — Es ist nirgends in gedruckten Büchern, so viel uns deren bekannt geworden sind, angegeben worden, wie hoch sich bei Friedrichs Tode die Landesschulden be-

liefen; *) dennoch können sie wenigstens ein gewisses Maaß nicht überschritten haben; da es doch Friedrich Wilhelm möglich wurde, kurze Zeit darauf den Krieg gegen Schweden zu führen und schon im Jahre 1720, bei der Erwerbung von Stettin, 2 Millionen Thaler an Schweden zu bezahlen. Auch dem sparsamsten der Könige — und als solchen zeigte Friedrichs Sohn sich wirklich — würde das Vermögen dazu gefehlt haben, wenn die Schuldenlast Preußens wirklich so groß gewesen wäre, als manche Schriftsteller gemeint haben. Besser als klagen, ist es, der Vorsehung zu danken, daß sie auf den überströmenden Friedrich den an sich haltenden, stets erwerbenden, eng und sorgsam lebenden Friedrich Wilhelm folgen ließ. Zwei Friedriche hinter einander hätte das Land schwer ertragen; doch dieser Wechsel führte zum Gedeihen.

## §. 71.

Mit ungleich traurigerer Empfindung, als bei dem Zustande der Finanzen, verweilt der Blick bei der Verarmung mancher gewerbtreibenden Einwohner und bei der Verödung von Alt-Preußen, und wir fühlen uns geneigt, den Abscheu vor Wartenbergs und Wittgensteins Staats-

---

*) Im Jahr 1706 betrugen alle Kammer-Einkünfte 1,519,921 Thaler, und gerade so viel die Ausgaben, worunter allein 114,346 Thaler an Zinsen für geliehene Kapitalien befindlich waren; so daß nichts übrig blieb. (S. historische Schilderung von Berlin. Th. III. S. 274.

verwaltung von neuem auszusprechen, so wie Friedrichs Schwäche in Beziehung auf dieses Verhältniß von neuem bedauernd anzuerkennen.

Doch auch hier tröstet der fortschreitende Blick auf den Nachfolger, der mit Ernst und Strenge, aber auch mit Liebe und Freigebigkeit, Menschen rief in die öden Länder, und Nahrung zurückbrachte in die Häuser und Hütten. — Wahrhaft geben kann nur der Sparsame.

Fühlen wir uns durch diese Ansichten einigermaßen von Friedrich entfernt, so werden wir doch sogleich wieder zu ihm gezogen, wenn wir, außerjenen früher anerkannten Tugenden, noch Folgendes betrachten, das in der That fast ganz sein Verdienst ist. — Das Heer, welches unter dem großen Kurfürsten sich gebildet, und die herrlichsten Lorbeern errungen, bestand bei Friedrichs Tode aus beinahe 45,000 Mann, nämlich 20 Regimentern Fußvolk, ohne die Artillerie, und 16 Regimentern Reiterei, sowohl Cürassiere als Dragoner. Dazu ist noch zu rechnen die durch ihn 1701 und 1705 errichtete Landmiliz und die sogenannten Enrollirten, welche die Städte lieferten.

Dieses edle Heer hatte fast 25 Jahre hintereinander edle Kämpfe für des Vaterlandes Freiheit durchgefochten. Oftmals hatte der Sieg seine Anstrengungen belohnt; aber es war frei geblieben vom Hochmuthe: denn ihm genügte edler Stolz und reines Bewußtsein. Es war ein ächt Deutsches Heer, tapfer und kühn gegen die noch unbesiegten Feinde, milde gegen die Besiegten und Wehrlosen. Friedrich hatte gezeigt, wohin sich die Waffen der

Deutschen richten müßten und sein ganzes Heer theilte seine klare Ansicht.

Preußen war durch Friedrich zu einem Königreiche erhoben worden, und zwar zu einem solchen, dessen innere Nothwendigkeit, durch ihn und sein herrliches Volk, siegend einleuchtete. Lasset uns dieses große Verdienst, welches wir hier nur kurz angedeutet haben, nimmer vergessen.

In den Preußischen Staaten wohnte die Wissenschaft und die Kunst, denn sie wollte dort wohnen, wo Friedrich herschte und begünstigte, und wo Sophie Charlotte und Leibnitz leiteten und wirkten. Hier wehete, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, jene geistige Luft, in der dem forschenden Geiste allein wohl ist, und in der die Gelehrten und die Künstler sich allein einheimisch fühlen können. Hier war aufgerichtet das heilige Kreuz unserer schöpferischen, göttlich-freien Religion; hier glänzten die sicheren Tempel der Ehre, der Kunst, und der Wissenschaft. In solcher Nähe hatte das Volk Gedeihen gewonnen und jenen entschiedenen Charakter, der mit Genauigkeit weiß, was er will und zu erstreben hat, nie irre wird an dem Ziel, und nur das Vortreffliche zu seinem Ziele wählt. Es hatte nicht ein Jahr, nicht einen Monat während der Regirung seines Fürsten verschlummert; es war weiter geschritten, um immer weiter zu schreiten; es hatte sich als Volk anerkannt, sich selbst die überaus wichtige Stelle in der Reihe der Europäischen Völker angewiesen, und sich

auf dieser Stelle geehrt, und von den Fremden Ehrfurcht erzwungen.

Wenn nun Friedrich, wie wir gezeigt zu haben hoffen, bedeutenden Theil hatte an so herrlichen Ergebnissen, so lasset uns nicht anders als mit Theilnahme und Liebe von seinem Bilde scheiden.

---

Bei-

# Beilagen.

[ e1 ]

# Beilage A.

Johann Albrecht, Graf von Barfuß, geb. im Jahr 1631, ward 1684 Generalmajor; 1688 Generallieutenant, und in eben diesem Jahre den 11. December wirklicher Geheimer Kriegesrath; 1695 General-Feldmarschall-Lieutenant; 1696 General-Feldmarschall und Gouverneur zu Spandau; 1698 Ober-Krieges-Präsident, Commandeur von der Garde zu Fuß, auch Chef des einen Flemmingschen Regiments zu Pferde. 1699 erhob ihn der Kaiser Leopold in den Grafenstand, welches der Kurfürst bestätigte; 1701 den 17. Januar erhielt er den schwarzen Adlerorden und ward Gouverneur von Berlin, nachdem er schon vorher die Hauptmannschaften zu Spandau, der Grafschaft Ruppin und des Landes Bellin empfangen hatte; 1702 erhielt er den erbetenen Abschied. Er starb 1704. (S. das Werk von Klaproth und Cosmar: Der K. Pr. Staatsrath, S. 371 und 382.) Er hat des Rühmlichen gar viel gethan, und besonders als Führer der Preußen in der Schlacht bei Salankement 1691 Großes geleistet.

# Beilage B.

Hans Adam von Schöning, geboren zu Camsel in der Neumark den 1. Oktober 1641, erhielt eine gelehrte Bildung zu Wittenberg und Straßburg, durchreiste dann Deutschland, Frankreich, Spanien, Portugal und die vereinigten Niederlande, und ward nach seiner Zurückkunft von dem großen Kurfürsten, der seinen Werth durchschaut hatte, im Jahr 1665 als Legationsrath an den Bischof von Münster geschickt, und in eben diesem Jahre als Rittmeister bei dem Anhaltischen Regiment angestellt, wo er 1668 bis zum Obristlieutenant aufstieg. Im Jahr 1674 zeichnete er sich in dem Feldzuge im Elsaß aus, so wie 1675 in der Mark und in Pommern gegen die Schweden. Der Frieden von St. Germain 1679 endete für jetzt seine kriegerische Laufbahn, und der Kurfürst belohnte seine Dienste, indem er ihm die Stelle eines Gouverneurs von Berlin und bald darauf die eines wirklichen Geheimen Staatsraths und Obristen über die Leibwache ertheilte (1684 und 85). Im Jahr 1686 war er Führer der 8000 Brandenburgischen Krieger, welche Friedrich Wilhelm dem bedrängten Kaiser nach Ungarn zusandte. Die Einnahme von Ofen war größtentheils sein und seiner Soldaten Werk, und es ist allerdings wohl begreiflich, wenn er zürnte, daß Leopold ihn für einen so überaus wichtigen Dienst durch ein Geschenk von — 5000 Cremnitzer Ducaten hinlänglich belohnt zu haben glaubte. Er schlug diese Summe geradezu aus, und erhielt nun einen mit Diamanten reich besetzten Degen, dessen Werth auf 20000 Thaler angegeben wird.

Indessen hatte er sich, vielleicht weil er seinen Zorn zu deutlich ausgesprochen, am kaiserlichen Hofe so viele Feinde zugezogen, daß nur die Ehrfurcht für den Kurfürsten, die selbst jene fühlten, ihn für den Augenblick vor der Nachstellung schützte. Er ging deshalb bald wieder nach dem Brandenburgischen zurück und focht als Oberfeldherr einige Jahre am Rhein gegen die Franzosen.

Die Veranlassung zu seinem Abschiede, die im Text nur kurz angedeutet worden, war folgende. Auf dringendes Ansuchen des Kurfürsten von Baiern und des Herzogs von Lothringen, sandte Friedrich 6000 Mann zur Verstärkung des Heeres, welches Mainz belagerte, dessen Eroberung von der größten Wichtigkeit war. Unterwegs aber erhielt der General von Barfuß, welcher jene Hülfsvölker befehligte, die Nachricht daß Mainz sich so eben ergeben habe, und kehrte deshalb mismüthig über den fruchtlosen Zug zu der Armee vor Bonn zurück. Aber er vergaß bei seiner Rückkunft dem Oberfeldherrn Schöning Bericht abzustatten, worüber dieser sich im hohen Grade aufgebracht zeigte. Der Kurfürst erkannte die Billigkeit von Schönings Verlangen, und befahl Barfuß, seiner Pflicht sogleich ein Genüge zu leisten und Schöningen zu versöhnen. Er gehorchte, fand den Oberfeldherrn im Vorgemache des Fürsten, entschuldigte sich, empfing aber von dem übelgelaunten Schöning einige bittere Worte, auf die er mit ähnlichen erwiederte. Jetzt zog Schöning den Degen, der Kurfürst trat hervor, und von dem Zusammenhang unterrichtet, entschied er wie er, in der That entscheiden mußte.

Schöning forderte nunmehr seinen Abschied, und Friedrich mußte ihm denselben, wiewol mit großem Kummer über den Verlust eines so ausgezeichneten Feldherrn gewähren, so wie die Erlaubniß, in Sächsische Dienste zu gehen. Er nahm dafür

den nicht minder trefflichen Sächsischen Feldmarschall von Flemming in seine Dienste, nachdem er deshalb mit Johann Georg III. eine Übereinkunft getroffen hatte.

Der letzt genannte Fürst machte Schöning zum Generalfeldmarschall, Geheimen Kriegsrath und Obristen zu Roß und zu Fuß. Allein auch jetzt sollte seiner Ruhe Gefahr drohen. Er schien vergessen zu haben, daß er im Östreichischen bedeutende Feinde habe, oder wenigstens nicht zu ahnden, daß dieser Haß alle gesetzliche Gränzen überschreiten würde. Als er nämlich im Jahr 1692 zu Wiederherstellung seiner Gesundheit das Bad zu Töplitz gebrauchte, ließ ihn der Kaiser aufheben und gefangen nach Brünn führen. Es ist nicht bekannt geworden, mit welchen Gründen man ein so gewaltthätiges Verfahren entschuldigen zu können meinte; wohl aber, daß er erst zwei Jahre darauf seine Freiheit zurück erhielt. Da kein Friedrich Wilhelm und kein Friedrich ihn mehr schützte, so hatten seine Feinde dem bitteren Hasse ein Genüge gethan. Nach seiner Befreiung hielt sich Schöning wieder in Dresden auf, wo er am 28. August 1696 starb. (Vergl. Neues historisches Handlexicon, Ulm 1794, S. 682. f. und: Versuch einer Geschichte der Feldzüge des Preußischen Heers von F. Behmer. Th. 11, S. 54 f.)

# Beilage C.

Friedrich, Graf von Schomberg, aus der Pfalz gebürtig, stand zuerst in den Kriegsdiensten der vereinigten Niederlande; trat darauf in die Französischen Dienste; wurde Generalgouverneur verschiedener Festungen und Oberster eines Regiments Dragoner und der Schottischen Gensd'armes; 1659 widmete er seine Kraft der Krone Portugal, als General, und machte sich um die Einrichtung des Portugisischen Kriegswesens sehr verdient; nahm dann von neuem Französische Dienste, und ward endlich Marschall von Frankreich. Als man aber dort 1685 die Reformirten mit großer Härte zu verfolgen anfing, ging er, mit Bewilligung des Königs, nach Portugal zurück; von woher ihn der Kurfürst Friedrich Wilhelm im J. 1687 in seine Dienste zog und ihn unterm 19. April d. J. zum wirklichen Geheimen Staats- und Kriegsrath, Statthalter des Herzogthums Preußens, und Oberfeldherrn über alle Kurfürstliche Armeen und Truppen ernannte. 1688 begleitete er den Prinzen von Oranien nach England, welcher, nachdem er König von England geworden, ihn 1689 zum Generalfeldzeugmeister und zu seinem Geheimen Rath ernannte, und in die Zahl der Ritter des blauen Hosenbandes aufnahm. In eben diesem Jahre ward er naturalisirt, und zum Herzoge von Schomberg, Grafen von Harwich, Grafen von Brentfort und Freiherrn von Teyes ernannt. Er starb den 30. Jun. 1690 in der Schlacht bei dem Flusse Boyne in Irland. (Vgl. das angeführte Werk von Klaproth S. 372).

# Beilage D.

Heino Heinrich, Graf von Flemming, ein edler Pommer, geb. 1632. Wir finden ihn bereits in den funfziger Jahren des siebzehnten Jahrhunderts in Preußischen Kriegsdiensten, als würdigen Theilnehmer der Gefahr und des Ruhmes des großen Friedrich Wilhelm, der ihn im Jahr 1679 zum Zeugniß seiner Achtung zum Inhaber eines Regiments ernannte. Warum er im nächsten Jahre 1680 in Braunschweigische Dienste ging, in welchen er Generalmajor wurde, ist uns unbekannt geblieben; doch kann von einem Misverhältniß zwischen ihm und dem Kurfürsten durchaus nicht die Rede sein, da jener ihm ausdrücklich zu der Dienstveränderung Erlaubniß gab. Er scheint sich doch nicht ganz gefallen zu haben, denn schon 1681 finden wir ihn in Sächsischen Diensten, und zwar als Feldmarschall-Lieutenant, und sechs Jahre darauf als General-Feldmarschall. Friedrich III. ehrte ihn so sehr, daß er fast jede Würde, die zu vergeben in der Gewalt des Fürsten steht, auf ihn häufte, um ihn in Brandenburgische Dienste zurück zu führen. Es gelang 1690, und Flemming ward Preußischer Feldmarschall, Gouverneur von Berlin und wirklicher Geheimer Staats- und Kriegsrath. Versprochen ward ihm die Anwartschaft auf die Statthalterschaft in Pommern, die er auch wirklich erhielt, als Derfling im Jahr 1695 gestorben war. Unter Lorbeern ergraut, bat er 1698 um seine Entlassung, die er auch, mit neuen Lobeserhebungen überhäuft, erhielt. Doch ertheilte ihm noch der Kaiser 1700 die Würde eines Grafen. Er starb am 23. Februar 1706.

# Beilage E.

Johann Georg war verlobt mit Eleonore von Eisenach, verwittweten Markgräfinn von Brandenburg-Anspach. Friedrich, welcher den Zweck hatte, den Kurfürsten von Sachsen zur Einwilligung in die neunte Kur zu bewegen, begleitete nebst seiner Gemahlin die Braut nach Leipzig, wo er aber den Fürsten wie verwandelt antraf. Dieser hatte nämlich während dessen das Fräulein Neidschütz kennen lernen, und sein altes Versprechen fast vergessen. In der Bestürzung über die Ankunft Friedrichs schickte er ihm seinen ganzen Hofstaat, und alle seine Garden entgegen, entschuldigte sein Nichtkommen mit Unpäßlichkeit. Seiner Braut ließ er gar nichts sagen, und sie hatte den Schmerz, als sie in Leipzig einfuhr, ihren vergeßlichen Bräutigam mit seiner Nebengeliebten am Fenster stehen zu sehen.

Dann fährt Pöllnitz, der uns jene Umstände berichtet, fort: Il ne reçut pas non plus l'Electeur et l'Electrice à la descente du carosse, et ce ne fut que quelques heures après leur arrivée qu'il parut. L'Electeur et l'Electrice lui présenterent la Marggrave, et Jean George lui voyant une robe de velours: Il faut, lui dit il, que vous soyez folle, d'être vetue de velours dans la canicule. Se tournant ensuite vers l'Electeur, il lui dit: Vous m'amenez là une singuliere femme, et sans attendre de reponse, il alla rejoindre sa maitresse.

Am andern Morgen erklärte er endlich geradezu, es sei ihm nicht wohl möglich, die Heirath zu vollziehen; doch nun

war auch Friedrichs Geduld zu Ende und er stellte ihm mit Kraft und Wärme die Pflicht des Worthaltens vor, und ließ ihn wählen zwischen seiner Freundschaft oder seiner Feindschaft. Johann Georg, verschüchtert durch so ernste Sprache, gab jetzt allerdings nach und vollzog bald darauf die Vermählung; aber so liebenswürdig und edel auch seine Gattin sich stets gegen ihn benahm, so war doch einmal sein Gemüth von ihr abgewandt. Nur die Schmach der Zurückweisung hatte Friedrich von ihr abwenden können, nicht ein unglückliches Leben, das an der Seite eines fast gezwungenen Gemahls allerdings vorauszusehen war. (S. Memoires pour servir à l'historie des quatres derniers souverains de la maison de Brandebourg, écrits par Charles Louis, Baron de Pöllnitz. Berlin 1791, Tome I. p. 158 f.

# Beilage F.

Unter den mannigfaltigen Urtheilen über den Charakter der Märker in früheren Zeiten möge hier nur das des wohlbekannten Geschichtschreibers Nicolaus Leutinger angeführt werden, welches in dem 1682 erschienenen „Ersten Entwurf derer die Mark Brandenburg betreffenden Sachen" wiederholt wird. „Es sei, sagt L., nach der dort gegebenen Übersetzung, fast kein Land, in welchem so lange die alte Deutsche Treue, Ehrbarkeit uud Aufrichtigkeit gewähret, und so sehr spät fremde Laster eingeschlichen seien: daß die Märker auch geschickt wären, allerhand Sachen zu erlernen und in's Werk zu stellen. Anbei ihrer viel, sowohl von Adel als Bürgerstand, in den Krieg gingen und tapfere Soldaten wurden; nicht weniger beflissen sie sich der freien Künste und Wissenschaften, und nähmen, eines und das andere zu erlangen, viel kostbare und weite Reisen auf sich, und wäre fast kein sonderlicher Ort zu sehen, in welchem auch nicht Märker zu finden wären."

Seltsam aber ist, daß Leutinger die Ursache jener Tugenden in gewissen Temperamenten der Märker finden will. Sehr viele seien nämlich cholerischer Natur und daher zum Kriegen geneigt; In bella frequentes feruntur, in quibus ob virtutis præstantiam egregiam operam navant (Sie ziehen [gern und] häufig in den Krieg, und leisten wegen ausgezeichneter Tapferkeit treffliche Dienste). Dann setzt er hinzu: Si accedat melancholia, non solum virtute militari, sed etiam doctrina ex-

cellentes profert (kommt noch Melancholie hinzu, so entstehen nicht bloß ruhmvolle Krieger, sondern große Gelehrte).

Er führt sodann, um seinen Satz zu beweisen, eine Menge ausgezeichneter Krieger und Gelehrte seines Jahrhunderts an, deren wir, wenn es uns einst vergönnt sein sollte, die Geschichte der früheren Hohenzollern zu beschreiben, gleichfalls gedenken werden.

Leutinger fährt sodann fort zu erzählen, die Städte seien mit vielen geschickten Leuten versehen; Adel und Bürgerschaft hätten vortreffliche Männer aufzuweisen, und selbst unter den Handwerkern fänden sich manche, die der lateinischen Sprache kundig wären. Neque respublicæ carent gubernatoribus omni laude ob virtutem atque doctrinam dignis, neque ulla est Marchiæ respublica, in qua non in senatu viros doctos, sæpe doctissimos, invenias. Qui sunt ex nobilitate, Marti æque atque Minervæ addicti et docti et bellicosi, tam scientiarum, quam virtutum excellentia præstansissimi evadunt. Inter cives etiam plurimos non solum, qui sunt omnino honesti, sed etiam operarum mechanicarum reperias, qui aliquam linguæ latinæ notitiam aliarumque rerum ingenuarum cognitionem habeant.

Um aber nicht partheiisch für die Märker zu scheinen, und doch wenigstens einigermaßen auf das (im Jahr 1566) gefällte, nicht so ganz günstige Urtheil des Abt Trithemius Rücksicht zu nehmen, geräth L. mit sich selbst in Widerspruch, indem er noch ein drittes Temperament der Märker, und dessen üble Folgen, schildert: Aut sunt complexionis plerumque phlegmaticæ, unde ferme in desidiam et otia feruntur, nec eam alacritatem in gerendis, nec industiam in perficiendis rebus præstant, quo nomine aliquando male audire coeperunt. Hinc morbis non raro obnoxii sunt, ad quam rem multus

piscium usus aliquid adiumenti afferre propter cachexiam, qua sæpe laborant, videtur. u. ſ. w.

So Leutinger in ſeinen commentariis de Marchia Brandeburgensi, welche bekanntlich den Zeitraum vom Jahre 1500 bis 1571 in ſich faſſen.

Was nun jenes phlegmatiſche Temperament betrifft, ſo geſtehen wir, in ſo weit uns die Brandenburgiſche Geſchichte, inſonderheit die unter den Hohenzollern bekannt geworden iſt, keine, oder doch nur ſehr ſeltene, als Ausnahme geltende, Spuren davon angetroffen zu haben. Wahrſcheinlich verwechſelte L. jene ſtolze Behaglichkrit und Waidlichkeit, die wir z. B. unter Albrecht Achilles, Johann Cicero und den Joachimen zu unſerer Freude oft finden, die aber auch allerdings zuweilen in Überſorgloſigkeit und beſchaulichen Halbmüßiggang ausarten mochte, mit dem phlegmatiſchen Temperament, wovon hier, unſeres Erachtens, gar nicht die Rede ſein kann. So bezweifeln wir denn auch, ob ein ſelbſt häufiger Genuß der Fiſche, an denen die Mark ſo reich iſt, beſonders nachtheilige Wirkungen auf die leibliche Geſundheit haben könne. Jene Krankheit mochte eher herrühren von der Peſt, die, nach L's Bericht ſelbſt, faſt regelmäßig alle zehn Jahre in der Mark wüthete. Das allein iſt gräßlich zu erzählen; keinesweges aber das, was von ſogenannter Verſchwendung und ſogenanntem Müſſiggang zu vernehmen iſt. Denn hier waltet ohne Zweifel meiſtens ein Irrthum.

Sehr intereſſant würde es ſein, ſämmtliche einigermaßen bedeutende Urtheile über den Charakter der Märker aus alten und neuen Zeiten kritiſch zuſammen zu ſtellen. Andeutungen, ein entſchiedenes Reſultat zu gewinnen, ſind ſowol in der Biographie des großen Kurfürſten, als in gegenwärtigem Werke gegeben worden; der Verſuch einer vollſtändigen Entwickelung konnte indeſſen hier nicht unternommen werden.

# Beilage G.

Der gewichtigste Hasser aller Ausländerei in früheren Zeiten ist ohne Zweifel Luther, bei dem diese treffliche Seite nur selten aufgefaßt worden zu sein scheint. Nach ihm schien hie und da eine gewisse Gleichgültigkeit zu entstehen, aus der nichts Gedeihliches erwachsen kann. Während des dreißigjährigen Krieges wurden, wie bekannt, gar manche Deutsche getäuscht durch das sich aufdrängende Fremde; ja manche schauten recht sehnsüchtig nach demselben hin und baten um Beifall. Doch auch der edlen Zürnenden traten gar manche auf, die ihr Deutsches Gemüth in edlen, oder auch bitter strafenden Worten verkündeten. So Opitz, so vor allen die herrlichen Flemming und Logau, von deren silbernem Bogen oft tödtliche Pfeile rauschen gegen diese Fremdsucht, so Andreas Gryph, Tscherning, u. s. w.

Späterhin muß man selbst mehreren der minder guten Dichter nachsagen, daß, obwohl sie leider häufig genug die Französischen Schriftsteller nachahmten, dennoch ein unverkennbarer Haß gegen die Französische Gemüthlosigkeit und atheistische Politik aus ihnen spricht. Freilich wirkten sie damit nicht viel; da ihren Worten jene Schnellkraft fehlt, die wir bei den früher genannten Dichtern anerkennen; aber sie thaten doch was sie vermochten, um sich dem einbrechenden Verderben zu widersetzen. Eben so müssen wir die meisten Deutschen Prediger loben, daß sie, von der ehrwürdigen Stätte herab, gar häufig den fremdartigen Tand verdammten, und die Deutschen aufmerksam machten, wie tief sie sich herabwürdigten durch so klägliche Nachahmerei.

Unter den vielen Schriften, welche der gerechte Unwille über jenes Laster erzeugte, möge hier nur die angeführt werden, welche unter dem Titel: „Der Teutsch-Französische Moden-Geist, wer es lieset der verstehets," gedruckt zum Geyersbergk, 1689, erschienen ist. — „Es ist ja leider," sagt der eifrige Verfasser, „mehr als zu sehr bekannt, daß, so lange der Franzosen-Teufel unter uns Teutschen regieret, wir uns an Leben, Sitten und Gebräuchen also verändert, daß wir mit gutem Recht, wo wir nicht gar naturalisirte Franzosen sein und heißen wollen, den Namen eines neuen sonderlichen, und in Franzosen verwandelten, Volks bekommen können. Sonsten wurden die Franzosen bei denen Teutschen nicht ästimiret, heute zu Tage können wir nicht ohne sie leben, und muß alles Französisch sein, Französische Sprache, Französische Kleider, Französische Speisen, Französischer Hausrath, Französisch Tanzen, Französische Musik, Französische Krankheiten, und ich befahre, es werde auch ein Französischer Tod darauf erfolgen, weil ja die hiedurch verübten Sünden nichts anders prognosticiren" u. s. w.

Möge hier immerhin Übertreibung walten, indem der Vf. das Übel, welches doch nur theilweise herrschte, fast als ein allgemeines darstellt; immer bleibt es unendlich jammervoll; ja hätte es auch nur den hundert tausendsten Theil der Deutschen ergriffen gehabt, immer wäre es der bittersten Verfolgung werth gewesen.

# Beilage H.

August Herrmann Franke, geb. zu Lübeck den 12. März 1663, fühlte sich schon früh unbefriedigt durch das Sichtbare und Wankende, und da er redlich und mit allen Kräften sich tiefer sehnte und suchte, so fand er die Quelle des Heils da wo sie ewig strömt und strömen wird, in dem Glauben an Christus und seine Lehre. Dieser Glaube gewann bei ihm nach und nach eine solche Sicherheit und sonnenhelle Klarheit, daß F. zuletzt fast wie ein Heiliger aus uralter Zeit dasteht, dem Sieg verliehen ist über Welt und Teufel.

In Leipzig und Erfurt, wo er zuerst aufgetreten, hatte sein still thätiger Pietismus die fast eisig und eisern starrenden Theologen erbittert, und er war gezwungen worden, jene Städte zu verlassen. In Halle fand er den erwünschten Zufluchtsort, und hier begann seine großartige Thätigkeit. Er fand das Eine, was noth ist, in der Erziehung und dem Unterricht der Kinder, damit das werdende Geschlecht sich höher stelle, als das schon vorhandene. Er, der selbst arm war, ließ die armen Kinder des Ortes zu sich kommen, speiste sie und lehrte sie. Dann suchte er auch andere zum Mitleiden zu bewegen, stellte eine Büchse aus, worin ein jeder, wie er vermochte, ein Scherflein legen möge, und da sich einst 4 Thaler und 16 Groschen in derselben fanden, so rief er mit freudiger Überraschung aus: „Das ist ein ehrlich Kapital, davon muß man etwas Rechtes stiften. Ich will eine Armenschule damit anlegen.“

„Dies ist,“ schreibt er selbst in einem gedruckten Briefe an

seinen

seinen Herzensfreund, „Dies ist das Mehl in Tad, das nicht verzehret worden, und das Öl Krüglein, dem es nicht gemangelt, bis auf diesen Tag. Denn aus diesem Capital sind vier Armen-Schulen erwachsen, und werden bis hieher fortgeführet. Aus denen Armenschulen ist der Anschlag, ein Waisen-Haus anzurichten, entstanden, weil ich dessen große Nothwendigkeit vor Augen sahe, ob ich wol noch nichts dazu hatte," u. s. w.

Sein ganzes Leben war nun diesem Plane gewidmet. Er lehrte und es gedieh; er bat für seine Anstalt, und niemand konnte solchen Bitten widerstehn, er unternahm weite und beschwerliche Reisen, um auch auswärts Freunde zu erwecken, und er fand sie, wo man ihn sah und wo man ihn hörte. Seine Glaubenskraft siegte. Bald vermochte er ein Haus anzulegen, das sich immer mehr erweiterte, und in welchem schon nach zehn Jahren 125 Waisenknaben und 75 arme Studenten ernährt, und 800 fremde Kinder unterrichtet werden konnten.

Immer mehr reifte die Anstalt und es konnte nach mehreren Jahren auch eine Apotheke, eine Buchhandlung, eine Buchdruckerei, ein Wittwenhaus und ein Pädagogium für Kinder reicherer Eltern errichtet werden.

Franke's ganzes Leben war nun eine einzige milde und demüthig thätige Freudigkeit, daß ihn Gott gewürdigt, so Treffliches zu verrichten. Und als er am 8. Junius 1727 sein edles Leben beschloß, bestand das Pädagogium aus 152 Personen; in der Schule wurden 2125 Kinder von 130 Lehrern und 8 Lehrerinnen unterrichtet; im Waisenhause wurden 134 Waisenkinder, 255 Studenten und einige hundert arme Schüler gespeiset; bei der Haushaltung, Meierei, Krankenpflege, Buchhandlung, Druckerei und Apotheke wurden 53 und bei den Anstalten für das weibliche Geschlecht 29 Personen unterhalten.

Das Wichtigste aber war, daß die Lehrart ganz nach

Speners Ideen eingerichtet worden, denen zu Folge die Religion den ganzen Menschen durchglühen, und ihn in allem, was er denke, fühle und thue, leiten müsse.

Der Freiherr von Canstein gab sein ganzes Vermögen her, um den Urquell aller Weisheit, die Bibel, in die Hände auch der Ärmsten zu bringen, und so ward diese Bibelanstalt mit dem Hallischen Waisenhause vereinigt (1710). Seitdem sind, wie bekannt, bis zum Ende des Jahrhunderts über drittehalb Millionen Bibeln von hier ausgegangen, und zum Theil unentgeldlich, zum Theil für einen äußerst geringen Preis, dem Volke in die Hände gegeben worden.

So Großes, so Segenreiches vermag der Mensch, der ein Christ ist, bestätigend selbst fast dem sinnlichen Auge das göttliche Wort, daß der Glaube Berge versetzen könne. (S. das nie zu vergessende, köstlich beruhigende Werk: „Segensvolle Fußstapfen des noch lebenden und waltenden, liebreichen und getreuen Gottes," u. s. w. von August Herrmann Francke. Halle, 1709.

# Beilage I.

In den Gedichten des oft angeführten Besser findet sich eines auf den Ryswicker Frieden, das, als Gedicht ohne Werth, historisch sehr anziehend ist, und deutlich und ausführlich die Empfindungen des gerechten Kummers der Brandenburger bei der Nachricht von der — Dankesvergessenheit der Bundesgenossen ausspricht. Noch wichtiger wird das Gedicht durch den Umstand, daß Besser Hofpoet war, der alle seine Werke Friedrichen vorlesen mußte, und größtentheils nur auf dessen Veranlassung und nach dessen Angabe schrieb. Was nun den versifizirten Brief betrifft, den B. nach jenem Frieden an Friedrich richtete, so ist wahrscheinlich, daß er durch ein Gespräch mit demselben veranlaßt wurde; wenigstens durfte er in keinem Falle wagen, ihm Empfindungen zu leihen, von denen er nicht mit Gewißheit wußte, daß der Fürst wirklich sie habe. Wir theilen deshalb einige Stellen aus jenem Gedichte mit:

— — — — — —

Allein wie kommt es doch, daß deine Bundgenossen
Nicht mehr so eiferig um dich bekümmmert sind?
Als erst der Krieg begann, kam man von allen Seiten
Und priese Deine Treu sammt Deiner großen Macht.
Nun, da man aufgehört zu kriegen und zu streiten,
Wird Deiner kaum einmal im Friedens Schluß gedacht.
Wie? hast Du etwan nichts zum Kriege beigetragen?
O nein! mehr als zu viel, es ist zu wohl bekannt:

Wofern es ja, vor Neid, nicht Deine Freunde sagen,
Sagt es dennoch der Feind, der es genug empfand.
Wer hat die Fürsten erst zur Einigkeit bewogen?
Wer bot denselbigen den ersten Beistand an?
Wer ist auch in dem Reich zuerst in's Feld gezogen?
Hat es nicht Brandenburg und dessen Fürst gethan?

— — — — — — —

O hättest Du dich nicht zu wagen angefangen!
Man hätt' uns unversehns in unsrer Ruh' erdrückt; u. s. w.

Der Verfasser nimmt dann einzeln durch, was Friedrich theils selbst, theils durch seine Feldherrn und sein Heer für Deutschland gethan; die Schlacht bei Ordingen, die Eroberung von Kaiserswerth, Rheinberg und Bonn, der großartige Schutz nach der durch Waldeck verlorenen Schlacht bei Fleuris, die Milde, mit der dann Friedrich das Preußische Heer vertheilte, um Hülfe zu leisten wo sie gerade nöthig war.

(— Du ließt Dein Volk nach jedes Nothdurft trennen,
Wie's bei der Feuersbrunst ein treuer Nachbar macht.

Er führt dann die Namen der Helden auf: Carl Prinz von Brandenburg, Fink, Brech, Natzmer, Flemming, Heyden, Lottum, Barfuß, de la Cave, Schlaberndorf, Brand, u. s. w. und endet also:

Uud die, für welche Du dies alles hast getragen,
Thun, als gedächten sie gar deiner Thaten nicht.
Allein laß immerhin die Freunde sich verkehren,
Die Fremden sehen doch, was man Dir schuldig ist,
Hingegen wird Dein Ruhm sich dadurch nur vermehren;
Daß Du, so gar umsonst, getreu gewesen bist.

Ja die gerechte Welt setzt bei der Freunde Wanken
Dir dies bekannte Wort des Helden Theseus bei:

Hat Theseus nicht erlebt, daß ihm die Freunde danken,
So hat er doch verdient, daß man ihm dankbar sei.

---

(Nach der Ausgabe der genannten Gedichte vom Jahr 1711, S. 133 bis 138).

# Beilage K.

Einer der bedeutendsten Gelehrten und Staatsmänner war Ezechiel von Spanheim, der sein ganzes Leben, im eigentlichsten Sinn des Wortes, dem Ruhme des Brandenburgischen Hauses und Volkes widmete. Die Geschicklichkeit, mit der er sich nicht selten unter den schwierigsten und verwickeltsten Verhältnissen als Gesandter zuerst in Paris, und dann in London, zu bewegen wußte, hat ihn zum Gegenstande ausgezeichneter Achtung gemacht, so wie nicht minder seine tiefen Einsichten in Sprachen und Wissenschaften ihm unter den Gelehrten einen der ersten Plätze stets sichern werden. Friedrich schätzte ihn so sehr, daß er gern die höchsten Würden, welche sich bürgerliche Thätigkeit erringen kann, auf ihn häufte, und so ward er, bereits im Besitze des Amtes eines wirklichen Geheimen Staatsraths, im Jahr 1692 auch noch Präsident des Collegii Medici, in welcher Eigenschaft er einen neuen und edlen Wirkungskreis fand und erfüllete. — Seine vortreffliche Bibliothek ist der königlichen einverleibt worden.

Da übrigens wohl jegliches Gelehrtenlexion, deren wir bekanntlich gar viele haben, seiner ausführlich gedenkt, so dürfen wir uns die Pflicht erlassen, nähere Nachrichten über ihn, den fast Allbekannten, hier mitzutheilen.

# Beilage L.

Die Schauspielkunst der damaligen Zeit wurde auf sehr verschiedene Weise geübt; und zwar von den Hofleuten, Gymnasiasten und Schülern, und von den eigentlichen Schauspielern. Bei jedem bedeutenderen Feste, welches Friedrich gab, wurde eine Deutsche oder Italienische Komödie oder Operette von den Hofleuten aufgeführt. Selbst die Prinzen des Hauses nahmen nicht selten thätigen Antheil daran, da ja alles in Beziehung auf den regierenden Fürsten selbst gerichtet und veranstaltet worden worden war. Manche solcher kleinen Dramen, die mit Musik und Tanz verwebt waren, finden sich in der Sammlung der Besserschen Werke. — Auch die damaligen Maskeraden waren größtentheils durch scherzende Bühnenhandlung anziehend und lebendig gemacht worden. Man nannte sie Wirthschaften, eine ursprünglich Deutsche Erfindung, die wegen ihrer Anmuth und Pracht auch von den Franzosen nachgeahmt wurde. (S. Histoire de la musique von Bourdelot und Bonnet, wo sie hotêleries des Allemans genannt werden.) Proben von dem oft fast ungebührlich derben Witze mancher Wirthschaftsgedichte giebt das Besserschе Werk; die klarste Anschauung aber ein erst vor kurzem bekannt gewordener Französischer Brief von Leibnitz, in welchem er das Fest beschreibt, welches die Kurfürstin am Geburtstage ihres Gemahls 1700 in Charlottenburg gab.

Nicht minder bekannt sind die theatralischen Übungen der Schüler, welche von den Lehrern selbst dazu angeleitet wurden. Man trieb die Sache höchst ernst, und es findet sich mitunter

die Klage, daß man zuweilen 6 bis 8 Wochen mit der bloßen Vorbereitung zugebracht, während welcher andere Studien litten. Indessen wolle man auch die Vortheile nicht übersehen, z. B. die Bildung für den öffentlichen Vortrag, der Übung im Lateinischsprechen, u. s. w. Man gab nämlich einige rein gelehrte Stücke und hinterher auch wohl für gemischte Zuhörer die Übersetzung derselben. Meistens verfaßten die Rektoren jene Schauspiele selbst, oder man wählte aus Terenz und Plautus, oder aus den Werken des bekannten, keinesweges talentlosen Zittauer Schulrektors, Christian Weise. In Berlin betrieben besonders der Rektor des Köllnischen Gymnasiums, Johann Bödiker, die Sache mit großem Ernst. Dieser wackere, durch eine schätzbare Deutsche Sprachlehre am meisten bekannt gewordene Gelehrte suchte auch dem Publikum seine Überzeugung von dem Nutzen jener feierlichen Übung zu zeigen. Einen ähnlichen Eifer hegte Joachim Ernst Berger, Rektor des Friedrich-Werderschen Gymnasiums.

Öffentliche Schauspielergesellschaften sind unter Friedrichs Regierung manche nach Berlin gekommen, z. B. der bereits im Text angeführte Sebastian di Scio, Veltheim, Director der kurfürstlich sächsischen Hofkomödianten, und eine dritte nicht betitelte Gesellschaft, der man sogar die Ehre anthat, daß eine Deputation des Raths und der Bürgerschaft sie einholte. Diese letzteren Schauspieler begannen mit einem alten und würdigen Stücke: „Der verlorene Sohn," *) hatten aber eine so

---

*) Wenn es anders dasjenige ist, welches ich in dem Werk: „Leben und Wissenschaft, Kunst und Religion" (Berlin 1807) beschrieben habe (S. 187 ff.). Ob die Handschrift, nach welcher jenes Schauspiel im Frühling 1804 durch ein wohleingerichtetes Puppentheater in Berlin gegeben wurde, jemals gedruckt worden, ist zu bezweifeln.

abgeschmackte und grelle Scene hineingelegt, daß der Hof, welcher gegenwärtig war, sogleich aufstand und das Theater verließ. So hatten sie ihr Glück auf immer verscherzt, und sahen sich genöthigt, bald darauf Berlin zu verlassen.

Wahrhaftes Verdienst hatte wohl nur Veltheim, der vielleicht als der erste bedeutende Name unter den Deutschen Schauspieldirektoren des 17. Jahrhunderts gelten kann; aber er ward fast zum Märtyrer seiner Kunst. Die Geistlichen hassten die ganze Kunst, indem fast nur extemporirte Stücke gegeben werden konnten, und jede augenblickliche Laune der Schauspieler irgend eine witzige oder unwitzige Unsittlichkeit veranlassen konnte. Mehrere jener Geistlichen meinten es ohne Zweifel mit jener Abneigung sehr edel; andere aber zeigten sich in widriger Starrheit und Härte. Ein Beleg dafür findet sich im Jahre 1690, da Veltheim mit seiner Truppe in Berlin war. Er und die lustige Person (Courtisan), der sehr berühmte Böhme Schernitzky, baten hier recht inbrünstig bei einigen Geistlichen um den Genuß des Abendmahls, wobei V. zugleich redlich hinzu setzte, daß man es ihnen in Hamburg hart verweigert habe. Leider weigerten sich auch hier in Berlin einige Prediger, bis er endlich sich an Friedrich selbst wandte, der, nach genauer Erkundigung, sogleich befahl, Veltheims billigem Verlangen zu willfahren, wobei zugleich verordnet wurde, daß niemandem hinfort das Abendmal verweigert werden solle, ohne vorher höheren Ortes anzufragen.

Bis zum Jahre 1700 scheint selbst der Hof dem Deutschen Schauspiel geneigt gewesen zu sein; doch ward er späterhin leider für das Ausländische gestimmt. In dem genannten Jahre ward von den Berlinischen Gymnasiasten aufgeführt: Die entdeckte und verworfene Unsauberkeit der falschen Dicht- und

Reimkunst," welches Stück eine sehr betrübende dramatische Abhandlung enthält, nicht ohne bittere Zeitbeziehungen.

Im Jahre 1703 waren abermals drei Schauspielergesellschaften hier, aus Amsterdam, Weimar, und die alte unter Scir. Der Letztere scheint am meisten gegolten, aber auch durch Einstreuung unsittlicher Scherze am meisten gesündigt zu haben. Das geistliche Ministerium verklagte ihn deshalb, und man brachte vor, „daß, da von unterschiedlichen Jahren her, verschiedene Gesellschaften Comödianten sich in den Residenzien eingefunden und auf dem Berlinischen Rathhause ihre Spiele gehalten, die solchergestalt verstattete Comödie nie ohne viel Ärgerniß abgegangen, indem nicht allein durch die aufgestellten Narren und Pickelhäringe viele Narrentheidungen, imgleichen auch durch die repräsentirte reizende Liebesgeschichte, sondern vornehmlich, da man in des vorgegebenen (?) Doktor Faustens-Tragödie die förmliche Beschwörung der Teufel, welche erscheinen sollten, und die lästerliche Abschwörung Gottes an den bösen Feind, mit ansehen müssen, in hiesiger Stadt viele theils wahrhaftig geärgert, theils mit ihnen (Supplikanten) herzlich betrübt, und zu seufzen bewogen worden" u. s. w.

Der Standpunkt von dem aus in dieser Bittschrift die Sache betrachtet wurde, ist freilich eben nicht künstlerisch; doch ist das oft vorgebrachte Urtheil, als sei nur geistlicher Stolz die Veranlassung desselben gewesen, als vorlaut und seicht schlechthin zu verwerfen. Die Antwort der Regierung ist völlig genügend. In einer so großen Stadt, wie Berlin, könnten die Schauspiele nicht gänzlich abgestellt werden; wohl aber sollten hinfort alle jene „Scandala, so wie alles was wider die Moral, Ehrbarkeit, und insonderheit die Ehre Gottes laufe, nachbleiben."

Daß indessen manche Schauspieler der damaligen Zeit nur

zu oft den Anstand auf der Bühne gröblich verletzten und der Sittlichkeit der Einwohner wirklichen Schaden verursachten, beweist der Umstand zur Genüge, daß, außer Johann Caspar Schade (den vielleicht sein Feuer zu sehr hinreißen konnte), auch der milde und tief besonnene Spener eifrig dagegen predigte. Andere, z. B. Martin Heinrich Fuhrmann, wütheten auf eine solche Weise dagegen, daß die Übertreibung offenbar wurde, und eben deshalb der Eifer in das Leere ging. Im Jahre 1706 ließ Friedrich leider eine Französische Schauspielergesellschaft, unter einem gewissen George dü Rocher, nach Berlin kommen, welche zweimal wöchentlich vor dem Hofe, die übrigen Tage aber vor dem größeren Publikum spielen sollte. Diese Gesellschaft blieb bis 1711, wo sie entlassen ward, da der sich überall zeigende Geldmangel die Regierung zu größerer Sparsamkeit veranlaßte. (Vergl. Plümike's Entwurf einer Theatergeschichte von Berlin 1781. S. 57 bis 103).

# Beilage M.

Die schriftliche Nachricht von dieser Zusammenkunft wurde in den Knopf des Thurmes der Nicolaikirche gelegt, und es scheint wohl gethan, sie hier mitzutheilen, da wir dadurch die sämmtlichen Brüder Dankelmanns kennen lernen, die, obwohl auch sonst nicht unbekannt, in diesem Werke bisher noch keinen Platz finden konnten. Die unerquicklich bunte Sprache, in der die Nachricht abgefaßt, ist leider auch geschichtlich merkwürdig.

„Im Jahr 1695, im Monat Junio, ist in hiesiger Churfürstl. Brandenburg. Residenz-Stadt Berlin die merkwürdigste Assemblee, so jemals in einer Familie sich zugetragen, gehalten worden, indem die sämmtliche Herren Gebrüdere von Dankelmann, sieben an der Zahl, so durch ihre große Meriten in der gantzen Welt bekannt, auch alle die Gnade haben, bei Sr. Ch. D. zu Brandenburg in hoch ansehnlichen Chargen und Verrichtungen zu stehen, allhier ihre Zusammenkunft gehabt, und Sr. Ch. D., ihrem gnädigsten Herrn, en corps unterthänigst aufgewartet; Bei welcher Gelegenheit der Mittelste unter ihnen, Herr Eberhard von Dankelmann, von höchst gedachter Sr. Ch. D. den 2ten Julii zu Dero Ober-Präsidenten und Premier-Minister declarirt worden. Die Namen sothaner hochberühmten Herrn Gebrüdere sind folgende: Herr Johann von Dankelmann, S. Ch. D. zu Brandenb. Geheimer Rath, Resident im Westphälischen Creyse, auch Präsident von der Africanischen Compagnie in Embden. Herr Thomas Ernst von D.,

Sr. Ch, D. zu Brandenb. Geheimer Rath und Envoyé Extraordinaire bei Sr. Königl. Maj. von Groß-Brittanien, auch Königl. Englischer Rath und Landrichter zu Lingen, Herr Sylvester Jakob von D., Sr. Ch. D. zu Brandenb. würkl. Geheimer Etats-Rath, Cammer-Gerichts- und Consistorial-Präsident, Herr Eberhard von D. Sr. Ch. D. zu Brandenb. Premier-Minister und Oberpräsident, Herr Daniel Ludolph von D., Sr. Ch. D. zu Brandenb. würkl. Geheimer Etats-Rath und General-Kriegs-Commissarius, Herr Nicolaus von D., Sr. Ch. D. zu Brandenburg Geheimer Rath, Cammer-Präsident im Herzogthum Magdeburg und Envoyé Extraordinaire bei Ihrer Kaiserl. Maj., Herr Wilhelm Heinrich von D., S. Ch. D. zu Brandenb. Geheimer Rath und Canzler im Fürstenthum Minden. Nachdem nun dieselbe sich einige Wochen allhier verweilet, ist ein jeder nach der von Sr. Ch. D. ihm schon vorhin Stassignirten Station verreiset. Wenige Zeit hernach, als den 6ten Augusti, ist deren Herrn Brüder einer, Herr Sylvester Jakob von Dankelmann, Sr. Ch. Durchl. zu Brandenb. würklich Geheimer Etats-Rath, Cammer-Gerichts- und Consistorial-Präsident, welcher seit 3 Jahren von einem Schlagfluß, damit Er in währender Session im Cammer-Gericht überfallen worden, incommodiret gewesen, von dieser Welt abgeschieden, so wegen seiner sonderbaren Dexterität und Integität von jedermänniglich zum höchsten regrettiret worden, dessen entseelter Leichnam in seinem Erb-Begräbniß in der Dorotheen-Städtischen Kirche beigesetzet worden. (S. Küsters Altes und Neues Berlin, Th. I, S. 285).

# Beilagen.

Einige Schriftsteller erzählen, jener Schwur, den Friedrich (nach §. 17, B. II, dieses Werks) thun wollte, sei wirklich von ihm vollzogen worden. Als nämlich einst der Oberpräsident dem Hofe ein Fest gab, und die Gesellschaft in dem größern Saale tanzte, befand sich der Kurfürst mit seinem Freunde in dessen Arbeitszimmer, und betrachtete mit dem Wohlgefallen des Kenners einige dort befindliche Gemälde. Dankelmann, zum Tiefsinn geneigt, wie immer, erwiederte darauf, diese Gemälde und alles was etwa Köstliches ihm gehöre, werde einst, und vielleicht bald, das Eigenthum des Fürsten sein, wenn es den Feinden gelinge, ihm seine Gnade zu rauben. Das Wort rührte Friedrichen, der nie und durchaus nicht gewohnt war, sich fremdes Eigenthum zuzueignen, so sehr, daß er, die Hand auf ein nahe liegendes neues Testament legend, versicherte, ein solcher Fall könne nie eintreten. — Indessen ist, wie bereits im Werke selbst angeführt worden, sehr wahrscheinlich, daß D. noch zu rechter Zeit den Schwur verhindert habe.

Der Vorwurf, D. habe Friedrichen abgerathen, nach der Krone zu streben, ist durchaus falsch; ja er hat gerade das Gegentheil gethan. In dem Gutachten, welches die Collegen des Oberpräsidenten über die Vergehungen des Entlassenen (1698) erstatten mußten, führen die Minister von Fuchs und von Schmettau misbilligend an, daß er dem Kurfürsten gerathen habe, sich zum Könige zu erheben, mit dem Zusatze „denn das sei ja eine pure lautere Unmöglichkeit.“ — — So leicht-

sinnig verfahren unsere Current-Historiker in der Schilderung bedeutender Männer des Vaterlandes, daß sie selbst von solchen wichtigen Äußerungen keine Notiz nehmen.

Von dem Stolz des Freiherrn ist häufig die Rede. Er verlangte von sämmtlichen Ministern der auswärtigen Höfe den ersten Besuch, und wollte selbst regierenden Reichsgrafen nicht weichen. Einst in der Kirche zu Königsberg, wo der ganze Hof gegenwärtig war, kam Dankelmann zu spät, da schon die Predigt angegangen. Schnell drängte er sich zwischen den Minister Wartenberg und den Feldmarschall von Barfuß, die sich mit einander unterredeten, und sprach mit Ungestüm: „Meine Herren, warum heben Sie mir keinen Platz auf?" Beide rückten sogleich auseinander, und Wartenberg mit den Worten: „Hier ist Platz;" worauf Dankelmann kalt erwiederte: „Es ist Ihre Schuldigkeit, mir einen Platz zu bewahren." (So ausführlich und fast geschwätzig werden die Züge seines Stolzes in jenem Aktenstücke, welches den Titel führt: „Extractus status causæ et gravaminum, des gewesenen Oberpräsidenten v. D. geführte Direction und Ministerium betreffend," auseinandergesetzt, so daß man wohl das verletzte Herz erkennt, welches sich hier Luft macht).

Dennoch hätte ihm wohl jenes Benehmen nicht so entscheidend geschadet, indem er sich wenigstens damit entschuldigen konnte, daß, nach der Verordnung des großen Kurfürsten, der Oberpräsident den Rang vor dem Oberkämmerer, ja selbst vor dem Feldmarschall haben solle; wenn er nur nicht Friedrichen selbst hätte imponiren wollen, was dieser nie duldete. Wenigstens muß er den Schein des Imponirens nicht immer vermieden haben, da er Friedrichen einst zu dem Ausrufe veranlaßte: „Dankelmann will den Kurfürsten spielen; ich werde ihm aber zeigen, daß ich selbst Herr bin."

Der Oberpräsident erfuhr dies Wort; aber er änderte sein Benehmen nicht. Überhaupt war er so ganz und gar ernsten Gemüthes, daß, nach Pöllnitzens Versicherung, selbst die, welche ihn lange kannten, einstimmig aussagten, sie hätten ihn niemals lachen hören.

Dennoch scheint, wie oben im Text erwähnt worden, irgend ein Geheimniß obzuwalten, das Dankelmann die höchste Ungnade des Fürsten zuzog; denn alles was wir wissen, kann nur den Abschied erklären, den D. selbst forderte: „weil er bei dem merklichen Verfall seiner Gesundheit Ruhe bedürfe, und sich den vielen und schweren Arbeiten seines Amts nicht mehr gewachsen finde." — Friedrich antwortete ihm eigenhändig und höchst freundlich, daß er den erbetenen Abschied erhalten solle, und ließ ihm zugleich als ein Zeichen seines unveränderten Vertrauens durch den Feldmarschall von Barfuß mündlich bekannt machen, wie es mit der Staatsverwaltung in Zukunft gehalten werden solle.

Nicht minder freundlich sind die Ausdrücke, in denen der Abschied selbst ausgefertigt wurde. Es hieß in demselben, „daß der Kurfürst mit den getreuen und unermüdeten Diensten, die der Oberpräsident ihm von zarter Kindheit an, bisher in guten und trüben Zeiten mit sonderbarem Fleiß erwiesen, vergnügt sei, und daß es ihm lieb gewesen sein würde, wenn er damit hätte fortfahren können u. s. w.

Wo ist hier eine Spur von Ungnade, die ihn doch kurze Zeit darauf, mit so ganz und gar lastender Schwere, traf! (Vergl. das Werk von C. A. L. Klaproth: „Der königlich-Preußische und kurfürstlich-Brandenburgische wirklich Geheime Staatsrath u. s. w. Berlin 1805).

---

Bei-

# Beilage O.

Benjamin von Bär wurde am 2 Februar 1646 zu Lissa in Polen geboren. Er war noch ein Knabe, als ihm sein Vater, ein geborner Kurländer, der einige Zeit als Obristlieutenant unter den Schwedischen Truppen gedient hatte, durch den Tod entrissen wurde. Der Sohn sah sich arm; aber er fühlte in sich Kraft, etwas Bedeutendes zu erreichen. Er studirte die Gottesgelahrtheit, und nahm den Namen Ursinus an, weil es damals Sitte war, sich in das Lateinische zu kleiden, ward bereits 1667 Prediger zu Köln am Rhein, und 1670 Hofprediger bei Friedrich Wilhelm dem Großen. Dieser Fürst zeichnete ihn allerdings aus; doch war die Gunst, welche Friedrich I ihm schenkte noch bei weitem größer. Er versäumte fast niemals eine seiner Predigten; er erneuerte seinen Adel und machte ihn zum Bischof; ja zum ewigen Andenken, daß er ihn zum Könige gesalbet habe, ließ er eine Abbildung von dem Gefäß, welches das Salböl enthalten, in Bär's Wappen setzen. Er mußte ihn fast auf allen seinen Reisen begleiten, und es ist noch ein geschriebenes Tagebuch vorhanden, welches der Bischof über jene Reisen geführt. Wir haben es leider nicht zu sehn bekommen können; vermuthen aber, daß es sehr bedeutend sei, da vielleicht niemand Friedrichen so genau gekannt hat, als er.

Auch Friedrich Wilhelm I. bewies ihm ausgezeichnete Achtung; doch konnte freilich die früherhin genossene Liebe nie ersetzt werden. Er starb nach 50jährigem Dienst, am 23. December 1720, und hinterließ den Ruhm eines tugendhaften, gelehr-

ten und wohlredenden Geistlichen. In seinem letzten Willen verbot er streng, ihm irgend eine Leichenpredigt zu halten, oder ein Denkmal zu setzen, und er schließt dann mit den wackeren Worten: „Wer was Gutes von mir weiß, der lobe Gott und folge dem nach.“ (Vg. Küsters altes und neues Berlin, Th. I. S. 173 und Th. II, S. 1007).

Seine Schriften tragen freilich alle die Spuren der Zeit, so wie nicht minder der Vor- und Rücksichten, die er auf den Hof zu nehmen hatte, vor dem er predigte; dennoch wird ein genauerer Blick das Tiefere nicht verkennen, das allerdings in ihnen wohnt, obwohl er es oft genug mit gesteiften und gespreizten Redensarten umhüllete.

# Beilage P.

Der Titel des Begerschen Werkes lautet: Thesaurus Brandenburgicus selectus: sive gemmarum et numismatum Græcorum in cimeliarchio electorali Brandenburgico, elegantiorum séries commentario illustratæ a L. Begero etc. Coloniæ Marchicæ, typis et impensis electoralibus excudit Ulricus Liebpert, Typogr. Elect. Brand. 1696. Es ist durchgängig mit Kupfern geziert, unter denen manche ausgezeichnet sind, und überhaupt nichts gespart worden, um es zu einem wahren Hof- und Prachtwerke zu machen. Begers Ton ist überaus pathetisch und erhitzt, sobald er mit Friedrich selbst redet. Z. B. in der Zueignung des ersten Theils: Quis leget Deorum vanitatem et gentilium superstitionem, nisi et simul splendidissimum Christianæ veritatis adoret jubar, quod Tu profiteris, quodque per Tuas regiones late diffusum et promoves et defendis? Quis intuebitur virtutes nisi et Tuas sibi in mentem revocet? Quis artes imperatorias, nisi et eas, quas Tu felicissimo regimini Tuo impendis? Heroum hic sunt facinora, qualibus Tu terrarum orbem iam dudum implevisti. Merita regum hic sunt et imperatorum, sed pleraque laudanda, qualia Tu publicæ saluti consecras. Taceo imagines, cum omnibus unus Tu præpositus sis, qui omnium merita solus adæquas. Jam dudum coronas quærit terrarum orbis, quibus digne Tuam frontem præcingere possit; sed en! etiam harum hic ectypa sunt. Querceam Tibi imponunt cives Tui: lauream porrigunt prostrati hostes; muralem arces domitæ; vallarem castra oc-

cupata: obsidionalem urbes liberatæ: navalem aperta Oceani daustra. (!!) Hic sunt arcus et tropæa, qnalia Tua virtus meretur: hic perpetuitas imperii, famæque æternitas, quæ merenti calidissimis votis apprecantur boni. Si mihi non licet, Te laudare, Serenissime et potentissime princeps Elector; at licebit cum bonis exclamare: Friderice Elector, Deus Te servet! Patriae pater, Friderice tertie, Deus te servet: principem Te aut qualis Tu es semper optavimus! Tu hostium fulmen! Tu civium tutela! Tu invictus heros! Tu musarum columen! Te salvo salvi sumus! Te felice felices! Deus Te servet princeps optime.

Es iſt nicht unwichtig, dieſe keinesweges Deutſche Art und Kunſt kennen zu lernen, weil ſie ein Licht wirft auf die Zeit, in der man ſo ſchrieb, und ſchön fand, ſo zu ſchreiben. Ohne Zweifel war es B. ein wirklicher Ernſt mit ſeiner Bewunderung; ſchade nur, daß er auch den Glanz der Tafel bewundert, wie man nicht bewundern ſoll.

Multa passim de conviviorum magnificentia iactantur, sed fateor magnificentius hoc me nunquam vidisse. Sumptuosa apparatuum dispositio, supellectilis aurea seges, ferculorum gratissimus nidor, ministrorum elegantissimus cultus, et quod caput rei est, convivarum divina majestas, non terreni quid adumbrabant, sed omnino convivium id, quod Jupiter, si pöetis fides, convocatis ad fercula Diis celebravit Elector ipse, instar Jovis, aquila sceptrigera sublimis, sapientia Jove digna radiabat. Electrix, Junonis instar, majestate coelesti fulgebat u. ſ. w. (S. 89, Th. I.).

Zum Glück iſt dieſer B. ein ganz anderer Mann, wenn er als Antiquar auftritt. Dann iſt er in ſeinem Fach, und man kann auch heute noch gar wohl von ihm lernen.

# Beilage Q.

Die Sicherstellung Wartenbergs wurde durch folgende öffentlich gemachte Erklärung erreicht:

„Wir Friedrich der Dritte, von Gottes Gnaden Markgraf zu Brandenburg, des heil. R. R. Erzkämmerer und Kurfürst u. s. w. (tot. tit.) Thun kund und fügen hiermit zu wissen, vor Uns, Unsere Erben und Nachkommen, Markgrafen und Kurfürsten zu Brandenburg, daß, gleichwie Wir böse und ungetreue Diener, die Uns aus Eigennutz und Fahrlässigkeit in Schaden bringen, billig deßhalb zu bestrafen, und Uns deswegen an ihnen zu erholen haben, also wir auch hingegen keinesweges geschehen lassen wollen, daß diejenige, die ihrer Pflicht mit Treue und Eifer wahrnehmen, aus Mißgunst æmulation und Uns von ihren actionen thuenden falschen und ungegründeten Bericht, oder andere unzulässige Nachstellungen in Unglück gestürzet werden sollen. Und gleichwie Wir nun durch eine langwierige Erfahrung und vielfältige indublitable Proben überflüßig versichert sein, daß der Hochwohlgebohrne Unser Obrister Cämmerer, Ober-Stallmeister, Directeur General Unserer Domainen, und Ober-Hauptmann über alle Unsere Chatoul Ämter, auch besonders lieber und getreuer Johann Casimir, Graf von Wartenberg, Unser und Unsers Kurfürstl. Hauses Besten und Interesse mit ungefärbter Treue und der äußersten application und Sorgfalt suchet, auch diejenige, so in denen ihnen anvertrauten vielen und schweren Verrichtungen ihm zugeordnet sind, jedesmal umb so viel lieber darüber höret und

sie nicht davon ausschließet, weil es eine Unmöglichkeit ist, daß er nebst seiner bei unserer Höchsten Person täglich habender Aufwartung und auf den continuirlichen Reisen, die er mit uns zu thun hat, alles allein so genau examiniren könne, sondern er es darunter nothwendig auf bemelte seine zugeordnete und Subalternen guten Theils ankommen lassen muß, und wann dabei durch dieselbe etwas verabsäumt oder wider Unser interesse gethan haben sollte, Sie und nicht er solches zu verantworten und dafür einzustehen haben. Als geben wir ermeltem Unserm Obristen Cämmerer, auch seinen Erben und Nachkommen, hiemit die gnädigste Versicherung, versprechen ihnen auch allerseits bei Unserm Churfürstl. Wort und Glauben, daß, wenn Wider besseres Vermuthen, über kurz oder lang sich finden sollte, daß wehrender Zeit da besagter Graf von Wartenberg bei der Direktion Unserer Domainen und Chatoul-gefalle gewesen, in deren Administration und Berechnung etwas vorgangen, wodurch Uns einiger Schaden und Nachtheil zuwüchse, alsdann er keinesweges davor responsable sein, noch desfals einige Erstattung von ihm und den seinigen gefordert, sondern diejenige deßwegen zur Verantwortung gezogen werden sollen, die Uns suo facto solchen Schaden verursachet, oder auf deren im Geheimen Rath und auf der Hoff-Cammer gethanen Vortrag die Sache also absolviret worden, obgleich Unser Obrister Cämmerer die darüber ausgefertigte Verordnung revidiret und contrasigniret hätte, zu welchem Ende denn auch die Concepte, so deßhalb gemachet worden, der Name dessen welchet den Vortrag gethan, jedesmal verzeichnet werden soll, und wird im Übrigen besagter Unser Obrister Cämmerer diejenige Expeditiones, so er selbst aus eigener Veranlassung auf Reisen oder sonsten angiebet, jedesmal an die Hofkammer zurückgeben lassen, ist auch zufrieden, daß diese alldar collegiabiliter nachge-

lesen, und wann jemand etwas dabei zu erinnern hat, solches ihm remonstrirt werden möge, worauf er alsdann, befindenden Umständen nach, behörige Reflexion zu nehmen, oder uns die Sache von neuen vortragen und Unsere endliche gnädigste Resolution darüber ergehen zu lassen nicht ermangeln wird.

Dergleichen Bewandtnis hat es auch mit demjenigen, was Unser Requet-Meister, der von Wedell ausfertigen läßet, daß nämlich, obschon besagter Unser Obrister Cämmerer solches revidiret und contrasigniret dennoch nicht er, sondern gedachter Unser Requet-Meister, dessen Nohmen auch allemahl auf die von ihm angegebenen Concepte von den Secretarien verzeichnet werden soll, dafür responsable sein.

Damit auch diese Unserm erwähnten Grafen von Wartenberg ertheilte wohlbedächtliche und immerwährende decharge desto mehrere Verbindlichkeit haben, und ein jeder der neben und unter ihm in unsern Angelegenheiten gebraucht wird, sich darnach zu achten wisse, auch sich nicht unterstehen könne, unterm Prätext, als ob diese Unsre gnädigste Declaration und Versicherung heimlich und hinterrücks erschlichen wäre, die Verantwortung der durch seine Hände gehenden Sachen dermaleinst von sich ab, und auf Unsern Obristen Cämmerer zu wälzen, so Wollen Wir, daß diese Unsere gnädigste Verordnung und decharge in allen unsern Collegiis worin etwas von Cammer,- Chatoul-, und dergleichen Ökonomie und Rechnungs-Sachen vorkommt, bekannt gemacht, und daß solches geschehen, von demjenigen welcher der erste in solchen Collegiis ist, darauf verzeichnet werden soll.

Wir, Unsere Erben und Nachkommen an der Chur, Wollen auch alles, Was hierin begriffen, und gedachten Unserm Obristen Cämmerer versprochen und zugesaget worden, fest und unverbrüchlich halten, und darwider in keine Weise weder

selbst noch durch andere thun und handeln lassen, sondern ihm, Seine Ehegattin, auch Kinder und Erben vielmehr dabei handhaben und schützen. Des zu Urkund haben Wir diese Décharge eigenhändig unterschrieben, und mit Unserm Kurfürstl. Insiegel bedrucken lassen.

Cölln an der Spree, den $\frac{15}{25}$ Oktober, 1699.

(L. S.)

Friedrich.

---

# Beilage R.

Da der Tractat zwischen Karl und Friedrich nicht sehr bekannt geworden zu sein scheint, so ist es zweckmäßig, ihn hier mitzutheilen, wie er im Europäischen Theater, Th. XVI. S. 270, zu finden ist.

1. Der König von Schweden erkennet den Churfürsten von Brandenburg für einen König von Preußen.

2. Beide Könige wollen mit gleichen Kräften für die Erhaltung der protestantischen Religion arbeiten, dergleichen Derosel-ben Minister in guter Verständniß dieses Interesse auch auf dem Reichstage beobachten sollten.

3. Die Gränzscheidung in Pommern soll von heute durch beiderseits Commissarien abgethan werden.

4. Der König von Preußen soll dem Könige von Polen keine Hülfe leisten; vielmehr, so die Republick sich, zum Besten ihres Königs wider den König von Schweden feindlich erklären sollte, kraft des Olivischen Friedens, ein Gleiches wider die Re-

publick thun. (Es war vorherzusehen, daß ein solcher Fall nicht eintreten werde).

5. Es soll kein besonderer Frieden getroffen werden, bevor der König in Schweden Genugthuung, es sei von der Republick oder von dem König in Polen erhalten habe. (Doch wol nur, wenn Nr. 4. eintreten würde).

6. Der König von Schweden will sich zum Besten des Königs von Preußen wegen der Successsion des verstorbenen Königs von England angelegen sein lassen, im Gleichen der verwittweten Herzogin von Curland einen jährlichen Unterhalt von 20,000 Thalern verordnen. (S. auch Gütther S. 211).

Überhaupt benahm sich Karl, obwohl seine Persönlichkeit so ganz verschieden war von der unsers Friedrich, freundlicher gegen ihn und sein Land, als manche seiner Vorfahren. — So sagt Abel (der bekanntlich im Jahr 1710 schrieb, und von dem Vorgefallenen genau unterrichtet sein konnte), daß die Schweden schon im Jahr 1702 erwiesen, daß „sie nicht gerne dem Kö„nige in Preußen einige Ursache zum Misvergnügen geben „wollten, indem sie ihre Völker, die sie unwissend in den Tau„regischen Kreis in Samogitien, der dem Hause Brandenburg „zusteht, einquartirt hatten, gleich bei der ersten Erinnerung „daraus wegzogen, und dabei festiglich versicherten, mit allem „Fleiße dahin zu sehen, damit denen Preußischen oder Bran„denburgischen Grenzen kein Schade von ihnen geschehe." S. das angeführte Werk, Th. I. S. 209 und 10.

Die auf den oben angeführten Traktat geschlagene Denkmünze, melche die Bildnisse beider Könige darstellt, ist von Christian Wermuth verfertigt, und findet sich gezeichnet im Gütther, S. 212.

# Beilage S.

Aus diesem Edikte ist Folgendes mitzutheilen:

Wir Friedrich u. s. w. — geben zu vernehmen, daß uns gebühre, Lob Preiß, Ehre und Dank zu geben dem der uns Königreich, Macht, Stärke, Ehre und Herrlichkeit verliehen hat, und daß es mit uns allen, so auf Erden seine Statthalter und seines Namens Amtleute sein, nebst der Verherrlichung des grossen Namens Gottes, auch diesen Hauptzweck haben müsse, daß sie nicht allein die zeitliche Wohlfahrt ihrer anvertrauten Unterthanen befördern, sondern weil dieselbe nicht für diese Welt allein geschaffen und in dem sterblichen Leibe eine unsterbliche Seele tragen, auch dafür nöthig zu sorgen haben, daß, wo sie nicht alle zu Gott bekehret, wenigstens doch ihr Gericht ihnen einsten nicht schwerer werde. Wann dann in solcher Erwägung Wir mit erbarmenden Augen das arme Judenvolk, so uns Gott in unsern Landen unterwürfig gemacht, ansehen, so wünschen wir wohl herzlich, daß dies Volk, welches der Herr ehemals so hoch geliebet, und vor allen andern Völkern zu seinem Eigenthum erwählet hatte, endlich von seiner Blindheit möchte befreiet, und mit uns zu einer Gemeinschaft in dem Glauben an den aus ihnen selbst gebohrenen Meßiam und Heiland der Welt gebracht werden. Weil aber das große Werk der Bekehrung zu dem geistlichen Reich Christi gehöret; und unsere weltliche Macht keinen Platz darin findet; Wir auch die Herrschaft über die Gewissen der Menschen, dem Herrn aller Herren einig

überlassen: so müssen wir Zeit und Stunde abwarten, welche der Barmherzige Gott, sie zu erleuchten seinen allein Gnädigen Willen vorbehalten hat; indessen sie mit Geduld ertragen, und die Mittel zu ihrer Bekehrung mit aller Liebe und Sanftmuth anwenden lassen. Wie wir dann hiermit insonderheit die Geistliche und Seelensorger ermahnet haben wollen, so oft sie Gelegenheit dazu ersehen, sich zu bemühen, wie sie dies unglaubige Volk mit Sanftmuth gründlich überzeugen und dem Meßia, unserm Herrn zuführen mögen" u. s. w.

Es heißt dann tiefer unten, daß der König auf einen Eid von Seiten der Juden nicht gedrungen habe, „in Erwägung, daß Wir doch dadurch bis auf den Grund der Sachen nicht kommen würden; die Entheiligung aber des allerheiligsten Namen Gottes, sehr zu besorgen stünde, bei einem Volk, das den Eid nach der Lehre Einiger unter ihnen zu vernichten, und hier insonderheit aus Furcht der unausbleiblichen Gefahr, für zulässig halten dürfte.

Weil aber dabei die Ehre unseres Gottes und Heilandes, Christi Jesu vertheidiget, erhoben und vor dem Volk erkannt werden muß; und zum Preis der Majestät unseres Gottes, weit sicherer sein will, dasjenige, so verdächtig ist, und als gotteslästerlich angegeben worden, schlechterdings abzuschaffen, als mit Gefahr über das ganze Land und aller seiner Einwohner länger hin zu dulden, so wollen setzen und ordnen wir hiemit, u. s. w. (der Text oben giebt Auskunft) — — — — Diejenige aber, welche ohne daß man es erführe, solches thuen und ins geheim mehr berührte Worte, zur Schmach unseres Heilandes, mit dem Munde oder auch in ihrem Herzen sprechen möchten, wollen wir der göttlichen Allmacht, die auch die verstockten Herzen ändern und erweichen kann, überlassen haben, und wird Chri-

stus Jesus, unser Herr und Erlöser, seine Ehre schon zu rechter Zeit zu retten wissen."

Am Schlusse wird sämmtlichen Regierungen, Justizcollegiis, hohen und niedrigen, geist- und weltlichen Gerichten u. s. w. ernstlich anbefohlen, „hierüber ein wachendes Auge zu haben, und so lieb ihnen ist, schwere Verantwortung bei uns oder viel mehr bei dem strengen Richterstuhl Jesu Christi zu vermeiden, über dieses unser ewiges Edikt treu eifrigst zu halten." — — Cöln an der Spree den 28. August 1703.

---

# Beilage T.

Als Neukirch die im Text erwähnte Rede hielt (1707), hatte er schon längst den Lohensteinischen Geschmack unter die Füße gebracht, und sich seitdem mit großer Mühseligkeit und Angst auf die Leichtigkeit und Zierlichkeit gelegt. Es ist nicht unwichtig zur Charakteristik jener Zeit jene Rede ganz zu kennen; doch ist hier nur Raum zur Mittheilung einiger wenigen Stellen und diese wollen wir geben, ohne lange zu wählen.

„Wenn alle unsere Gedanken Thränen, alle unsere Thränen und Seufzer Worte, uud alle Worte vollkommene Redner wären: so würden sie ja wohl einigermaßen den Schmerz, aber nimmermehr den Verlust ausdrücken, welchen wir bei dem plötzlichen Hintritte unserer nunmehr höchstseligen, ehedessen unvergleichlichen, und, so lange der Kreis der Erden steht, unvergeßlichen Königin empfinden. (— —)

— Die Natur wirket nun bald sechstausend Jahre: und in dieser so langen Zeit, hatte sie viel vortreffliche Frauen; unter so vielen aber noch keine gebildet, in welcher alle Seltenheiten

zugleich erschienen. Semiramis war klug aber boshaftig; Helena schön, aber auch untreu; Kleopatra holdseelig aber betrüglich, Zenobia großmüthig, aber zugleich ein Spott des Glücks. Und also hat immer einer jeden etwas gefehlet: bis endlich die Natur ihre Kräfte, der Himmel aber seine Güte versammlet, und in unserer einzigen Heldin das alles vereiniget, was sie in so viel tausenden bisher vertheilet hatten. (— —)

— Wie weit die Gestalt unserer Heldin hervor geleuchtet, das werden so viel Ausländer am besten sagen, welche, nachdem sie alle Schönheiten Europens gesehen, bei dieser allererst in Verwirrung geriethen, und nicht wußten: ob sie solche an andern Höfen nach Würden rühmen, oder aus Furcht der Beschämung verschweigen sollten? (— —)

— Die meisten Fürsten heurathen nach dem Nutzen des Staates. Hier kam es auf die Personen an. Und gewiß wenn uns der Himmel gleich befraget, und alles unserm Willen überlassen hätte: so hätten wir doch nichts erwählen können, als was er bereits erwählet hatte. Denn was für eine Vergnügung war es nicht, als eine so übernatürliche Schönheit mit einer so übermenschlichen Tapferkeit; ein so reicher Verstand mit einer so unergründlichen Weisheit; eine so sittsame Hurtigkeit mit einer so schnellen Bedachtsamkeit; eine so unaussprechliche Anmuth mit einer so weltgepriesenen Treue; eine so durchdringende Sanftmuth mit einer so heilsamen Gerechtigkeit; und, damit ich nicht zu sehr mit Worten spiele, Keuschheit mit Mäßigkeit; Geschicklichkeit mit Erfahrenheit; Majestät mit Majestät; Vollkommenheit mit Vollkommenheit; und also gleiches mit gleichem vermählet ward? Was für eine Vergnügung war es nicht, wann wir in diesen hohen Vermählten alles Ruhmwürdige ihrer Verfahren und Anverwandten, und in diesem vereinigten Schatze, aller Schätze der ganzen Erden sahen? Wenn der eine

über die feindlichen Armeen, die andere über die Herzen der Feinde siegte; und kein Gesandter oder Fremder zurückging, welcher nicht seinem Herrn nebst der Unüberwindlichkeit unsers Helden auch die Unvergleichlichkeit unsrer Königin rühmte? (— —)

— Wir haben es bisher für Fabeln gehalten, was die Poeten von der Gestalt der Venus, von Minervens Verstande, von Penelopens Tugend und von der Hurtigkeit der Atalanta schreiben. Hier sahen wir alle in einer Person, und noch mit merklichem Unterschiede: daß unsre Königin eine Venus, aber ohne Laster; eine Minerva, aber vermählt; eine Penelope, aber ohne Versuchung; eine Atalanta, aber unüberwindlich war." u. s. w.

Man könnte sich versucht fühlen, zu glauben, das Gefühl eines Mannes, der sich in so seltsamen rhetorischen Verrenkungen gefällt, sei nicht ächt gewesen; allein wir würden ihm bei solchem Schlusse Unrecht thun. N. war allerdings einer der eifrigsten Vaterlandsfreunde, und hat fast sein ganzes Leben damit zugebracht, Friedrichen zu loben, und sein Volk glücklich zu preisen. Dafür ist er von dem Könige, der ihn gar nicht gekannt und nie gelesen zu haben scheint, niemals belohnt worden; doch hat er, wie sich von selbst versteht, nie aufgehört, ihn zu lieben und zu rühmen, da er ihn einmal geliebt und gerühmt hatte. Es scheint, als habe Besser, der gewissermaßen ein poetisches Monopolium zu besitzen glaubte, dem immer mehr verarmenden N. den Weg zu dem sonst so milden und so freudig schenkenden Friedrich versperrt.

Warum übrigens der unglückliche N. nicht natürlich und einfach redet, ist klar, wenn man seine Schriften kennt. Er meinte, es sei, wie er es jetzt mache, vornehmer, und in der Vornehmheit doch auch herzrührender.

# Beilage U.

Auf Leopolds Tod ist eine Lobrede erschienen von Samuel von Königsdorf, Syndicus in Breslau, welche damals allgemein und auch späterhin noch von Vielen für ein Meisterstück der Beredsamkeit gehalten wurde. Sie giebt zugleich einen Beleg, wie man den Fürsten überschätzte; wenigstens ist erst sehr lange Zeit nach Leopolds Tode eine reinere Ansicht über ihn entstanden. Wir theilen deshalb hier Einiges aus jener Rede mit.

„Der Erdkreis ist niemals in einer größeren Bestürzung gewesen, als er sich in gegenwärtigen Zeiten befindet. Die Regiersucht hat fast alle Völker erreget, und die Königreiche wieder einander gestoßen; und wollte gern aus derselben Zertrümmerung sich ein Reich aufbauen, dessen Beherrscher die Borbonier (sic); und ihre Unterthanen das menschliche Geschlecht sein sollen. Europa rauchet allenthalben von dem angelegten Feuer. (— —) *) So gar sind die Länder verwüstet, und die Städte umgekehret, daß die Erde ihre vorige Gestalt verlohren; und den Einwohnern nichts, als das allgemeine Elend übrig verblieben! die Wasser sieht man von Blute aufgeschwellet: und der Ocean wird bald dem rothen Meere seinen Namen zweifelhaft machen. Seine Fluthen verschlingen ganze Flotten; dadurch wird der Abgrund — seicht: (— —)

Bei diesen Bekümmernissen ist das empfindlichste Unglück, daß der starke Atlas, welcher die fallende Welt aufgehalten, der allerdurchlauchtigste, großmächtigste und unüberwindlichste

*) Dies Zeichen (— —) bedeutet Auslassungen.

Fürst und Herr, Herr Leopold der Große (hier folgt der fast endlose Titel), mein im Leben gewesener allergnädigster Herr, durch den Tod entkräftet worden." u. s. w.

Der Redner nimmt dann fast sämtliche Tugenden, deren Namen irgend ein Lexicon aufweisen kann, durch, und eignet sie dem Fürsten zu, wodurch wir freilich kein Bild von ihm bekommen können. Dennoch möchten wir jene Rede nicht so ganz gering schätzen, da sie doch redlich gemeint zu sein scheint, und das freilich sehr unmäßige Pathos doch von Anfang bis zu Ende sich gleich bleibt. Noch weniger aber möchte ich in den fast wüthenden Tadel einstimmen, mit welchem manche neuere Schriftsteller Leopolden belegen. Die Wahrheit liegt hier in der Mitte.

---

Bei

# Beilage X.

Leopold, Fürst von Dessau, ist längst von den Preußen als der Ihrige betrachtet worden, und zwar mit vollem Rechte, da er, unbefriedigt durch den Gedanken, als Deutscher Reichsfürst sein schönes Ländchen ruhig zu regieren, sich stets an eine größere Macht anschloß, um für sie, gleichsam als Connetable, zu walten und zu wirken. Diese größere Macht war Preußen, von dem er, als reiner Protestant, das Heil Deutschlands und Europa's mit Zuversicht erwartete. In Preußen brachte er fast sein ganzes Leben zu, wenig bekümmert um sein Fürstenthum, das, wie ein wohleingerichtetes mechanisches Kunstwerk, sich in gemessener Ordnung auch ohne seine Beihülfe fortbewegte.

Er war geboren am 3. Julius 1676, und empfing gleichsam die Weihe für Preußen durch seinen Vater, Johann Georg von Anhalt, der sich durch stets würdiges Benehmen die Freundschaft des großen Kurfürsten in so hohem Grade erworben hatte, daß dieser, so oft er abwesend war, ihm die Statthalterschaft übertrug. — Schon in früher Jugend zeigte Leopold die entschiedenste Abneigung gegen ein stilles sitzendes Leben, so wie leider aber auch für die Wissenschaften und Künste. Desto größeren Eifer bewies er für den Soldatenstand und das Soldatenwesen, ein Eifer der ihn sehr rühmlich auszeichnete. Dennoch würde Leopold noch bei weitem rühmlicher in der Geschichte dastehen, wenn er dem leuchtenden Vorbilde des großen Kurfürsten gefolgt wäre, und jenen Eifer mit wissenschaftlicher Bildung — eine Vereinigung, die Gottlob in unseren Tagen nicht

selten ist — wirklich vereinigt hätte. So aber verachtete er die Wissenschaften auf eine betrübende Weise; völlig überzeugt, daß ein natürlich heller Verstand und jener angeborene Enthusiasmus zu einem genügenden Ziele führen würden.

Allerdings führten sie auch zu manchem mehr oder weniger bedeutenden. Er ist als Erfinder der eisernen Ladestöcke bekannt; noch mehr aber durch die große Gewandheit, Schnelligkeit und Taktmäßigkeit, die er den Bewegungen der Preußischen Armee zu geben wußte, weshalb er unermüdet die zweckmäßigsten Übungen anstellen ließ, zugleich aber auch eine furchtbare Strenge einführte, die, wenn auch in sich selbst wohl begründet, doch bei einzelnen Unter-Befehlshabern zur unnatürlichen Härte ausarten konnte. Schon im siebzehnten Jahre seines Alters (1693) erhielt er das Regiment seines verstorbenen Vaters zu Halle, machte bald darauf eine militärische Reise durch Italien und wohnte zwei Jahre darauf der Belagerung von Namour thätig bei. Im zwanzigsten Jahre war er bereits Generalmajor. Der Ryswiker Friede unterbrach seine Thätigkeit auf kurze Zeit, bis endlich der Spanische Erbfolgekrieg ihn in desto glänzenderem Lichte erscheinen ließ.

Eugen schätzte Leopolds Tapferkeit und rühmte sie oft öffentlich; doch konnte ihm, dem vielseitig Gebildeten, die Unwissenschaftlichkeit nicht entgehen, mit der und in der jener Fürst zufrieden war. Daher sein bekanntes Wort über ihn.

Friedrich II., der L. völlig durchschauete, sagte von ihm: „Er war die Seele aller kriegerischen Veranstaltungen, ein Mann von heftigem und eigensinnigem Charakter, lebhaft aber vorsichtig in seinen Unternehmungen, und besaß, neben der Tapferkeit eines Helden, die Erfahrung der schönsten Feldzüge Eugens. Er war von wilden Sitten, einem übermäßigen Ehrgeiz, in der Belagerungskunst geschickt, ein glücklicher Krieger, aber ein

schlimmer Bürger, aller Unternehmungen eines Marius und Sylla fähig."

An einem andern Orte (Memoires etc. T. II. p. 199 ff.) rühmt er zuvörderst dessen Kriegsthaten, und setzt dann hinzu: Ce prince joignoit beaucoup de prudence à une rare valeur: mais avec beaucoup de grandes qualités, il n'en avoit guéres de bonnes.

Überaus befremdend sind die Nachrichten über ihn in den Memoiren der Markgräfin von Baireuth (Tübingen, 1810), einem Werke, das die genaue Prüfung noch nicht gefunden hat, zu der es aufzufordern scheint.

Das Volk, froh des Wackeren und Vortrefflichen, welches ihm an Leopold sichtbar wurde, betrachtete ihn mit Ehrfurcht und Liebe, und da diese Vereinigung bei tüchtigen und freien Menschen am Ende in fröhliches Vertrauen überzugehen pflegt, so nannte man ihn, mit Beseitigung aller seiner Titel, nur den „alten Dessauer." Daß er auch der „alte Preuße" sei, ward so ganz und gar vorausgesetzt, daß davon gar nicht mehr die Rede sein konnte.

# Beilage X.

Andreas Schlüter, geb. zu Anfang der sechsziger Jahre zu Hamburg, zog noch sehr jung mit seinem Vater nach Danzig, wo er durch den bald darauf erfolgten Verlust desselben in Armuth gerieth. Seine Lehrer in der Bildhauerkunst waren von geringem Talent; doch nur um desto freier entwickelte sich das Seinige. Auch in Warschau, wo er 1691 war, und für den König von Polen arbeitete, fand er keine bleibende Stätte, bis endlich Friedrich ihn kennen lernte, und 1694 mit 1200 Thalern Gehalt (für die damalige Zeit wol nicht weniger als jetzt das Vierfache) als Hofbildhauer nach Berlin rief, wo er zugleich die kunstfähige Jugend in der „einzurichtenden Akademie der Künste" leiten und lehren sollte.

Hier nun zeigte sich sein herrliches Talent und unermüdlicher Fleiß auf die erfreulichste Weise. Das Hauptgebäude des Schlosses zu Charlottenburg, die stehende Statue Friedrichs (jetzt im Zeughause), die Larven sterbender Menschen im Hof des Zeughauses, das Zeughaus selbst zum Theil, die Statue des großen Kurfürsten, die neue Aufbauung und Verschönerung des Berlinischen Schlosses (vielleicht des bedeutungsvollsten in Europa), die vielen Statuen und Verzierungen von Gips und Marmor in demselben, das berühmte Grabmal eines Berlinischen Bürgers in der Nicolaikirche (wobei die personificirte Verwesung ein schreiendes Kind faßt), die marmorne Kanzel in der Marienkirche, u. s. w. alles dies, und noch so vieles andere Bewunderungswürdige, ist sein Werk.

Obwohl ihn späterhin die unverdiente Ungunst des Königs

drückte, so verließ er dennoch Berlin nicht, sondern arbeitete muthig fort, bis zu Friedrichs Tode, für den er auch den Sarg modellirte. Erst dann begab er sich nach Rußland, wo er aber nur wenige Monate gewirkt haben kann, denn schon zu Anfang des Jahrs 1714 starb er.

Ungern nur gehen wir von diesem vortrefflichen Mann und Künstler zu seinem Feinde Eosander von Göthe über. Er war ein geborner Schwede. Das Jahr seiner Geburt ist ungewiß; doch finden wir ihn bereits 1692 in Berlin. Friedrich ließ ihn ihn nach Italien und Frankreich reisen, und machte ihn nach seiner Rückkunft zum Hauptmann und Hofbaumeister; allein er vermochte nicht, ihm einen höheren Geist einzuhauchen. Seine meisten Arbeiten zeigen Liebe zur Buntheit und Verschnörkelung, und nur wenige erheben sich über das Mittelmäßige. 1704 und 1712 wurde er zu Karl dem Zwölften mit Friedensvorschlägen gesandt, da man ihn als gebornen Schweden zu diesem Geschäft besonders geeignet hielt. Er fand aber kaum Gehör und seine Sendungen blieben fruchtlos.

Die Klagen über sein anmaßendes, und, wenn es galt, verstecktes und hämisches Betragen sind allgemein. Um nicht den Anschein zu haben, als sei er es, welcher Schlütern stürze, bediente er sich fremder Stimmen, die er durch mannigfaltige Intriguen zu gewinnen gewußt hatte. Da ihm das gelungen war, konnte er selbst öffentlich den Großmüthigen spielen. Später aber kam doch alles an den Tag, da die Getäuschten selbst gestanden, daß sie von ihm irre geleitet seien und nun öffentlich ihre Reue, so wie ihre besseren Ansichten von Schlüter mittheilten. Nach Friedrichs Tode verließ er sogleich die Preußischen Dienste, lediglich nur, weil Friedrich Wilhelm, wie billig, seinen Gehalt verringern wollte. Er ging in Schwedische Dienste, ward aber bei der Eroberung von Stralsund Preußischer Kriegs-

gefangener, und erhielt die Erlaubniß auf sein Ehrenwort, sich nach Frankfurt am Main zu begeben. Hier verließ ihn sein Glück und er gerieth in Schulden, bis er endlich in Sächsische Dienste ging, wo er in einer sehr ansehnlichen Stelle 1729 starb.

Vgl. „Nachrichten von den Baumeistern, Bildhauern u. s. w. welche vom dreizehnten Jahrhunderte bis jetzt in und um Berlin sich aufgehalten haben. Berlin 1786. S. 103 bis 12 und Seite 83 bis 86. — Was auf der letzt genannten Seite noch in einer Note von einer verhaßten Handlung Eosanders erzählt wird, scheint leider nur zu gegründet, das es aus den Akten gezogen worden; ist aber zu widerlich, um hier erzählt zu werden.

---

## Beilage Z.

Johann Porst, geb. am 11. December 1668, im Baireuthischen, war von armen aber frommen Eltern erzogen, und fand schon früh in sich den göttlichen Beruf, dereinst als Lehrer des Christenthums aufzutreten. In Speners Werken fand er endlich das volle Licht, und lediglich um ihn zu sehen und zu hören reisete er 1695 nach Berlin. Er fand die Aufnahme, die sich erwarten ließ, und seine Richtung ward vollendet. Im Jahr 1698 ward er Prediger in Malchau, wo er, wie Küster erzählt, eine so „große Unwissenheit“ und zum Theil auch „Ruchlosigkeit“ bei mehreren Mitgliedern der Gemeinde antraf, daß kaum die Kräfte Eines Menschen hinzureichen schienen, um hier gründlich zu wirken. Indessen zeigte sich auch hier die Macht eines vollendet edeln Willens; denn schon nach

sechs Jahren war jener Ort durch ihn völlig verwandelt. 1704 ward er Prediger auf dem Friedrichswerder, und 1709 Beichtvater bei der Königin Sophie Luise, in welchem Amte er aber, wie bereits oben erzählt worden, das Unglück hatte, dem Könige zu misfallen. Indessen zeigte sich bald, daß Friedrich dennoch keinesweges die großen Verdienste des Mannes verkannte; denn er selbst war es, welcher ihn späterhin zum Probste in Berlin erwählte. Porst, in bescheidenem Mistrauen gegen seine Kräfte, trug Bedenken, das wichtige Amt anzunehmen; doch der König ließ ihn rufen und sagte: „Gott selbst und kein Mensch hat mir's in's Herz gegeben, ihn zum Probst von Berlin zu verordnen. Darum kann er versichert sein, daß die Vocation göttlich sei.“ (S. Lange's Schrift: „Gestalt des Kreuzreichs Christi.“) Jene Worte scheinen um so merkwürdiger und zeigen um so größere Theilnahme für P., da sie im Januar 1713 gesprochen worden, wo der König, schmerzlich krank und den Tod erwartend, dennoch einen Mann vor sein Bette rief, mit dem er einst in einer Beziehung unzufrieden gewesen war, und den er jetzt beruhigen wollte.

Unter Friedrich Wilhelm I. stieg Porsts Ansehen noch höher; ja es scheint, man habe in ihm den Stellvertreter Speners zu erblicken geglaubt, mit dem er allerdings manches sehr würdige Ähnliche hat, obwohl er ihn, nach unserer Ansicht, doch nicht ganz erreicht.

Ununterbrochene Arbeiten und die Hinneigung zu einer gewissen gelinden Schwermuth, von der sich manche Spuren finden, erschöpften endlich seine Gesundheit. Er achtete das nicht, sondern predigte fort, obwohl er es zuletzt fast nur unter Brustkrämpfen thun konnte. Er schien dem Körper gar nicht verstatten zu wollen, irgend eine Tücke gegen den Geist auszuüben, und der Gedanke des Todes war so weit entfernt ihn zu schrecken, daß

er ihn im Gegentheil mit einer Art von jauchzendem Triumph begrüßte. Noch am Tage vor seinem Abscheiden prüfte er mit großer Sorgfalt einen Candidaten, ging dann in seinen Amtsverrichtungen aus, besorgte sie mit gewöhnlicher Kraft, ward auf dem Rückwege vom Schlage gerührt und starb am andern Tage mit freudiger Ergebenheit (9. Januar 1728) in einem Alter von 59 Jahren und 28 Tagen.

Seine Schriften sind zahlreich, und es lebt in ihnen ein strenger und kräftiger, mitunter vielleicht ein wenig herber Geist und Buchstabe. Sehr berühmt geworden und von bedeutender Gelehrsamkeit zeugt besonders das Werk, in welchem er fast jegliche sogenannte öffentliche Vergnügungen als unstatthaft bekämpft. Es hat die unmäßig lange Aufschrift: „Eilfertig entworfenes und wiederholtes Zeugniß der Wahrheit, wider alle in der Christenheit übliche Lustbarkeiten der Opern, Comödien, und andern Spielen, aus der berühmten Kirchen-Lehrer, Reformirter, Lutherischer und Papistischer Theologorum, gottseliger Politicorum und vernünftiger Heyden ihren Schriften, aus Liebe zur Wahrheit, dem in weltlichen Lüsten aber trunkenen armen Christenvolk zur Warnung und Besten zusammengetragen, gantz ohne allen Zusatz eigener Worte, außer was zur Connexion hat geschehen müssen.“ 1706.

Wichtiger und erfreulicher für uns ist das von ihm gesammelte und herausgegebene Gesangbuch, welches zuerst unter der Aufschrift: „Geistliche liebliche Lieder,“ 1708 erschien, seitdem aber sehr häufig neu aufgelegt worden ist. Obwohl einzelne Lieder weg zu wünschen wären, so ist doch die Mehrheit von so ausnehmender Vortrefflichkeit und Kernhaftigkeit, daß fast alle späterhin erschienenen Sammlungen dieser Art vor der Porstischen zurücktreten müssen.

# Beilage AA.

Wir haben der Würde der Geschichte nicht angemessen gehalten, in diesem Werke selbst von der Gemüthsart und dem Betragen der Gräfin Wartenberg entscheidende Proben zu geben; doch würde allerdings eine Lücke entstehen, wenn wir nicht wenigstens in einer Beilage darüber einiges mittheilten. Wir folgen dabei dem Baron von Pöllnitz, der jene Frau allerdings recht wohl kannte.

Da die Ceremonien bei öffentlichen Aufzügen damals mit großer Wichtigkeit betrieben wurden, so hatte die Emporkömmlingin durchzusetzen gewußt, daß ihr, als Gemahlin des ersten Ministers, der Platz unmittelbar nach den Prinzessinnen von Geblüt zugestanden worden war; ja es war ihr sogar gelungen, durch eine Summe von zehntausend Thalern, auch der Herzogin von Holstein-Beck den Rang abzugewinnen. Dadurch aber wurden die Frauen der fremden Gesandten beleidigt, insonderheit die des Holländischen, Namens von Lintlo, welche beschloß, sich einst öffentlich an ihr zu rächen. Sie wählte dazu den unpassendsten Tag, den der Taufe der Prinzessin Friederike Sophie Wilhelmine, zu dessen Feier alle bedeutende Frauen des Hofes eingeladen worden waren.

Madame de Wartenberg et de Lintlo s'y trouvèrent. Lorsqu'on se mit en marche, la comtesse suivit immediatement Madame la marggrave (de Schwedt, belle soeur du roi); mais lorsqu'il s'agit de passer la derniere porte de l'appartement, madame de Lintlo, qui s'étoit cachée derriere

une portiere, s'élança hors de son embuscade, et coupa heureusement le pas à la comtesse. Celle-ci la saisit par la robe et l'arrête. La Hollandaise moins forte, mais plus agile, ne pouvant avancer, fait adroitement une conversion, saute legerement, et derange adroitement la coëffure de la comtesse, qui à son tour lui donne quelques coups de poing. Le scandal eut été poussé plus loin, si Mr. de Besser, grand maitre de cérémonie, n'eut separé les combattantes. Le champ de battaille demeura à la comtesse, qui pour trophée emporta une barbe de la coëffure de son ennemie. (S. die Memoires S. 331).

Wir haben dieſen widerlich ſpaßhaften Streit mit Pöllnitzens Worten erzählt; aber wir werden uns wohl hüten, ihn ſelbſt hier weiter fortfahren zu laſſen; denn er hat das Benehmen des Königs offenbar misverſtanden. Allerdings thut es auch uns herzlich leid, daß er gezwungen war, zu verlangen, der Gräfin ſolle eine Abbitte geſchehen, ein Umſtand, über den wir uns nicht wundern dürfen, wenn wir erſt mit der Verwunderung fertig ſind, daß ihr überhaupt einmal ein ſolcher Rang zugeſtanden wurde. Daß er aber den Generalſtaaten gedroht habe, ſeine Truppen aus Flandern zu ziehen, im Falle man jene Abbitte nicht bewillige, das würden wir nur dann glauben, wenn ganz andere Quellen ſich zeigen, als der eilfertige und ſorgloſe Pöllnitz gewähren kann. Wir vertrauen ihm völlig, ſo oft von Hoffeſten und Hofkabalen die Rede iſt, Dinge die er völlig durchſchaute; daß wir ihm aber in tieferer Hinſicht nicht gänzlich trauen, iſt wohl durchaus gerechtfertigt, durch die Urtheile Friedrichs des Großen über ihn, die wir als bekannt vorausſetzen. Außer P. aber hat noch Niemand Friedrichen beſchuldigt, daß er ſo ſeltſam gedrohet habe.

Noch ungleich widriger erſcheint die Gräfin im Verhältniſſe

zu

zu der Königin Sophie Louise. Sie hatte wohl gesehen, daß diese nicht geliebt wurde, und glaubte nun ihren Übermuth ungestraft auch an ihr auslassen zu können. Während einer Abwesenheit Friedrichs (in Leipzig, wohin ihn König August geladen,) hatte die Königin, wegen einer leichten Unpäßlichkeit, das Zimmer nicht verlassen, wo sie sich mit einer Arbeit beschäftigte, durch die sie ihn bei seiner Zurückkunft überraschen wollte. Da aber die Zeit drängte, so bat sie die Damen des Hofes, ihr zu helfen, die denn auch gar gern erschienen; doch leider konnte sie auch nicht vermeiden, die Gräfin Wartenberg mit einzuladen.

La reine (so erzählt Pöllnitz weiter) n'ignorait pas, que la comtesse n'aimait pas à travailler; mais elle crut lui faire honneur en la faisant venir. Un jour la reine étant assise à son métier et les dames à l'entour d'elle, elle voit entrer dans sa chambre un homme inconnu, qui tenoit un cabaret garni de tasses dans une main, et une caffetière dans l'autre. La reine, surprise, demande ce que c'étoit. La comtesse de Wartenberg, prenant la parole, dit d'un air familier, que c'étoit son valet de chambre, qui lui apportoit du caffé. La reine, outrée de depit, lui dit de sortir de sa présence et de ne s'y présenter jamais. La comtesse reçut cet ordre en faisant de grands éclats de rire et repondit: Ah! c'est ce qu'il faudra voir. Ces paroles mirent la reine dans une si furieuse colère, qu'elle appela du monde pour la faire jetter par la fenêtre: heureusement il ne se trouva personne à la main, et la comtesse eut le temps de se retirer. (S. die angeführten Memoires T. I. S. 347. ff.) Wir sind müde geworden, weiter abzuschreiben, und meinen auch keinesweges nöthig zu haben, dergleichen fatale Geschichten in unsere edle Deutsche Sprache zu übersetzen. Nur dürfen

wir nicht übergehen, daß Friedrich, nach seiner Zurückkunft, der Gräfin befahl, der Königin Abbitte zu thun, eine Strafe, die wegen ihrer Gelindigkeit kaum Strafe genannt werden kann. Tiefere Demüthigung ward der Gräfin bereitet durch eine Russin, die Frau von Matweoff; da aber die Geschichte abermals auf den Rangstreit hinausläuft, so erlassen wir uns, dieselbe mitzutheilen, wollen aber die Leser auf die Memoires S. 348 ff. verweisen.

Übrigens ist der Gräfin nie eine eigentliche Strafe zuerkannt worden, außer durch die Absetzung ihres Gemahls, wodurch auch sie den bequemen Wirkungskreis für ihr ruhelos unsittliches Treiben verlor.

# Druckfehler.

S. 20 Z. 23 lies Melac und Crequi
— 63 — 9 v. u. lies Limburg
— 65 — 11 v. u. — Huy
— 145 — 10 v. o. — Clemens
— 240 — 10 v. u. — Ueber der
— 236 — 10 v. o. Caëtano

Weniger bedeutende wird der günstige Leser leicht selbst verbessern.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Horn, Franz,

Friedrich der Dritte, Kurfürst von Brandenburg

Berlin 1816
Bor. 99 m
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10013246-2